

50 Bildbetrachtungen

Ein Anhang zur Online-Dogmatik
von Pfr. Dr. Thomas Gerlach / August 2023

www.evangelischer-glaube.de

Simbergs Engel	2	Absalom	104
Der Seewandel Jesu	7	Von den bösen Weingärtnern	108
Sisyphus	11	Hiobs großer Glaube	113
Böcklins Toteninsel	15	Goethes "Faust" im Wahn	118
Gottes Zorn und Gnade	20	Johannes der Täufer	123
Vanitas	23	Volkszählung zu Bethlehem	128
Versuchung	27	Isaaks Opferung	133
Die Geburt Christi	31	Christopherus	137
Jakobs Kampf am Jabbok	35	Die Verleugnung des Petrus	142
Die witembergisch Nachtigall	38	Pilatus und die Wahrheit	147
Jeftahs Tochter	41	Josef von Arimathäa	153
Lamm Gottes	45	Okkultismus	157
Martin Luther predigend	49	Wachsamkeit	163
Mutlos, lustlos und verdrossen	53	Bileams Eselin	165
Turmbau zu Babel	58	Krippe und Kreuz	171
Blinde Blindenführer	62	Sodom, Lot und Christus	175
Die Gerasener Schweine	65	Sollten Christen erlöst aussehen?	179
Kain und Abel	69	Irrgarten und Labyrinth	185
Gesetz und Gnade	74	Der Heuwagen	192
Belsazars Gastmahl	77	Christus erhebt Einspruch	197
Christus als Apotheker	80	Der Sturz des Ikarus	202
Die Verklärung Christi	84	Der Engelsturz	207
Jeremia	88	Am Scheideweg	212
Mit hörenden Ohren nicht hören	94	Was ist Religion	214
Christus trägt sein Kreuz	100	Schutzmantelmadonna	216

Simbergs Engel



[Hugo Simberg](#) creator QS:P170,Q263080 , [The Wounded Angel - Hugo Simberg](#), [CC BY 4.0](#)

Manch einer wird sich über dieses seltsame Gemälde wundern. Denn man weiß ja nicht recht, was da in der nordisch-kargen Landschaft eigentlich zu sehen ist. Sind das zwei Kinder und ein Engel? Oder sind es drei Kinder, von denen sich eines als Engel verkleidet hat? Der Junge, der vorausgeht, ist auffällig schwarz gekleidet – als wenn er eigentlich zu einem Trauerzug gehörte. Oder ist er bloß Lehrling in einem Handwerk, das sich so dunkel kleidet? Er schaut jedenfalls starr und traurig auf den Weg, spricht kein Wort und setzt seine Schritte behutsam, damit die Patientin, die er transportiert, nicht noch einmal Schaden leidet. Ein Engel sitzt da auf der Krankentrage (oder ein Mädchen als Engel gekleidet) mit schön geschwungenen Flügeln – und doch in kläglichem Haltung. Denn offenbar handelt es sich um einen „gefallenen“ Engel, einen verletzten Gottesboten, dem etwas zugestoßen ist. Wollte dieser Engel besonders hoch fliegen und geriet dabei in Turbulenzen? Wollte sie eine Friedensbotschaft überbringen oder einen Streit schlichten – und wurde dafür verprügelt? Ist das Mädchen einfach bei den Proben für eine weihnachtliche Aufführung von der Bühne gestürzt? Oder ist ihr bei Blumenpflücken etwas zugestoßen? Der Engel hat jedenfalls noch ein Sträußchen in der Hand, das

sie nicht loslässt. Sie wirkt im Übrigen aber sehr verletzlich – und mit den nackten Füßen in der rauen Landschaft auch ziemlich deplatziert. An der Stirn, unter dem Verband, vermutet man eine Wunde. Oder sollten gar die Augen verbunden sein, weil unser Engel durch den Unfall erblindet ist? Auf dem linken Flügel entdecken wir Blutspuren und weiter unten ist dieser Flügel sogar angebrochen. Das viel zu lange weiße Gewand schleift im Schmutz der Straße. Und man fürchtet fast, dass der hintere Träger beim nächsten Schritt darauf treten wird. Denn anders als sein Freund vorn schaut er nicht geradeaus, sondern schaut uns an mit einer Mischung aus Trauer, Trotz, stillem Vorwurf und vielleicht schlechtem Gewissen. Auch dieser Junge steht mit seiner derben Kleidung und dem kräftigen Schuhwerk in deutlichem Kontrast zur Zartheit des Engels. Und auch er schweigt – trotz seines viel-sagenden Blickes. Doch niemand erzählt uns die ganze Geschichte, die sich ereignet hat. Vielmehr zieht die seltsame Gruppe schweigend an uns vorüber, trägt den verwundeten Engel vielleicht nach Hause oder zum Arzt – und lässt uns als Betrachter mit einer Mischung aus Trauer und Ratlosigkeit zurück. Selbst wenn wir den finnischen Maler Hugo Simberg kennen, hilft uns das nicht weiter. Denn er hat sein 1903 vollendetes Bild nie erklärt. Und er löst auch unsere Fragen nicht auf, sondern gibt einfach alle Fragen an uns zurück mit dem Blick des hinteren Jungen, der so vieles bedeuten kann. „Was ist das bloß für eine Welt,“ sagt dieser Blick, „in der Engel unter die Räder kommen?“ Und: „Wo seid ihr gewesen als die Unschuld verwundet wurde?“ „Lacht ihr etwa über das naive Menschenkind, das etwas Schönes und Reines darstellen wollte und dabei auf die Nase fiel?“ Derselbe Blick könnte aber auch bedeuten: „Ich habe es ihr doch gleich gesagt, sie wollte ja nicht auf mich hören!“ Hat dieser Engel vielleicht versucht, das Himmlische auf der Erde und das Ideale in der rauen Wirklichkeit zu beheimaten, so dass seine Wunden vergleichbar wären mit den Wunden Christi? Oder haben wir ein Bild vor uns, das die Menschheit insgesamt darstellt, den Menschen „an sich“, der als Ebenbild Gottes zu Hohem berufen ist, der die Bestimmung hat, sich über das Primitive und Animalische hinaus zu erheben zu Reinheit, Heiligkeit und Güte – und der für den Versuch, dieser Bestimmung zu entsprechen, regelmäßig abgestraft wird? Ist das der Idealismus, der immer auf die Nase fällt? Ist das Mädchen ein zweiter Ikarus, der der Sonne zu nahe kam, dabei erblindete und abstürzte, weil er zu hoch hinaus wollte und sich zu viel vornahm? Haben wir ein Sinnbild des Menschen vor uns, der gut sein möchte und sich dabei immer wieder eine blutige Nase holt? Der zarte Engel repräsentiert alle Tugenden, deren Menschen fähig sind. Und doch hat ihn die Realität unsanft auf den Boden zurückgeholt. Ein Misserfolg hat ihm die Flügel gestutzt. Der hintere Träger aber fragt uns, warum das so sein muss. Warum siegen in dieser Welt immer wieder die Skrupellosen, die Zyniker, Spötter und Gewalttäter, während man die Sensiblen verletzt nach Hause trägt? Warum kommen die Boten des Himmels immer so arg herunter, dass am Ende ihr strahlendes Gewand im Dreck der Straße schleift? Warum ist das Böse in dieser Welt so mächtig – und das Gute so hilflos? Unser Bild gibt auf all das keine

Antwort. Der Maler gibt nicht vor, die Antwort zu kennen. Es erzählt seine Geschichte bewusst mit vielen Lücken. Die Stimmung des Bildes ist aber umso eindeutiger. Und sie kann darum unsere persönliche Geschichte in sich aufnehmen, wenn auch die Enttäuschungen enthält, Verluste, Selbstvorwürfe und stillen Zorn. Ja, gerade wenn wir traurig sind und Enttäuschung mit uns tragen wie eine offene Wunde, können wir einstimmen in die verhaltene Klage dieses Bildes – dass doch etwas ganz grundsätzlich nicht stimmt mit dieser Welt. Denn so wie auf diesem Bild niemand eine glückliche Figur macht, so geht es ja bei nüchterner Betrachtung auch uns. Auch wir sollten eigentlich Gottes Boten sein! Wir sollten einander zum Segen sein, sollten einander den Frieden bringen, Hilfe und Gerechtigkeit, Wärme und Güte. Aber gerade dort, wo einer seine besten Seiten zu zeigen versucht, stößt er sich oft wund an dieser Welt und erleidet persönliche Niederlagen. Gerade die Besten kommen regelmäßig unter die Räder. Und die Anderen, die sich gar nicht erst getraut haben idealistisch zu sein, stehen schuldbewusst daneben. Denn viele wagen nicht, Engel zu sein. Und die wenigen, die es ernsthaft versuchen, scheitern oft kläglich. Am Ende aber hat das Leben beide verwundet. Einer trägt den anderen zum Arzt und letztlich auf den Friedhof – weil es wieder einmal nicht glücken wollte. In jedem Menschen versuchen Himmel und Erde so harmonisch zusammenzukommen wie in einem Engel! Denn jeder von uns ist berufen, als Gottes Ebenbild etwas widerzuspiegeln von der Weisheit, Liebe und Gerechtigkeit seines Schöpfers. Und doch hat am Ende seines Lebens keiner auch nur die Hälfte davon verwirklicht. Keiner kann halten, was der Himmel sich von ihm versprach, und keiner kann so lange bleiben, bis es ihm gelingt. Keiner bringt sein Leben zu Ende, ohne Schuld auf sich zu laden. Und gerade die Besten kommen mit gebrochenen Flügeln nach Haus. Vergänglich und vergeblich scheint dann unser Streben, wenn Krankheiten uns das Gefieder zerzausen und wir unvollendet dem Tod entgegengehen. Denn so ziemlich das Beste, was wir in diesem Leben werden können, ist ein verwundeter Engel. Und das Zweitbeste ist ein handfester Kerl, der verwundete Engel aufsammelt und nach Hause trägt. Doch wenn das so ist, in dieser Welt – wenn hier gerade die Besten unter die Räder kommen, so dass kein Engel ungeschoren davonkommt – was machen wir dann mit dieser Einsicht? Haben wir dann nicht allen Grund, dieses Erdenleben mit Skepsis zu betrachten und nur ein Provisorium darin zu sehen, weil wir hier doch niemals sein können, was wir sein sollen? Und müssen wir dann nicht nach einer anderen Welt fragen, in der Engel nicht fremd, deplatziert und gefährdet, sondern heimisch sind? Müssen wir nicht nachdrücklich die himmlische Welt herbeisehnen, in der jener peinliche Widerspruch zwischen dem, was wir sein sollten, und dem, was wir sind, endlich aufgehoben wird? Müssen wir nicht ungeduldig auf den Tag warten, da Gottes Boten überall willkommen sind, da die Sanftmütigen nicht mehr zu den Verlierern zählen, sondern das Erdreich besitzen, die Barmherzigen Barmherzigkeit erlangen, und alle, die reinen Herzens sind, Gott schauen (Mt 5,3-10)? Tatsächlich kommt dieser Tag – es kommt jene Welt. Und allein dieser Glaube bewahrt uns vor zu

großer Melancholie. Denn das Diesseits schreit förmlich nach einem Jenseits. Das Unrecht dieser Welt stinkt zum Himmel. Und der droben ist, wird's dabei nicht belassen. Unsere heutige Welt ist so skurril und so traurig wie dieses Bild. Und wer um die wahre Bestimmung des Menschen weiß, muss darüber enttäuscht und zornig sein. Unsere Friedhöfe sind voll von Menschen, die ihre Ideale begraben, bevor man mit ihnen dasselbe tat. Der stille Schmerz, den unser Bild ausdrückt, ist die Signatur der unerlösten Welt. Doch Gott schaut sich nicht unbegrenzt an, wie seine Engel barfuß über Dornen gehen. Er passt auch seine Kinder nicht dieser trüben Welt an, sondern wird diese Welt passend machen für seine Kinder. Denn Gott hat uns und alle Welt dazu bestimmt, mit hineingezogen zu werden in die Auferstehung seines Sohnes, in seine Lebendigkeit, Gerechtigkeit und Heiligkeit. Und wie es die Offenbarung sagt, wird Gott einen neuen Himmel und eine neue Erde schaffen, in der keinem Engeln mehr Unheil droht: „...er wird bei ihnen wohnen, und sie werden sein Volk sein, und er selbst, Gott mit ihnen, wird ihr Gott sein; und Gott wird abwischen alle Tränen von ihren Augen, und der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid noch Geschrei noch Schmerz wird mehr sein; denn das Erste ist vergangen“ (Offb 21,3-4). Unsere Welt hat heute einen schwarzen Trauerband, ein böser Riss geht mitten durch sie hindurch. Doch Gott wird's dabei nicht belassen. Zur rechten Zeit wird er die Dunkelheit vertreiben. Und dann wird sich, wer in diesem Leben etwas verloren hat, in der Gemeinschaft Gottes hundertfach entschädigt finden. Wer in der Zeit gelitten hat, wird feststellen, dass dies in der Ewigkeit nicht mehr ins Gewicht fällt. Und die da hungern und dürsten nach Gerechtigkeit, die sind dann satt. Die Barmherzigen haben Barmherzigkeit erlangt. Und die Sanftmütigen besitzen das neue Erdreich. Die Verfolgten haben dann Ruhe gefunden. Und die Friedfertigen freuen sich ohne Ende, weil sich im Himmel aller Streit erübrigt. Die Hoffnung hat dann aufgehört, weil sich alles erfüllte, was Gott versprach. Und das Predigen kann aufhören, weil die Erkenntnis Gottes alles überflutet. Fragen und Zweifel hören auf, weil alle Rätsel gelöst sind. Und nur die Liebe hört nicht auf, weil sie bleiben wird in Ewigkeit. All das hat Gott zugesagt, wir dürfen fest damit rechnen. Wenn wir aber nicht wissen, wann es so weit ist – was können wir bis dahin tun?

Nun, ich schlage vor, dass wir uns in der Zwischenzeit die Kinder auf Simbergs Gemälde zum Vorbild nehmen, indem wir nach Unschuld und Reinheit streben – oder wenigstens der Unschuld beistehen, wenn sie mal wieder unter die Räder kam. Vielleicht versuchen wir den Engel in uns zu wecken und probieren es mit Sanftmut, Liebe und Wahrhaftigkeit! Wenn aber nicht, können wir immerhin das Zweitbeste tun und den verwundeten Engeln beistehen, die versucht haben, was wir nicht wagten, und dabei verletzt wurden. Wer immer für Gottes Wahrheit eintritt, wird in dieser Welt Verfolgung erleiden und man wird ihn zu einem Mühseiligen und Beladenen machen. Für jeden aufrechten Menschen steht in dieser Welt ein Kreuz bereit, denn es kann uns darin ja nicht besser gehen als unserem Herrn! Es ist auch völlig in Ordnung und ist ehrenhaft, wenn wir uns in der Nachfolge

Jesu einen gebrochenen Flügel holen. Wenn's dazu aber nicht reicht, können wir uns zumindest derer annehmen, denen es so gegangen ist. Wir können die auf-sammeln, die sich an dieser Welt und ihrer Gemeinheit wund gestoßen haben. Wir können ihnen eine provisorische Trage bauen, ihre Wunden verbinden und sie nach Hause schaffen. Im Krieg zwischen Gut und Böse braucht man Sanitäter für die vielen geschundenen Seelen. Und deren tapfere Ausdauer erwächst daraus, dass sie fest auf Gottes Zusagen vertrauen. Denn das Leid dieser Welt schreit zwar zum Himmel. Unser Gott aber ist keineswegs taub, sondern kommt, um die Tränen zu trocknen. Er kommt mit Legionen von Engeln, die robuster sind als der auf unserem Bild. Und er lässt der Tragik nicht das letzte Wort. Dass wir aber im Vertrauen darauf unseren Frieden finden und in der Zwischenzeit für die verwundenen Engel unser Möglichstes tun – dazu helfe uns der, der allmächtig ist und barmherzig und ein Gott voller Trost!

Der Seewandel Jesu



Walking on Water / Ivan Aivazovsky, Public domain, via Wikimedia Commons

Der sogenannte „Seewandel“ Jesu (Mt 14,22-33) gehört zu den merkwürdigsten Berichten des Neuen Testaments und wird entsprechend häufig missverstanden. Denn meist wird nur das spektakuläre Naturwunder wahrgenommen. Der eine sagt dann: „Toll, Jesus konnte übers Wasser gehen!“ Und der andere grinst und erwidert: „So ein Quatsch, das glaubt doch kein Mensch!“ Vielleicht reden sie noch darüber, dass es ein tolles Gefühl sein müsste, trockenen Fußes über einen See zu marschieren – wenn denn so etwas möglich wäre. Aber dann ist das Gespräch zu Ende, und der Bericht bleibt unverstanden. Denn dem geht es gar nicht um ein sensationelles Kunststück Jesu, sondern um den Glauben des Petrus. Betrachten

wir die Abfolge der Ereignisse: Ausgangspunkt des Geschehens ist die Speisung der 5000, die am See Genezareth stattfindet. Die große Menschenmenge beginnt sich am Nachmittag aufzulösen, weil alle noch einen Heimweg vor sich haben. Und Jesus treibt auch seine Jünger an, ins Boot zu steigen und voranzufahren auf die andere Seite des Sees. Denn er will noch zwei Dinge erledigen. Zum einen verabschiedet er das Volk. Er bleibt, bis alle gegangen sind. Und dann will er für eine Weile seine Ruhe haben und allein sein, steigt auf einen Berg und betet dort, bis es Abend wird. Die Jünger auf dem See kommen währenddessen aber in Schwierigkeiten, denn sie haben kräftigen Gegenwind und hohen Seegang. Ob Jesus von ihrer kritischen Lage weiß und zu Hilfe kommt, oder ihnen einfach folgt, weil es Zeit ist, wissen wir nicht genau. Doch schreibt Matthäus, es sei in der vierten Nachtwache gewesen, dass er zu ihnen kam. Und das wäre zwischen 3.00 Uhr und 6.00 Uhr morgens. Die Jünger sehen eine Gestalt auf ihr Boot zukommen. Und es ist verständlich, dass diese Erscheinung sie in große Unruhe versetzt. Die Jünger erschrecken und rufen: „Es ist ein Gespenst!“ Sie schreien vor Furcht. Denn das geht ja nicht mit rechten Dingen zu, wenn da einer über den wild bewegten See gewandert kommt! Jesus aber mutet ihnen den Schrecken zu, ohne damit unbedingt einen Zweck zu verfolgen. Vielleicht sieht er einfach keinen Grund, seine Fähigkeiten vor den Jüngern zu verbergen. Er ist göttlichen Wesens und hat darum mit den Naturgesetzen kein Problem. In ihm steckt schließlich die ganze Macht des Schöpfers! Die geschockten Jünger muss er aber beruhigen und sagt darum: „Seid getrost, ich bin's; fürchtet euch nicht!“ Ob das wohl gleich geholfen hat? Wenn ich mir die Jünger so vorstelle – durchnässt und übermüdet vom nächtlichen Rudern, zugleich aber am Rande der Panik, weil mitten auf dem See ein Gespenst erscheint, das draußen vor dem Boot auf dem Wasser steht – da nehme ich nicht an, dass Jesu Worte sie sofort beruhigten. Denn wer weiß, ob's wirklich Jesus ist? Die Erscheinung im Morgengrauen ist eine Zumutung! Sie bleibt erstmal vieldeutig! Petrus aber zeigt starke Nerven: Er traut sich, dem vermeintlichen Gespenst zu antworten, und scheint geradezu todesmutig. Denn er sagt: „Herr, bist du es, so befiehl mir, zu dir zu kommen auf dem Wasser.“ Das ist ein seltsamer Vorschlag. Und man weiß nicht, wozu er gut sein soll. Auch die Anderen im Boot werden sich gefragt haben, was den Petrus treibt, so einen Wunsch zu äußern. Denn schließlich drückt sein Satz doch Zweifel aus: „Herr, bist du es, so befiehl mir, zu dir zu kommen auf dem Wasser.“ Petrus ist keineswegs sicher, dass er es mit Jesus zu tun hat. Und wenn die Erscheinung wirklich ein Dämon wäre – hätte der nicht Spaß daran, Petrus in den Untergang zu locken? Warum ist er so wild drauf, auch mal übers Wasser zu laufen, dass er alle Vorsicht vergisst? Das Wagnis ist eigentlich nur zu verstehen, wenn er Jesus zweifelsfrei erkannt hat. Jesus aber – warum lässt er sich drauf ein? Wozu soll es gut sein, dass Petrus übers Wasser geht? Ist das etwa eine Mutprobe? Nun, aus Jesu Sicht macht die Sache vielleicht Sinn, weil er seine Jünger nicht nur hier, sondern immer wieder zum Vertrauen ermuntert und sie im Vertrauen regelrecht trainiert. Jesus ist in eigener Person das Wort Gottes. Und

dem Wort Gottes zu vertrauen, darin besteht der Glaube, den Jesus fordert. Der übermütige Vorschlag des Petrus kann ihm daher gefallen haben. Und so sagt er wirklich: „Komm her!“ Da beweist Petrus seinen Glauben, steigt tatsächlich aus dem Boot und geht über das Wasser auf Jesus zu. Er richtet seinen Blick und seine Zuversicht ganz auf Christus. Und dadurch kann er wirklich, was dieser kann, bis es Petrus schließlich doch mit der Angst bekommt. Schon etwas vom Boot entfernt sieht er den Wind, sieht die Wellen und die schwarze Tiefe unter sich. Er zögert kurz. Sein Mut sinkt. Und mit dem Mut beginnt sofort auch Petrus zu sinken. Denn sobald er auf die Bedrohung starrt und Jesus aus dem Blick verliert, gewinnt die Bedrohung Macht über seine Gedanken. Alle Gewissheit schwindet, Angst kommt hoch, und Petrus schreit: „Herr, hilf mir!“ So scheitert er an der Glaubensprüfung, die er selbst vorschlug. Er kann es Jesus nicht gleichtun. Und seine Selbstüberschätzung wird peinlich sichtbar. Jesus zögert aber keinen Moment, seinen Apostel aus der Misere zu retten, streckt sogleich die Hand aus, ergreift Petrus und sagt mit nur leichtem Tadel: „Du Kleingläubiger, warum hast du gezweifelt?“ Dann steigen die zwei ins Boot, und der Wind legte sich. Mit Jesu Zugriff kehrt Frieden ein. Die Anderen aber lösen sich aus Angst und Erstarrung und ziehen aus ihrem Erlebnis die einzig logische Konsequenz, indem sie vor Jesus niederfallen und bekennen: „Du bist wahrhaftig Gottes Sohn!“ Nun, wären wir dabei gewesen, hätten wir uns wohl angeschlossen. Da wir aber nicht dabei waren – was kann uns die Geschichte bedeuten? Müssen wir uns ärgern, weil wir verpasst haben, was die Jünger damals sehen durften? Nein. Zumindest ist Jesus nicht der Meinung, dass jeder gläubige Mensch so etwas erleben müsste. Denn sonst hätte er ja am helllichten Tage übers Wasser laufen können, als die 5000 von der Speisung noch da waren. Das fand er offenbar nicht nötig. Wenn uns das nächtliche Ereignis auf dem See aber dennoch berichtet wird, dann weil es ein Lehrstück des Glaubens ist und eindrücklich zeigt, dass einem Menschen nicht helfen kann, was er aus den Augen verliert. Oder ist es nicht genau das, was Petrus schmerzlich erfährt? Solange er vertrauensvoll auf Jesus schaut, ist es dieser Jesus, der ihn trägt. Und sobald er auf die drohenden Wellen schaut, sind es die Wellen, die ihn verschlingen. Denn wie kann es anders sein? Wie soll ein Mensch vertrauen, wenn er den nicht mehr sieht, der ihm Grund gibt, zu vertrauen? Wie kann er glauben, wenn er nicht mehr im Blick hat, woran er glaubt? Wie soll das seine Seele beruhigen, was er nicht in seiner Seele festhält? Wie soll ihm Gottes Wort Frieden schenken, wenn er nichtinhört? Und wie soll er Segen empfangen, wenn er den Segnenden nicht anschaut? Die Ängste des Petrus drängen sich im falschen Moment in den Vordergrund. Er gibt ihnen zu viel Raum. Er ist nicht mehr fokussiert. Und als seine Aufmerksamkeit dann dem Sturm gehört, den Wellen und dem Abgrund unter seinen Füßen – da hat Petrus keine Aufmerksamkeit mehr übrig für Gott. Der Kontakt bricht ab. Und Petrus verliert den Kopf, weil er seinen Kopf von Christus wegwendet. Das aber ist nicht verwunderlich. Denn alles, worauf ein Mensch starrt, gewinnt Macht über ihn. Die Augen sind die Fenster seiner Seele. Und wohinein er

sich schauend versenkt, das versenkt sich auch in ihn. Was er intensiv betrachtet, daran gewinnt er Anteil. Und worum seine Gedanken kreisen, das wird ihm auch emotional zum Mittelpunkt. Statt unverwandt auf Christus zu schauen, befasst er sich dann mit vielerlei Sorgen, Wünschen und Nöten. Er verliert dabei Christus aus dem Blick, beobachten ängstlich die Wellen und geht auch prompt in ihnen unter. Denn er erliegt einer verzerrten Wahrnehmung. In Wahrheit sind unsere Sorgen bloß zeitlich, und unsere Hoffnung ist ewig. Im Grunde können Christen ganz gelassen sein! Doch wenn wir den Sorgen viel Aufmerksamkeit schenken und Gott nur wenig, dann erscheinen uns die Sorgen bald riesengroß und Gott im Verhältnis dazu klein. Natürlich ist das eine üble Täuschung – denn was kann die Welt einem Menschen tun, wenn Gott ihn davor behüten will? Was können ein paar Wellen dem Petrus schaden, wenn Christus höchstpersönlich ihn zu sich ruft! Doch wenn wir den Fokus unserer Aufmerksamkeit dahin verschieben, wo er nicht sein sollte, sehen wir das nicht mehr, verlieren Gott aus dem Blick und versinken in unserer Angst. Die Quintessenz der Erzählung ist darum, dass Glaube Konzentration erfordert, ja – dass Glaube genau genommen eine Form der Konzentration ist. Der Glaube fixiert sein Ziel. Und solange er sich nicht ablenken lässt, schreitet er mit traumwandlerischer Sicherheit voran. Der Glaube konzentriert das Vertrauen auf einen Punkt jenseits der eigenen Person. Auf diesen Punkt konzentriert er unser Hoffen und Lieben. An ihm macht er uns fest. Und an seiner Kraft – an Christi Kraft! – lässt uns der Glaube teilhaben. Denn wo das Vertrauen ungeteilt ist, vermag der Glaube Berge zu versetzen. Da geht der Gläubige unbeschadet übers Wasser, geht durch Feueröfen und auch durch den Tod. Denn da tragen ihn nicht seine eigenen Füße oder sein eigener Wille, sondern es trägt ihn Gottes Wille und Befehl. Glauben heißt Laufen mit Gottes Kraft. Denn der Glaube geht, wohin Gott ihn ruft. Und so mahnt uns das Beispiel des Petrus, die Hemmnisse unseres Lebens nicht dadurch größer zu machen, dass wir gebannt darauf starren, sondern diese Hemmnisse stets im Zusammenhang zu sehen mit Gottes Macht und Treue. Denn neben der wirken sie so klein, wie sie es tatsächlich sind. Und das heißt: wenn Gott uns ruft, können wir alle übers Wasser gehen. Denn wir sollen es nicht durch unsere eigene Kraft tun, sondern durch seine. Und für die ist nichts zu schwer.

Sisyphus



Sisyphus / Titian, Public domain, via Wikimedia Commons

In der Jugend ist das Leben eine aufregende Sache. Denn man verändert sich von Jahr zu Jahr, viele Dinge geschehen zum ersten Mal – und fast alles ist neu. Für Kinder hält jeder Tag Überraschungen bereit. Und darum erscheint ihnen das Leben auch spannend. Ihre Emotionen gehen schnell hinauf und herunter. Mit zunehmendem Alter greift dann aber Routine um sich, die Überraschungen werden seltener, und die Wiederholungen häufiger. Man kennt sich irgendwann aus. Und das hat Vorteile, insofern mehr Ruhe einkehrt. Das Leben verläuft in gewohnten Bahnen. Und doch macht uns das Gleichförmige nicht nur fröhlich. Sondern es wirft auch die Frage auf, ob das nicht Stagnation ist, wenn man immer wieder dasselbe tut. Die Aufgaben, die das Leben mit sich bringt, bleiben sich im Wesentlichen gleich. Sie kehren immer wieder. Und so werden wir sie im kommenden Jahr ebenso wenig „abschließend erledigen“ wie im vergangenen Jahr. Denn was

unsere Tage füllt, und was unsere Arbeit erreicht, hat immer nur vorübergehenden Bestand. Und alles, was wir uns vornehmen, ist ein bisschen wie Staubwischen. Es mag eine Hausfrau noch so gründlich Staubwischen – sie wird doch nie wirklich fertig damit. Denn eine Woche später liegt der Staub wieder da. Schon bevor sie den Lappen zur Hand nimmt, weiß sie, dass ihr Sieg über den Staub nicht dauerhaft sein wird. Sie weiß, dass ein Erfolg sich immer nur vorübergehend einstellt. Sie weiß, dass sie ihre Aufgabe nie abschließend erledigen kann. Und sie darf dennoch in ihrem Bemühen nicht nachlassen. Nun – ist unser Leben nicht insgesamt von dieser Art? Wir werden nie ganz fertig. Alle unsere Ergebnisse sind nur Zwischenergebnisse. Alle Siege sind nur Etappensiege. Und nichts, was wir erledigen, ist „ein für allemal“ erledigt. Denn die Lösungen von gestern gebären die Probleme von heute – und aus den Lösungen von heute erwachsen die Probleme von morgen. Sind wir an einem Ende fertig, können wir am anderen gleich wieder anfangen. Und während die Tage kommen und gehen wird uns bewusst, dass die Aufgabe, die uns das Leben stellt, prinzipiell unabschließbar ist – gerade so wie bei Sisyphus. Kennen sie Sisyphus? Sisyphus ist eine Gestalt aus der griechischen Mythologie: ein Mann, der sich für besonders schlau hielt und es darum wagte, sich mit dem Göttervater Zeus anzulegen. Der Legende nach hat Sisyphus den Zeus dabei beobachtet, wie er eine liebliche Nymphe entführte. Und es wäre sicher klug gewesen, diesbezüglich den Mund zu halten. Doch Sisyphus wollte aus seinem Wissen Kapital schlagen. Für eine entsprechende Gegenleistung verriet er dem Vater der Nymphe nicht nur den Täter, sondern gleich auch noch das Versteck, in das Zeus die Nymphe gebracht hatte. Der bloßgestellte Zeus zürnt natürlich! Und er zögert nicht, den frechen Menschen zu bestrafen. Zweimal entkommt der listige Sisyphus den Boten des Zeus. Dann aber wird er in die Unterwelt verschleppt und dort zu jener schrecklichen Strafe verdammt, die ihn berühmt gemacht hat. Er muss nämlich einen schweren Marmorstein mit großer Kraftanstrengung einen steilen Hügel hinaufwälzen. Sobald er sich aber schwitzend und keuchend dem Gipfel nähert, sobald er glaubt das Ziel erreicht zu haben, entgleitet der tückische Stein seinen Händen und rollte den ganzen Hang wieder hinunter in die Tiefe. Sisyphus muss dann hinuntersteigen und sein schweißtreibendes Werk von neuem beginnen. Meter für Meter stemmt er seine Last wieder den Hang hinauf – und weiß doch genau, dass der Stein, wenn er oben ist, nicht liegen bleiben wird, sondern erneut hinunterrollt. Immer wieder geschieht das grausame Schauspiel. Niemals wird Sisyphos mit seiner Arbeit fertig. Niemals hat seine Mühe bleibenden Erfolg. Sinnlos ist sein Unterfangen, und unerfüllbar die Aufgabe, mit der er sich quält. Doch aufhören darf Sisyphus nicht. Und ob er je von seiner Strafe erlöst werden kann, ist ungewiss. Nun ist das Ganze bloß eine antike Sage. Aber es hat schon mancher im Geschick des Sisyphus ein Gleichnis des menschlichen Lebens gefunden. Und viele haben sich in Sisyphus wiedererkannt. Denn stemmt nicht auch jeder von uns seinen Stein? Die Hausfrauen, die gegen den Staub angehen, obwohl der Staub immer wiederkehrt, sind da wohl das harmloseste Beispiel!

Anderswo stillen Eltern mit Mühe den Hunger ihrer Kinder. Aber der Hunger kehrt immer wieder. Die Polizei verfolgt weltweit Verbrechen. Aber jeden Tag werden wieder neue Verbrechen begangen. Die Lehrer haben nie zu Ende gelehrt, denn es wächst immer neue Dummheit nach. Die Forscher haben nie zu Ende geforscht, denn die Fragen werden nicht weniger. Und die Ärzte haben auch nie zu Ende geheilt, denn die Krankheiten sterben nicht aus. Was immer Menschen tun – sie sind stets ein bisschen wie Sisyphus. Die Steine, die wir heute auf unseren Hügel hinaufgewuchtet haben, rollen morgen wieder herunter. Und die Steine, die heute heruntergerollt sind, werden wir morgen wieder hinaufstemmen. Warum aber tun wir das? Tun wir's, weil wir uns etwas vormachen? Tun wir's, weil wir dazu verurteilt sind wie Sisyphus? Oder tun wir's vielleicht bloß, damit der Stein nicht über uns siegt? Wenn's so wäre, so läge viel Bitternis darin, viel Trotz und vielleicht auch Heldenmut – auf jeden Fall aber ein großes Maß an Enttäuschung. Und wir müssten den Gott dann hassen, der uns daran hindert, unsere Aufgabe zu vollenden. Wir müssten zornig aufbegehren gegen den, der die Welt so eingerichtet hat, dass die Steine nie auf der Spitze des Hügels liegenbleiben. Doch würde sich das mit dem christlichen Glauben vertragen? Könnten wir unseren Schöpfer noch als „lieben Vater“ anreden, wenn wir unser Leben als Strafe betrachteten? Nein. Und darum ist es ein Glück, dass der Glaube eine Alternative bietet. Denn um im Bild zu bleiben: Der Glaube befreit uns zwar nicht von unserem Stein. Aber er befreit uns von dem Wahn, dass unser Stein auf der Spitze des Hügels liegen bleiben müsste. Der Glaube gibt uns die Freiheit, auch mit unvollendeten Werken getrost zu leben, weil wir das Vollenden aller Werke Gott überlassen dürfen. Der Glaube weiß, dass Vollendung und Vollkommenheit Gottes Sache sind – und das auch immer bleiben: wir machen Vorläufiges, er macht Endgültiges! Darum können wir uns im Glauben fröhlich eingestehen, dass alles kurzlebig ist, was unsere Hände bewerkstelligen, und dürfen trotzdem unbekümmert sein. Denn neidlos überlassen wir es Gott, Ewiges zu schaffen. Und je mehr wir es ihm überlassen, um so weniger muss uns plagen, was den Sisyphus plagt. Denn der leidet ja weniger unter seiner Situation, als unter dem Irrglauben, ihm müsse möglich sein, was nur Gott möglich ist. Den Sisyphus quält der Wahn, vollenden zu müssen, was er nicht vollenden kann. Wir aber wissen, dass wir, was wir nicht vollenden, getrost in Gottes Hände legen dürfen. Natürlich kennen wir trotzdem das Seufzen des Sisyphus und seine Mühe – es ist nun mal Menschenschicksal, mit der Welt nie wirklich fertig zu werden. Die Bibel stimmt in dieses Seufzen sogar mit ein, weil ja wirklich „alles eitel“ ist und „Haschen nach Wind“ (Pred 1,14). Aber was tut's? Wir wissen doch, dass Gott die losen Fäden unseres Lebens ordnen und sinnvoll verknüpfen kann. Gewiss ist es Menschenschicksal, dass unsre Werke Fragment bleiben. Aber was tut's? Unser Gott vermag aus allem Stückwerk etwas Rundes zu machen. Ich bin vergänglich? Was tut's? Wenn er doch ewig ist und treu? Ich bin schuldig? Was tut's? Wenn er doch barmherzig ist und gnädig? Ich bin dumm? Was tut's? Wenn doch mein Gott voller Weisheit ist? Und wenn er mir verordnet Staub zu

wischen, Kinder zu unterrichten oder sonst eine Arbeit zu tun, die nie zu Ende kommt – soll ich mir dafür zu schade sein? Soll ich nicht lieber fröhlich und neidlos akzeptieren, dass der große Gott kleine Menschen gemacht hat, die mit ihren begrenzten Kräften immer nur begrenzte Ziele erreichen? Muss ich jammern, weil meine Erfolge so vergänglich und unvollkommen sind, wie ich selbst vergänglich und unvollkommen bin? Nein. Natürlich ist es ärgerlich, wenn der Stein mal wieder unseren Händen entgleitet und den Hügel hinabpoltert. Aber wenn Gott dann von uns erwartet, hinterherzugehen und ihn neu anzupacken, dann muss das ein Christ nicht als Strafe sehen. Es ist nicht sinnlos und erfordert auch keinen tragischen Helden. Sondern es erfordert lediglich Menschen, die an ihrem Ort ihr Bestes geben, ohne dabei die Erfolgsaussichten zu überschätzen. Natürlich stimmt's, was wir vom Prediger Salomo hören: „Man gedenkt des Weisen nicht für immer, ebenso wenig wie des Toren, und in künftigen Tagen ist alles vergessen“ (Pred 2,16). Aber einen Grund zum Murren und Fluchen kann ich darin nicht finden. Denn als Christen unterscheidet uns etwas von Sisyphus: Anders als er dürfen wir Vertrauen haben zu dem Gott, der uns unsere Aufgaben verordnet. Und wenn sie uns auch Mühe machen, so müssen wir sie doch nie ansehen als Strafe eines sadistischen Zeus, der uns damit sinnlos quälen will. Sondern wir nehmen sie als Prüfungen aus der Hand des himmlischen Vaters, dessen Pläne auch dann Sinn haben, wenn wir diesen Sinn nicht begreifen.

Gott weiß, wozu unser irdisches Treiben gut ist. Und wenn's wirklich einmal zu nichts mehr gut ist, wird er's zu beenden wissen. Eines Tages nämlich wird Christus wiederkommen und vollbringen, was wir nicht vermochten: Er wird den Fels des Sisyphus nehmen und wird ihm das Rollen abgewöhnen – Christus wird ihn auf dem Gipfel des Hügels fixieren. Und der Fels wird sich danach keinen Millimeter mehr bewegen, sondern dort oben wird er bleiben als wäre er festgewachsen. Denn der jüngste Tag wird alles Unfertige auf Erden vollenden. Da wird das Halbe voll, und das Krumme gerade. Und wer sich in seinem Leben vorkam, als sei er Sisyphus, der wird an diesem Tag frei sein und wird die müden Glieder strecken dürfen. Darum – wenn sie sich wieder einmal wie Sisyphus fühlen, wenn sie die Sehnsucht quält, vollendet zu sein oder vollendete Werke zu tun, dann schlagen sie sich das möglichst bald aus dem Kopf und denken sie daran: Ihr Stein muss nicht auf dem Gipfel liegen bleiben, denn Vollendung ist allein Gottes Sache. Die Steine, die wir wälzen, sind unseren Kräften ganz angemessen. Und wir müssen auch nicht fürchten, dass diese Steine über uns siegen könnten. Sondern Christus wird siegen, der schon heute an unserer Seite geht, um unsere Lasten mit uns zu tragen. Dieses Mit-Tragen war der Sinn seiner Menschwerdung. Das Mit-Tragen war auch der Sinn seiner Kreuzigung. Und Christi Mit-Tragen hat unsere Lage zum Guten gewendet. Darum lassen sie uns nicht so tun, als sei unser Leben eine griechische Tragödie. Sondern geben wir unserem Stein einen Tritt, packen wir ihn unverdrossen an und gehen wir unseren Weg weiter – unter Gottes gutem Geleit.

Böcklins Toteninsel



Die Toteninsel III / Arnold Böcklin, Public domain, via Wikimedia Commons

Dieses Bild ist ziemlich berühmt und hat schon vielen Menschen tiefen Eindruck gemacht, weil es so eine feierliche Stille ausstrahlt, weil's schön ist, traurig und traurig-schön, weil's geheimnisvoll wirkt – und irgendwie auch gruselig. Der Maler, Arnold Böcklin, hat zwischen 1880 und 1886 fünf Fassungen davon gemalt. Und die ersten beiden sind noch düsterer als diese dritte, weil sie die Insel bei Nacht zeigen. Aber Tag oder Nacht – irgendwie liegt ein Mysterium über der Szene. Und auch mit genügend Licht kann man lange draufschaun, ohne wirklich einzudringen. Denn das Bild bleibt abweisend kühl und verrät nicht viel mehr, als was man gleich auf Anhieb sieht. Die Insel da ist nicht wirklich groß. Und ihr Fels wurde offenbar von Menschenhand zu einer Begräbnisstätte gestaltet. Da sind ein paar Stufen, Simse, offene Nischen und Höhlen. Und weil dort keiner wohnt, außer den Toten, ist die Ausstattung entsprechend karg. Irgendwo zwischen den Zypressen muss es wohl hindurchgehen. Man weiß nicht wie weit. Und dahinter könnte es noch Treppen geben, enge Pfade oder vielleicht Durchgänge auf die Rückseite der Insel. Man würde das gern erkunden. Wenn's zwischen den Bäumen aber nicht weitergeht, wäre man mit der Besichtigung in 10 Minuten fertig – und wüsste wohl weiter nicht viel zu tun. Denn da passiert ja nichts, außer dem, was wir im Vordergrund erkennen. Zwei Menschen sind im Ruderboot unterwegs, um einen Sarg zur Insel bringen. Und man schaut schon deshalb auf sie, weil allein sie etwas Leben und Wärme ins Bild bringen. Die beiden geben sich offenbar Mühe, hier jemand in Ehren zu bestatten. Denn der Sarg ist mit Blumen geschmückt, und die stehende, weiße Gestalt scheint darüber zu wachen wie über eine Kostbarkeit.

Es ist ein Tun der Liebe. Der Verstorbene ist immer noch wertgeschätzt. Man hat den Aufwand nicht gescheut, den Sarg an diesen Ort zu transportieren wie ein teures Gut, das es hier abzuliefern gilt, damit es in gute Hände kommt. Aber „abliefern“ an wen – und wozu überhaupt? Wer sonst ein Paket liefert, kennt einen Empfänger, der drauf wartet, der sein Päckchen aufmacht – und sich freut. So liefert man Nahrung, damit jemand satt wird. Man liefert Besucher zu einer Versammlung, weil sie sonst vermisst würden. Man liefert Kinder in die Schule, damit sie dort lernen. Man liefert Arbeiter in eine Fabrik, weil die sonst stillstünde. Aber hier? Wer hätte auf den weißen Sarg schon gewartet? Sieht das Ganze vielleicht nur feierlich aus – und in Wahrheit geht's ganz pragmatisch nur darum, einen Leichnam loszuwerden? Ist das nicht der Zweck jedes Friedhofs, dass er uns dieses Problems entledigt? Und bietet sich die Insel nicht als „Endlager“ an, weil sie sonst zu nicht viel zu gebrauchen wäre? Gibt man dem Tod einen Ort in maximaler Abgeschlossenheit, damit er die Lebenden nicht beim Leben stört?

Die sterblichen Überreste einer Person bringen uns tatsächlich in Verlegenheit. Denn so gern wir den Menschen noch bei uns hätten, müssen wir seinen Leib doch irgendwo „deponieren“. Und wenn wir's auch so schön feierlich tun wie auf dem Bild, ist es doch seltsam. Denn ein Schmuckstück bringt man zur Aufbewahrung an einen sicheren Ort. Aber was sind das für seltsame Tresore, die man in den Felsen haut, um etwas hineinzulegen – in dem Wissen, dass man nie kommen wird, um es zurückzuholen? Da wird etwas würdig aufbewahrt: durchaus! Aber für was eigentlich, für wen – und für wann? Für jeden Tag oder für keinen, für den jüngsten Tag oder für die Ewigkeit? Die weiße Figur steht jedenfalls da und schaut zum Ufer, als müsste dort jemand zum Empfang erscheinen, der den Verstorbenen entgegennimmt. Aber es ist ein verlassener Ort, und keiner wartet dort, dem man den Verstorbenen „zu treuen Händen“ übergeben könnte. Man will sich irgendwie kümmern. Aber bald hat es sich ausgekümmert. Und wenn die zwei Lebenden mit ihrem Boot wieder verschwunden sind, hat auch ihre Fürsorge ein Ende, und die Stille des Ortes könnte bald unerträglich werden. Denn da ist ja nicht mal eine Möwe am Himmel oder ein Vogel im Baum, der singen könnte. Da herrscht eine unnatürliche Ruhe, die beklommen macht. Und überhaupt passen die zerzausten Wolken am Himmel ziemlich schlecht zum kaum bewegten Wasserspiegel. Zu diesem Wolkenbild würde meines Erachtens Wind gehören. Aber die See liegt so glatt da wie bei völliger Flaute. Soll uns das etwa zeigen, dass die Stürme des Lebens über die Toten hinweggehen, ohne ihre Totenstille im Geringsten zu stören?

Mancher mag diese Insel friedvoll finden – mir scheint sie gerade durch die große Ruhe bedrohlich. Und ihre Rundung mit dem Waldesdunkel in der Mitte erinnert doch irgendwie an einen aufgerissenen Schlund. Dort hinein verschwinden sterbliche Überreste. Und keine Fortsetzung folgt, bis höchstens nach Jahr und Tag wieder so ein Boot einen neuen Sarg bringt, um wieder irgendwen „zu seinen Vätern zu versammeln“ – wie man so sagt. So merke ich denn, dass ich mit dieser Toteninsel nicht warm werde. Und der Grund dürfte sein, dass sie eine Sackgasse ist.

Beinahe wie ein Endlager für abgebrannte Brennstäbe. Da führt ein Weg hin. Aber es führt kein Weg mehr weg. Das Kind in mir würde gern auf diesen Felsen herumklettern. Aber was zum Donner sollte man dann weiter tun? Natürlich kann man einwenden, die Frage sei falsch gestellt. Denn die Toten brauchen keinen Zeitvertreib! Aber was brauchen sie dann? Das Bild macht ratlos und hält uns in dieser Ratlosigkeit fest! Denn wenn wir einen der Unseren würdig bestatten, wird ihm das Grab zur neuen Heimat – und die Gräber auf der Insel haben bestimmt mehr Stil als so mancher Friedhof! Aber was nützt den Toten das schöne Ambiente? Die Wolken sehen sie nicht und das Meer riechen sie nicht. Man bringt sie dahin – aber man bringt sie wozu? Ist's bloß, weil man sie nicht behalten kann? Werden sie abgelegt wie alte Kleider? Macht man einen Punkt im Meer, wie man ein Punkt setzt hinter eine Geschichte – aber eben keinen Doppelpunkt, der auf Fortsetzung verwiese? Wahrlich, die Behausungen, die wir da sehen, brauchen keine Türen. Denn wer mal drin ist, kann ohnehin nicht raus. Und wer noch lebend draußen ist, will freiwillig nicht hinein.

Immerhin – wer genau hinsieht, erkennt, dass der Maler selbst in seinem Bild vorkommt. Denn über der äußersten rechten Grabhöhle, die abgewandt im Schatten liegt, sind die Initialen A.B. zu lesen. Sie stehen für Arnold Böcklin, den Maler selbst. Und das verändert unseren Blick. Denn offenbar hat sich da einer mit seinem eigenen Tod auseinandergesetzt. Und wenn man seine Biographie betrachtet, wundert das auch nicht. Denn Böcklin verlor im Laufe des Lebens acht seiner vierzehn Kinder. Und als er sich diesem Motiv hier widmete, hatte er altersbedingt auch schon mit einer schweren Erkrankung zu tun, die ihn sehr schmerzhaft beim Malen behinderte, und tiefe Depressionen bis hin zu Suizidgedanken nach sich zog. Müssen wir uns also einen höchst melancholischen Künstler vorstellen, der sich in Todessehnsucht einen schönen Ort ausmalt, wo er sich imaginär mit seinen Angehörigen zur letzten Ruhe betten will? Oder ist die Insel gar ein Symbol seiner Erwartung über den Tod hinaus? Ist das vielleicht gar kein diesseitiger Insel-Friedhof, sondern Böcklins Vorstellung vom Jenseits? Wenn, dann hat er's jedenfalls verschmäht, auf christliche oder antike Symbolik zurückzugreifen, die ja verschiedenste Bilder des Jenseits angeboten hätte. Doch Böcklin zitiert nichts von alledem, was in Glaubenswelten so vorkommt: kein Kreuz und kein Phönix ist zu sehen, kein Walhalla, kein Olymp oder Hades und kein Dante'sches Inferno. Das alles fällt aus. Und so meine ich plötzlich zu verstehen, was hier passiert ist. Denn bei all dem Pathos und der feierlichen Stille ist dem Maler anscheinend der Glaube abhandengekommen. Er ist ein Zeitgenosse Feuerbachs, Nietzsches und anderer Gottesleugner. Und so bringt ihn der Verlust des Himmels in die Verlegenheit, dass er – über den Tod nachdenkend – seinen Toten kein Ziel mehr anzugeben vermag und den verlorenen Himmel kurzerhand durch eine Insel ersetzt. Die ist zwar nicht „jenseits“ dieser Welt, sondern nur „jenseits“ des Meeres. Aber ein anderes „Jenseits“ steht Atheisten nicht zu Gebot. Und irgendein Ziel, irgendeine Richtung müssen die Gedanken des Trauernden doch nehmen! Irgendetwas will er sich

vorstellen! Und so wird hier die Begräbnisstätte zu einer Zuflucht der Toten überhöht. Dem Insel-Friedhof fehlt alle Symbolik – sei sie christlich oder antik, religiös oder profan, östlich oder westlich. Und doch füllt die Insel eine Leerstelle, wo in der Weltanschauung des Malers sonst eine Lücke klaffte. Er will ein Bild davon haben, wohin er unterwegs ist. Er glaubt keinen Himmel, mag erst recht keine Hölle – und das bloße „Nichts“ wäre ihm zu wenig. Darum malt er sich eine Toteninsel. Es ist durchaus eine schöne Insel – mit Stil und Atmosphäre! Aber was nützt mir ein gemaltes Jenseits, außer, dass ich das Bild an die Wand hängen kann? Gewiss will jeder, dass seine Verstorbenen noch irgendwo sind. Das „nirgendwo“ ist ein Ungedanke! Aber diese Insel ist eben doch eine Verlegenheitslösung und ein „Endlager“, mit dem ich nicht warm werde. Mit all seinem Pathos stößt es mich ab, weil's als Sackgasse gedacht ist. Und mir wird bewusst, dass ich als Christ gewohnt bin, ein Grab anzusehen wie eine Bushaltestelle. Natürlich geht man dorthin, um zu warten! Aber doch gewiss nicht, um Wurzeln zu schlagen und ewig zu bleiben. Sondern man wartet da bloß auf den Bus und freut sich, wenn das Wartehäuschen inzwischen ein wenig Schutz bietet. Aber mehr will und erwartet man von seinem Grab doch nicht! Denn man will schließlich auch an der Bushaltestelle nicht wohnen. Man will da nicht bleiben. Man wartet darauf, abgeholt zu werden zu einem besseren Ziel! Der christliche Friedhof ist als „Gottesacker“ auf eine Ernte angelegt. Er ist ein Wartesaal für den jüngsten Tag. Und weil sie einer solchen Perspektive entbehrt, ist auch die schönste Phantasie einer Toteninsel kein Ersatz für das wirkliche Jenseits, die Auferstehung und das ewige Leben. Mag ein Künstler auch gekonnt mit Metaphern spielen, mit hintersinnigen Bildern und Symbolen – als Christen erwarten wir doch mehr als eine bloß „metaphorische“ oder „symbolische“ Auferstehung! Denn unser Tod ist so konkret, dass er einer ebenso konkreten Antwort bedarf. Es ist kein gemaltes Sterben, auf das wir zugehen. Und so nützt uns auch keine gemalte Erlösung. Wir brauchen Realeres! Und Gott sei Dank haben wir diese realere Perspektive. Denn Jesus Christus spricht: „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen. Wenn's nicht so wäre, hätte ich dann zu euch gesagt: Ich gehe hin, euch die Stätte zu bereiten? Und wenn ich hingehe, euch die Stätte zu bereiten, will ich wiederkommen und euch zu mir nehmen, damit ihr seid, wo ich bin“ (Joh 14,2-3). Gott sei Dank – das Wort Jesu verspricht uns etwas viel Besseres als so eine dröge Insel. Denn in des Vaters Haus erwartet uns keine stumme Versammlung von Toten, sondern ein fröhliches Wiedersehen Lebender. In des Vaters Haus wird keine bleierne Stille herrschen, sondern Freude und Gesang. Und was das Beste ist: man erwartet uns. Christus erwartet uns! Und während wir hier noch in der Ferne schweifen, bereitet er dort schon alles für uns vor, weil er will, dass wir sind, wo er ist. Christus hält schon Ausschau nach den Seinen. Ihnen den Weg frei zu machen, hat er sich viel kosten lassen! Und das sollte es uns leichter machen, wenn wir unsere Angehörigen zu Grabe tragen. Denn unser Friedhof ist wahrlich kein „Endlager“, sondern wir bringen unsere Verstorbenen nur dort hin, wie man jemand zu Bushaltestelle bringt.

Unsere Lieben bleiben dort nicht, denn in des Vaters Haus sind viele Wohnungen. Christus hat sie längst reserviert. Und während wir unsere Toten mit gewisser Verlegenheit auf den Friedhof tragen, reißt Christus im Himmel schon die Türen auf. Davon brauchen wir kein Bild, weil's Wirklichkeit ist. Böcklins Toteninsel aber – die mag bleiben, wo sie ist. Das Gemälde wurde 1936 von Adolf Hitler erworben, der es sehr bewunderte. Es überstand den Krieg und gehört heute zur Ausstellung der Alten Nationalgalerie in Berlin. Wer will, kann es dort sehen. Aber darin wiederfinden wird sich ein Christ wohl eher nicht. Denn letztlich ist diese Insel der Verlegenheit des Malers entsprungen und kann sich mit christlicher Hoffnung nicht messen. So wendet man sich zuletzt mit Schauern – und ist froh, eine bessere Perspektive zu haben als diese. Denn Christus spricht: „Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubt, der wird leben, auch wenn er stirbt; und wer da lebt und glaubt an mich, der wird nimmermehr sterben“ (Joh 10,25-26).

Gottes Zorn und Gnade



Photo: Andreas Praefcke, [Heilsbronn Münster Marienaltar Rechtfertigungsbild](#), CC BY 3.0

Dieses Gemälde ist alt und merkwürdig. Aber seit ich es im Kloster Heilsbronn entdeckte, lässt es mich nicht mehr los. Das 1511 von Sebastian Dayg geschaffene Bild zerfällt in zwei Hälften: Rechts, auf dem grünen Gras des Erdbodens stehend, erkennen wir weltliche und geistliche Würdenträger, die die Menschheit repräsentieren. Ihre Gesichter spiegeln Erstaunen und Angst, aber auch zaghafte Freude. Vor ihnen – auch noch auf dem irdischen Boden stehend, aber mit Heiligenschein – ist Maria zu sehen, die schützend ihren Mantel vor die Vertreter der Menschheit hält. Eine Wolke gelben Lichts nimmt die linke Bildhälfte ein und kennzeichnet diesen Bereich als die himmlische Welt. Hier erkennen wir unschwer eine Darstellung des dreieinigen Gottes, denn der Maler bedient sich gängiger Symbole. Das graue Haar identifiziert Gott den Vater, die Dornenkrone den Sohn, die Taube den Heiligen Geist. In der Verwendung dieser Elemente ist das Bild nicht originell. In

ihrer Anordnung aber schon. Denn die drei Personen der Trinität sind durch ein Schwert verbunden, um dessen Verwendung es Streit zu geben scheint. Der Vater führt dieses Schwert. Er hat es erhoben zum Schlag. Und es besteht kein Zweifel, wen es treffen soll – nämlich die ängstlich hinter Maria zusammengedrückte, sündige Menschheit. Was Gottes rechte Hand mit dem Schwert tut, wird dabei durch die linke Hand begründet und verständlich gemacht. Denn in der Linken hält Gott-Vater das Herrschaftssymbol des Reichsapfels als Zeichen dafür, dass er – in seiner Verantwortung als Schöpfer und Erhalter der Welt – das schöpfungswidrige Böse nicht dulden kann. In gerechtem Zorn erhebt er sein Schwert gegen die sündige Menschheit, um das, was nicht sein soll, zum Nichtsein zu befördern. Doch die Dynamik dieser Bewegung wird gebremst. Denn Gott fällt sich gewissermaßen selbst in den Arm. Gottes Sohn hat die scharfe Klinge des Schwertes ergriffen. Er hält sie fest. Und wiederum wird, was die eine Hand tut, durch die andere Hand begründet. Denn die rechte Hand Jesu weist auf die Seitenwunde, die er bei der Kreuzigung empfing – und der rechte Daumen scheint in dieser Wunde fast zu verschwinden. Der Sohn weist den Vater also hin auf sein Leiden und Sterben am Kreuz. Und eben dadurch hemmt er den Schlag. Denn das Urteil, das der Vater zu vollstrecken sich anschickt, ist bereits vollstreckt worden. Die von der Menschheit verdiente Strafe ist bereits auf Golgatha von Christus getragen worden. Die menschliche Schuld muss kein zweites Mal gesühnt werden. Und diesem Argument gegenüber hält der Vater wirklich inne. Das Gesetz muss sich dem Evangelium beugen, und Gnade ergeht vor Recht, weil der Zorn des Vaters an der Liebe des gekreuzigten Sohnes nicht vorbeikommt. Bis hierher ist das Gemälde eine gelungene Umsetzung reformatorischer Theologie. Doch hat der Künstler auch den Heiligen Geist sinnvoll ins Bild integriert? Zunächst scheint es, als sei die Taube als Symbol des Heiligen Geistes in der geschilderten Dramaturgie funktionslos. Der Maler hat den Vogel – wie aus Verlegenheit – auf dem erhobenen Schwert platziert. Dort sitzt er ziemlich ungerührt, als wäre die Klinge der Ast eines Baumes. Und dieses statische Bildelement will zur Dynamik des Geschehens nicht recht passen. Doch ist das nur der erste Eindruck. Denn auf den zweiten Blick erweist sich der Stil-Bruch als Stil-Mittel. Die Taube, die sich seelenruhig auf dem Schwert niederlässt, verdeutlicht nämlich, dass die gezeigte Situation nicht auf Veränderung angelegt ist. Es handelt sich gerade nicht um eine Momentaufnahme, der – wie in einer Bildergeschichte – bald die nächste folgt. Eine nächste Szene, in der die Spannung von Gesetz und Evangelium sich in Harmonie auflöst, gibt es nicht. Und eine Fortsetzung erübrigt sich. Denn weder wird der Vater aufhören, ein Feind der Sünde zu sein, noch wird der Sohn aufhören, für die Sünder einzustehen. Der Vater wird das Schwert nicht sinken lassen, denn solange es Böses gibt, wird der gute Gott nicht aufhören, ihm zu widersprechen. Und doch wird auch der Sohn die Spitze des Schwertes niemals loslassen, denn was er am Kreuz für die Menschheit tat, tat er ein für allemal. Die scheinbar unmotivierte Platzierung der Taube erweist sich damit als zutiefst sinnvoll. Sie bringt die Spannung

zwischen Gesetz und Evangelium zur Ruhe, ohne sie in eine falsche Harmonie zu überführen. Das Gottesbild des Sebastian Dayg ist darum voll lebendiger Dynamik – und kann trotzdem nicht als „Momentaufnahme“ missverstanden werden. Denn das Verhältnis von Zorn und Gnade wurde durch Christi Kreuz und Auferstehung nicht etwa vorübergehend, sondern ein-für-allemal geklärt. Gottes Gnade siegt! Nur darum kann sich der Heilige Geist auf diesem Schwert niederlassen, als wäre es der Ast einer hundertjährigen Eiche. Dass er's aber tut, ist eine Einladung an den Betrachter, diese Bewegung nachzuvollziehen und sich von genau diesem Geist erfüllen zu lassen, der so furchtlos ist. Wir dürfen immer wieder neu darüber staunen, wie Gott seinen inneren Widerstreit zu unseren Gunsten löst – und die wirkenden Kräfte so bändigt, dass er uns leben lässt. Der dreieinige Gott lässt uns bestehen. Er lässt uns gelten. Und bei ihm ist gut sein.

Vanitas



*Still-life composition / Hendrick Andriessen,
Public domain, via Wikimedia Commons*

Eine Reproduktion dieses Bildes hing lange in meinem Arbeitszimmer neben der Tür. Und jeder, der hinausging, musste es sehen. Doch hat mich nie ein Besucher darauf angesprochen. Anfangs wunderte mich das. Heute erkläre ich es mir aber so, dass das Motiv für die meisten doch zu irritierend war. Denn – warum hängt sich jemand das Bild eines Totenschädels ins Zimmer? Und wozu malt man so etwas überhaupt? Nun, gemalt hat es Hendrik Andrieszen, ein Künstler der Barockzeit, im Jahre 1635. Und für seine Zeit war es kein ungewöhnliches Motiv. Denn Stilleben dieser Art – mit dem Thema der „Vanitas“, der Eitelkeit, Vergänglichkeit und Vergeblichkeit unseres kurzen Menschenlebens – waren damals verbreitet. Die Menschen des Barocks fühlten sich durch Darstellungen des Todes nicht belästigt oder peinlich berührt, sondern empfanden sie als heilsame Erinnerung, doch im eigenen Interesse nicht auf den vergänglichen und trügerischen Glanz dieser Welt hereinzufallen. Damit das Trügerische daran aber jedem vor Augen

stehe – genau dazu versammelt unser Bild auf dem verlassenen Schreibtisch eines Verstorbenen all die Habseligkeiten, mit denen er nun nichts mehr anfangen kann. Er selbst thront in der Mitte in Form des Totenschädels. Denn diesen Schädel – einst das Gehäuse seiner ach so klugen Gedanken – braucht er nicht mehr. Seinen Leib und seine Knochen musste er auf der letzten Reise zurücklassen. Und die Nase, die er vielleicht hoch trug, die Zunge, die schön singen konnte, und die Augen, die einst die Mädchen betörten: wo ist das alles geblieben? Der Schädel liegt auf einem Buch, das ein Symbol sein mag für die Bildung des Verstorbenen. Aber der Tod holt bekanntlich die Klugen genauso gern wie die Dummen. Und die Königskrone und das Zepter stehen für eine weltliche Macht, die gegen den Tod wenig vermag. Hinter der Krone scheint eine „Mitra“ quer zu liegen – die Kopfbedeckung eines Bischofs. Aber ob unser Mann nun ein König war oder ein hoher Geistlicher: es wird dem Tod egal gewesen sein. Denn so oder so ist dies Leben erloschen wie die abgebrannte Kerze, von der nicht mal ein Stummel zeugt. Auch der leere Kerzenhalter zwischen Schädel und Krone erinnert an das ausgebrannte Lebenslicht. Ja, mag unser Mann zu Lebzeiten eine „große Leuchte“ gewesen sein – es fragt nun keiner mehr danach. Vielleicht war er ein tapferer Reitersmann und Offizier: vorne rechts hängt ein Orden über die Tischkante. Aber wenn, dann hat der Mut des Soldaten jedenfalls den Tod nicht eingeschüchtert. Der Schädel trägt auch einen Siegeskranz aus Stroh – und links auf der Urkunde liegt ein Lorbeerkranz. Haben wir es möglicherweise mit einem Künstler zu tun oder einem großen Sportler? Nun – schneller gelaufen als der Tod ist er jedenfalls nicht. Das Papier unter dem Kranz scheint eine Urkunde zu sein. Vielleicht war unser Verstorbener ein Inhaber verbriefter Rechte. Mag sein, dass ihm in dieser Urkunde große Besitztümer zugesprochen werden. Doch welche Rechte könnte man vor dem Tod einklagen und welchen Besitz für sein Leben verpfänden? Auch die Taschenuhr des hohen Herrn ist noch da. Sie liegt am roten Bande vorne links auf dem Tisch. Am selben Band ist auch das goldene Schlüsselchen zu sehen, mit dem man die Uhr aufzieht. Allein – dem Besitzer fehlen inzwischen die Finger zum Aufziehen. Und selbst wenn er sie hätte, wäre ja doch keine Lebenszeit übrig, die er mit seiner Taschenuhr messen könnte. Vielleicht waren die Tage seines Lebens schön und lustig wie die leichten Seifenblasen, die da über dem Tisch schweben. Doch sind die Tage ebenso plötzlich und spurlos verschwunden, wie es die Seifenblasen auch bald tun. Vielleicht war unser Mann stark wie ein Baum! Er stellte ja etwas dar, war vielleicht diszipliniert und ausdauernd. Doch der Maler symbolisiert ihn durch die Primeln im Topf, die innerhalb kürzester Zeit verwelken und verdorren. „Was kostet die Welt!“ hat unser Mann vielleicht gedacht: „Sie soll mir gehören!“ Die Welt aber – dargestellt durch den Globus im Hintergrund – nimmt von seinem Ende nicht mal Notiz, sondern dreht sich ungerührt weiter und wendet ihm die geographische Rückseite zu. Von all der Mühe, die unser Mann sich lebend gemacht hat: was ist davon geblieben? Wieviel mag es ihn gekostet haben, jene Krone dort zu erringen, oder den Siegeskranz weiter links? Wie lange hat er sich

krummgelegt für die Besitzrechte in jenem Dokument? Wieviele Feinde musste er töten, um sich den Reiterorden zu verdienen? Und wieviele Stunden hat er gegrübelt, um jenes dicke Buch zu verstehen? Wahrscheinlich hat er gedacht, Wunder was er mit seinen Einsichten noch erreichen werde! Doch nun ist seine Uhr einfach stehengeblieben. Die Kerze ist abgebrannt. Sein Licht leuchtet nicht mehr. Und im Schädel kreisen keine Gedanken. Die Seifenblasen platzen bald. Die Blumen sind morgen verdorrt. Und keiner schert sich drum. Der Maler aber, dessen Gesicht der Kerzenhalter ganz klein widerspiegelt, der fragt, ob es das wohl wert war. Sind's Ruhm und Ehre dieser Welt wirklich wert, dass wir unser Herz daran hängen? Oder sollten wir nach etwas Besserem streben? Unser Mann hat für den ganzen Plunder viel Schweiß vergossen, hat's teuer bezahlt und muss nun all seine Ehrenzeichen zurücklassen. Welche Ehre aber hat er gewonnen – bei Gott? Und wenn wir sein Schicksal bedenken: muss uns das nicht bewegen, die Akzente im eigenen Leben anders zu setzen? Angelus Silesius dichtet: „Mensch, werde wesentlich, denn wenn die Welt vergeht, so fällt der Zufall weg, das Wesen, das besteht.“ Und in der Tat ist genau das die Absicht des Bildes – uns auf das Wesentliche zurückzuwerfen und nach dem Wesentlichen zu fragen. Denn Vanitas-Motive wollen durchaus nicht Trübsal blasen. Sie wollen nicht Melancholie verbreiten oder Jammerstimmung, sondern wollen der Betrachter wachrütteln und ihn warnen, damit er sein kurzes Leben nicht in Dinge investiert, die es nicht wert sind. „Willst du wirklich darauf setzen?“, fragt uns darum das Bild, „Auf Erdenglanz und Ehre, auf Macht und Bildung – und den ganzen Jahrmarkt der Eitelkeiten? Soll's das sein, was du anhäufst und zusammenraffst, nur damit es deine Erben wieder verlieren und vergeuden? Sind das deines Lebens wacklige Fundamente? Und willst du dich im Sterben dessen trösten, dass du anderen Menschen in diesem oder jenem überlegen warst?

Wenn man das aber nicht gut bejahen kann, gibt es nur die Alternative, die der Heidelberger Katechismus beschreibt. Er fragt: „Was ist dein einziger Trost im Leben und im Sterben?“ Und die Antwort lautet: „Dass ich mit Leib und Seele, im Leben und im Sterben, nicht mir, sondern meinem getreuen Heiland Jesus Christus gehöre. Er hat mit seinem teuren Blut für alle meine Sünden vollkommen bezahlt und mich aus aller Gewalt des Teufels erlöst; und er bewahrt mich so, dass ohne den Willen meines Vaters im Himmel kein Haar von meinem Haupt kann fallen, ja, dass mir alles zu meiner Seligkeit dienen muss.“ Dies ist sicher die beste Antwort, die ein Mensch geben kann. Denn sie lenkt den Blick weg von unserem eigenen Mühen, Streben und Tun – hin zu Jesu Tun am Kreuz, das für unser Leben ein viel besseres Fundament abgibt. Wir Menschen richten auch mit viel Schweiß nicht mehr aus als dieses Gemälde zeigt. Wir haschen nach ein wenig Glück und sammeln Titel, Rechte und Würden, die sofort ihren Wert verlieren, wenn wir die Augen schließen. Was aber Christus tat am Kreuz, als er unseren Fluch und unseren Tod überwand – das ist ein rechter Trost, der fürs Sterben ebenso taugt wie fürs Leben, weil er unvergänglich ist. Wo ich selbst keine Rechte mehr habe, hat

zum Glück mein Erlöser noch ein Recht auf mich. Und das lässt er sich auch vom Tod nicht streitig machen, weil er ja teuer genug für mich bezahlte mit seinem eigenen Blut. Nichts, was ich besitze, kann mich trösten. Aber dass Jesus mich besitzt, das darf mich fröhlich machen. Der ganze Plunder, der mein ist, bedeutet am Ende nichts. Aber dass ich Christi Eigentum und sein bin, das gibt Zuversicht. Und wenn wir uns dessen von Herzen freuen – und dabei sogar die Scheu vor dem Tod verlieren –, so hat Christus nicht vergeblich um uns gerungen.

Versuchung



Adam and Eve./ Franz Von Stuck, Public domain, via Wikimedia Commons

Es gibt in der Kunstgeschichte zahllose Darstellungen von Adam und Eva. Warum bin ich also gerade bei dieser hängengeblieben, die Franz von Stuck um 1920 gemalt hat? An einer reichhaltigen Szenerie kann es kaum liegen. Denn vom Garten des Paradieses wird wenig gezeigt. Wir sehen nicht mal den Baum der Erkenntnis, von dem die Frucht stammt. Der Maler beschränkt sich auf das Allernötigste. Das aber ist in subtiler Weise angeordnet. Denn die süße Frucht, die Adam in Versuchung führt, steckt im Maul der Schlange. Von dort soll Adam sie nehmen. Und Evas Hand sieht aus als bildete sie den Unterkiefer der Schlange. Doch streckt sie ihre Hand dem Adam mit einer so beiläufigen Bewegung hin als reichte sie ihm nur eben eine Schachtel Pralinen. Das sieht gar nicht aus wie ein Frontalangriff auf seine moralische Integrität. Eva wendet sich ihrem Mann ja nicht mal richtig zu. Sie reicht ihm die Frucht, als wär's keine große und gefährliche Sache, sondern bloß ein Snack zwischendurch: „Probier' doch mal!“ Das verhängnisvolle Angebot kommt ganz locker aus der Hüfte. Von Adam weiß man aber nicht, ob er den Ernst der Lage überhaupt begreift. Denn seine unentschlossen halb erhobene Hand könnte im nächsten Moment genauso gut abwehren wie zugreifen. Ist er verblüfft von diesem unmoralischen Angebot? Oder verwirrt ihn die hübsche Eva, die ihren abgründigen Vorschlag mit einem freundlichen Lächeln verbindet? „Du kannst die süße Frucht haben“, scheint sie zu sagen, „Du musst sie mir nur aus der Hand und

der Schlange aus dem Maul nehmen. Du kannst bekommen, was du willst. Aber, nun ja, ich und die Schlange und die süße Frucht – wir gehören zusammen: Du bekommst die Frucht nicht ganz ohne Sünde, aber die Sünde auch nicht ohne süßen Lohn. Das ist nur im Paket zu haben. Also nimm schon. Denn anders als von der Schlange bekommst du die Frucht nicht. Und da es meine Hand ist, die sie dir bietet, kannst du auch kaum ablehnen, ohne mich zu kränken..." Was soll Adam also tun? Soll er Evas Hand wegstoßen und auf die Frucht verzichten, bloß weil ihn die Schlange stört? Oder soll er das böse Tier in Kauf nehmen und drüber hinwegsehen, weil ihm doch etwas Gutes gereicht wird? Wär's nicht undankbar, dies Gute zu verwerfen und zu verschmähen, nur weil es mit ein wenig Bösem verknüpft ist? Adam scheint nachzudenken. Aber darf er überhaupt Vor- und Nachteile abwägen? Oder folgt aus Gottes klarem Verbot, dass hier Abwägung gar nicht in Frage kommt, sondern nur schlichter Gehorsam? Natürlich könnte sich Adam entrüstet gegen Evas Vorschlag wenden. Aber würde ihn das nicht zugleich von der Frau trennen, die ihm Gott selbst zur Seite gestellt hat? Durch Ablehnung der Frucht verwirft er nicht nur Evas Vorschlag, sondern verurteilt zugleich ihr Handeln und geht ihren künftigen Weg nicht mit – denn Eva hat sich bereits auf die Schlange eingelassen. Und was nützt dem Adam eine überlegene Moralität, wenn sie ihn von Eva trennt? Muss er nicht schon aus Solidarität von der verbotenen Frucht naschen? Ist es nicht besser, mit der Frucht und der Schlange auch die Frau zu haben, statt alle drei wegzustoßen und auf Distanz zu gehen – um Gottes willen? Es scheint doch so, als habe Eva die Schlange im Griff! Oder ist es umgekehrt? Hat die Schlange Eva im Griff? Evas Hand trägt den Kopf der Schlange. Aber der Körper der Schlange umschlingt Evas Bein. Wer von beiden führt oder geführt wird, bleibt unklar. Doch die Frau und das Tier scheinen sich einig zu sein. Und sie sagen: „Hab' dich nicht so, Adam! Nimm schon! Die Frucht ist lecker! Alles hat seinen Preis, und dein Glück ist doch wohl eine kleine Sünde wert. Tue nicht so tugendhaft, als ob du's nicht wolltest! Schließlich hat Gott auch diese schöne Frucht geschaffen. Zugleich schuf er deinen Appetit – und schuf sogar die Schlange. Wie schlimm kann's also sein? Wer Gutes will, muss dafür Böses in Kauf nehmen. Weißt du das etwa nicht? Hat dir Gott nicht Hände gegeben, damit du zugreifst? Hat er dir nicht Freiheiten gelassen, damit du sie nutzt? Oder bist du etwa zum Verzichten geboren, lieber Adam? Willst du am Ende etwas Besseres sein als deine Frau und das Tier? Oder willst du uns gar böse Absicht unterstellen, wo wir dir doch eine so süße Frucht reichen?" Ja, in der Versuchung kommt das Böse keineswegs plump und hässlich daher, sondern locker, elegant und beiläufig. Es fordert auch nicht, dass man sich direkt gegen Gott stellt, was ja Wahnsinn wäre. Vielmehr beginnt die Versuchung mit dem leichten Zweifel, ob Gottes Gebot denn so „eng" ausgelegt werden muss. Wird der himmlische Vater nicht zu gutmütig sein, um mit irgendwelchen Strafen ernst zu machen? Man ist geneigt, sich auf die Schlange einzulassen, weil sie doch immerhin ein Geschenk bringt. Man will nicht unhöflich sein. Und während Adams Verstand noch zaudert, macht seine Hüfte doch

schon die Hüftbewegung Evas mit. „Sei kein Spielverderber“, sagt die Versuchung, „ergreife dein Glück. Es steckt in der Frucht! Oder bist du nicht Manns genug, einer Schlange ins Maul zu greifen? Fürchtest du etwa das schöne Tier? Wenn aber nicht – und wenn dein Glück nicht anders zu haben ist –, warum stehst du noch un schlüssig herum?“

Wenn Adam zu lange zögert, könnte Evas Lächeln leicht zu einem spöttischen werden. Und das fürchtet er vielleicht mehr als die Schlange, die doch zu schlafen scheint. Aber schläft auch Adams Gewissen? Die Bewegung der Eva ist nicht aggressiv, sondern beiläufig und spielerisch. Doch eben darin liegt der Betrug. Denn sie lädt eben nicht ein zum Spiel, sondern zu etwas sehr Ernstem. Man fasst dieser Schlange nicht ungestraft ins Maul. Und jeder Trottel kann sehen, dass die Frucht ein Köder ist. Wer danach greift, wird ergriffen. Wer die Frucht besitzen will, geht in den Besitz der Schlange über. Der Fehltritt bereitet kurz Vergnügen. Aber die verlorene Unschuld kehrt so schnell nicht wieder. Denn ist das Vertrauensverhältnis zu Gott erst mal zerstört, wird jeder Kontakt mit ihm problematisch. Wer Sünde tut, ist der Sünde Knecht. Sein Lohn ist der Tod (Joh 8,34; Röm 6,23). Und das ist es eigentlich nicht wert. Adam ahnt wohl auch schon, dass er die Tat bereuen wird. Aber zugleich kann man Eva verstehen. Denn sie hat ja bereits gegessen. Und wenn schon, dann will sie wenigstens nicht allein von Gott getrennt sein. Sie will nur getan haben, was alle Menschen tun. Das fühlt sich besser an. Und steht man unter einem verdienten Fluch, will man dort zumindest nicht alleine stehen. Ist man Gott gegenüber nicht im Recht, will man doch wenigstens in der Mehrheit sein. Eva möchte sagen können, dass Adam auch nicht besser ist. Denn warum sonst sollte sie ihn in Versuchung führen – und ihn dadurch in ihr Unglück mit hineinziehen? Sie hat sich bereits auf das Böse eingelassen. Und ihr Mann soll nicht unbefleckt danebenstehen. Eva hat ein Interesse daran, dass Adam ihr Schicksal teilt – und, kaum auf die Seite der Schlange getreten, verfolgt sie auch schon deren Ziele. Kaum, dass sie Sünderin ist, wird Eva zum Werkzeug der Sünde, indem sie Adam verleitet, es ihr gleich zu tun. Damit geht der Plan der Schlange auf. Die Folgen sind bekannt. Und seither geschieht Versuchung immer in dieser Weise, dass sie den Menschen, der ihr nachgeben will, mit guten Gründen ausstattet, die es ihm erleichtern. Regelmäßig überredet sich der Mensch, er tue das Böse gar nicht, weil er böse sei, sondern tue es bloß zu einem guten Zweck. Er will glauben, er nehme das Böse nur in Kauf, ohne es wirklich zu wollen. Er versucht stets, das Böse im Namen des Guten zu tun – und will dadurch entschuldigt sein. Weil die Schlange Geschenke bringt, will er ihr vertrauen – und anschließend vergessen, wem er den genossenen Vorteil verdankt. Er findet für sein Unrecht stets einen schöneren Namen. Und in pubertärem Aufbegehren will er beweisen, dass er von Gott unabhängig entscheiden kann. Er will Mut und Stärke zeigen, indem er der Schlange ins Maul greift, wundert sich dann aber, dass ihre Zähne beißen, und er das Tier nicht mehr loswird. Er will davon dann nichts geahnt haben. Er behauptet, Gut und Böse seien gar nicht deutlich zu unterscheiden gewesen. Er staunt, dass

unmoralische Angebote tatsächlich einen Haken haben. Und er empört sich darüber, dass Gott seine menschlichen Entscheidungen so furchtbar ernst nimmt. Am erstaunlichsten ist aber, dass er sich trotzdem „homo sapiens“ nennt – der ach so „kluge“ Mensch. Denn als „klug“ erweist sich in dieser Sache nur die Schlange.

Die Geburt Christi



*The Birth of Christ / Follower of Hieronymus Bosch,
Public domain, via Wikimedia Commons*

Es ist unschwer zu erkennen, was wir hier sehen. Denn schon auf den ersten Blick fällt uns das übliche Inventar einer Krippenszene ins Auge. Das Kind ist da, Maria und Joseph, der Ochse an der Seite und der Esel in der Mitte. Wir kennen solche Bilder zu Hunderten – und sind entsprechend schnell damit fertig, zumal dieses hier nicht durch besondere Schönheit oder Farbenpracht hervorsteht. Nein, im Gegenteil: Die Farben sind eher fahl, die bleiche Maria ist nicht sonderlich „schön“, Joseph erscheint alt und kahlköpfig, der Krippe fehlt es an Stroh und der

Hirte, der von hinten hereinschaut, hat ein dümmliches Grinsen im Gesicht, von dem man nicht weiß, was es sagen soll. Wenn man aber durchs Fenster nach draußen sieht, wird's auch nicht besser. Denn die Landschaft dort ist öde, der Himmel grau – und vor allem ist es ganz offensichtlich kalt. Hinten links wärmen sich zwei am Feuer. Und rechts auf der Mauer sitzt eine Elster, die sich dick aufgeplustert hat, um sich gegen die Kälte zu schützen. Mit einem Wort: das ganze Bild ist ungemütlich und überhaupt nicht einladend. Man fröstelt schon vom Hinsehen. Und wer sich in das Kind hineinversetzt, bekommt Mitleid. Denn bitte – wer legt denn ein Neugeborenes in einen steinernen Futtertrog, ohne wenigstens für eine Unterlage zu sorgen? Das Kind liegt da nackt auf dem kalten Stein, und die paar Strohhalme darunter wärmen es sicher nicht! Hätte da nicht Maria ihren Umhang hergeben können oder Joseph das Tuch, das er über dem Kopf trägt? Hängt nicht hinter Maria sogar ein Damast-Vorhang an der Wand, den man abnehmen und dem Kind unterlegen könnte? Ich frage mal gar nicht, was dieser Damast-Vorhang im Stall von Bethlehem zu suchen hat. Aber wenn er schon da ist, warum gebraucht man ihn nicht für etwas Nützliches? Keine der Personen scheint das Nächstliegende zu sehen, das hier Not tut, das Kind liegt ungeschützt wie in einem offenen Sarkophag, ja – wie in einem kalten Grab. Und wenn's da keiner rausnimmt und wärmt, wird es sich auch wirklich den Tod holen. Maria betet, der Hirte grinst und der alte Joseph greift sich ans Herz. Aber mal ehrlich: würden sie mit dem Gottessohn tauschen wollen, der in diese blasse Welt geboren wird und ihrer Kälte nackt ausgeliefert ist? Nein wirklich: Geborgenheit sieht anders aus! Es gibt so viele idyllische Krippenbilder, wo der Stall gemütlich ist, warm, bunt, plüschig und von netten Engelchen erfüllt. Doch hier entspricht die Stimmung weniger einer frohen Geburt als einer winterlichen Beerdigung. Hat also der Maler versagt? War's ein Stümper, der es nicht besser konnte? Oder steckt in dem, was uns befremdet, eine tiefere Absicht?

Dass es der Künstler nicht besser hinbekam, können wir ausschließen. Denn das Bild stammt von Hieronymus Bosch, dem es wahrlich nicht an Kunstfertigkeit gebrach, eine andere Stimmung zu erzeugen. Nein – wenn's uns bei seinem Bild fröstelt, dann soll das so sein. Und dann ist es auch Absicht, dass einem dieses Kind leidtut. Denn es ist ja die bittere Wahrheit der Weihnacht, dass Gottes Sohn durchaus nicht in eine Idylle kommt, sondern in eine kalte Welt, die ihn überhaupt nicht freundlich aufnimmt, sondern ihn binnen kurzer Frist ans Kreuz bringt. Gottes Sohn erlebt einen unterkühlten Empfang. Und es ist auch nicht Sympathie, was ihm entgegenschlägt. Denn Gottes Nähe in menschlicher Gestalt trifft auf viel Missverstehen und Ignoranz. Und kaum ist Christus geboren, trachtet ihm König Herodes auch schon nach dem Leben. Es ist eine kaputte Welt, in die Gottes Sohn kommt – so kaputt und kalt wie diese steinerne Futterkrippe mit dem Sprung in der Seite! Und von den Menschen, die ihn umgeben, hatte Christus auch zeitlebens wenig zu erwarten. Maria, seine Mutter, ist zwar schön ins Gebet versunken. Aber hebt sie ihr Kind vom kalten Stein, wärmt es oder drückt es an sich? Auch

Joseph steht untätig herum. Kommt er nicht auf die Idee ein Feuer zu entfachen, wie doch draußen im Hof schon eins brennt? Ist er denn zu alt und zu müde, um das Nächstliegende zu tun, das dieses Kind nötig hat? Der Hirte aber – ist der nur zum Gaffen gekommen, aus bloßer Sensationslust? Hat er nicht mehr zu bieten als das dumme Grinsen, zu dem doch gar kein Anlass besteht? Alle drei sind gut bekleidet. Die im Hof haben ihr Feuer. Und die Elster wärmt zumindest ihr Federkleid. Doch Christus ist nicht einmal in die Windeln gewickelt, von denen Lukas erzählt. Er ist dieser Welt nackt ausgesetzt – und wenn überhaupt, wärmt ihn nur der Atem der Tiere. Wenn der frostige Eindruck aber Absicht ist, was will er dann erreichen? Und welche Frage liegt im Blick des Ochsen? Allein dieser Ochse scheint es zu sein, der aus dem Bild heraus auf den Betrachter schaut. Der Ochse sieht uns fragend an und bezieht uns dadurch in die Szene ein. Und wenn wir den Halbkreis der Figuren weiterdenken, stehen wir auch nicht mehr als unbeteiligte Zuschauer vor dem Bild, sondern stehen mit Maria, Joseph und den Tieren um die Krippe herum. Der Maler positioniert uns auf der anderen Seite der Krippe und nimmt uns damit ins Geschehen hinein. Der Ochse aber scheint zu fragen: „Na, was ist deine Rolle in dem Ganzen? Stehst du auch nur herum, wenn Christus kommt? Gehörst du auch zu dieser kalten Welt, die das nackte Christuskind frieren lässt, oder tust du etwas, um ihn zu wärmen und willkommen zu heißen?“ Ja, der Blick des Ochsen scheint zu sagen: „Wenn doch sonst keiner das Kind aufnimmt, dann nimm du es doch auf, Betrachter! Dies ist das Kind des Höchsten, das in der Welt ankommen will – es ist Gottes Liebe in Person! Es sucht nach dir und klopft bei dir an, um dein Retter und Erlöser zu werden! Also was ist nun? Lässt du den Heiland auf diesem kalten Stein liegen, oder findet er seinen Ort bei dir? Öffnest du deine Augen, dein Haus und dein Leben, damit Christus darin heimisch wird, oder „guckst du bloß mal“ wie dieser Hirte? Bist du ein religiöser Gaffer, der seine Neugier befriedigt, selbst aber auf Abstand bleibt und sich hinter dem Wandteppich versteckt? Oder begreifst du dich als Adressat dieses Kindes, das kam, weil du es nötig hast?“ Erst hier bekommt die Handbewegung des Joseph einen Sinn. Denn der greift sich ja so seltsam ans Herz. Und ich meine nicht, dass er sich unter dem Gewand bloß die Finger wärmt. Sondern der Griff ans Herz zeigt, dass dies äußere Geschehen auf eine innere Verarbeitung zielt. Denn wo sollte unsereiner Christus aufnehmen, wenn nicht im Herzen? Tatsächlich braucht Christus kein Federbett, kein Kaminfeuer und keine Zentralheizung. Aber er sucht Raum in unserer persönlichen Welt, in unserem Herz und Gemüt – und in unseren Gedanken. Gottes Sohn braucht heute keinen Stall, kein Hotel und keine Herberge. Aber er braucht die Offenheit derer, die ihn aufnehmen. Denn wir selbst sollen seine Krippe sein, damit er nicht mehr auf Steinen ruht, sondern in unserer lebendigen Seele. Was tun wir also? Stehen wir wie unbeteiligt herum – oder verstecken wir uns hinter dem Vorhang? „Gucken wir bloß mal“, um hinterher von einer seltsamen Geschichte erzählen zu können? Oder lassen wir zu, dass es unsere Geschichte wird? „Wenn sonst keiner das Kind aufnimmt, dann nimm du es doch auf!“, scheint der

Ochse zu sagen. „Lass Christus nicht so liegen, er holt sich sonst den Tod. Nimmst du ihn aber auf, so rettet er dein Leben! Erbarme dich seiner Blöße, dann wird er sich deiner Blöße erbarmen. Gib ihm Heimat in dieser Welt, so schenkt er dir Heimat im Himmel. Gib ihm Raum in deinem Herzen, so findest du Raum in seinem Herzen. Gib ihm Anteil an dir, so hast du Anteil an ihm! Wisse dich zuständig für ihn, so weiß er sich zuständig für dich. Und die Ödnis deiner blassen und kalten Welt wird sich wandeln.“

Diese Einladung ergeht nun seit 2000 Jahren. Aber wird sie auch gehört – und folgt man ihr? Die Wirklichkeit scheint mir auf unserem Bild ganz rechts im Hintergrund dargestellt zu sein. Denn da, wo sich am Horizont ein Kirchturm abhebt, schwebt oben am Himmel ein Engel, der die frohe Botschaft verkündet. Und unter ihm, am Abhang, sitzt ein weiterer Hirte, der keine Anstalten macht, sich zu erheben. Der Engel ruft: „Fürchtet euch nicht! Siehe, ich verkündige euch große Freude, die allem Volk widerfahren wird, denn euch ist heute der Heiland geboren, welcher ist Christus, der Herr, in der Stadt Davids. Und das habt zum Zeichen: Ihr werdet finden das Kind in Windeln gewickelt und in einer Krippe liegen“ (Lk 2,10-12). Aber der Hirte da hinten rührt sich nicht. Er bringt nicht mal die Neugier auf, die seinen Kollegen treibt. Er schaut scheinbar unverwandt auf die Schafe, ignoriert den Engel – und stellt sich taub. Er erwartet nichts mehr von Gott. Und was Gott von ihm erwartet, will er nicht hören. Er symbolisiert die Tragödie unserer Zeit. Wir aber sollten unsere Chance besser nutzen. Denn – ist dieses Kind nicht ein Schatz? Und wenn ihn alle Welt nicht haben will, bleibt er dann nicht für uns? So viele wollen ihn nicht und kümmern sich nicht, so viele verstehen ihn nicht und meinen, er ginge sie nichts an. Ja, sollten wir da nicht umso fröhlicher zugreifen? In der armen Gestalt dieses Kindes verbirgt sich ein Schatz, der reich genug wäre für die ganze Welt! Wenn die Welt ihn aber nicht nimmt, sollten wir dann nicht umso eiliger danach greifen, das Kind aus der Kälte und Fremdheit dieses steinernen Sarges herausheben und an unser Herz drücken, es wärmen und lieb-kosen? Wenn sonst keiner das Kind aufnimmt, dann können wir es tun – und haben dann selbst am meisten davon. Denn dies Kind ist Gottes Liebe in Person.

Jakobs Kampf am Jabbok



*Jacob Wrestling with the Angel / Rembrandt,
Public domain, via Wikimedia Commons*

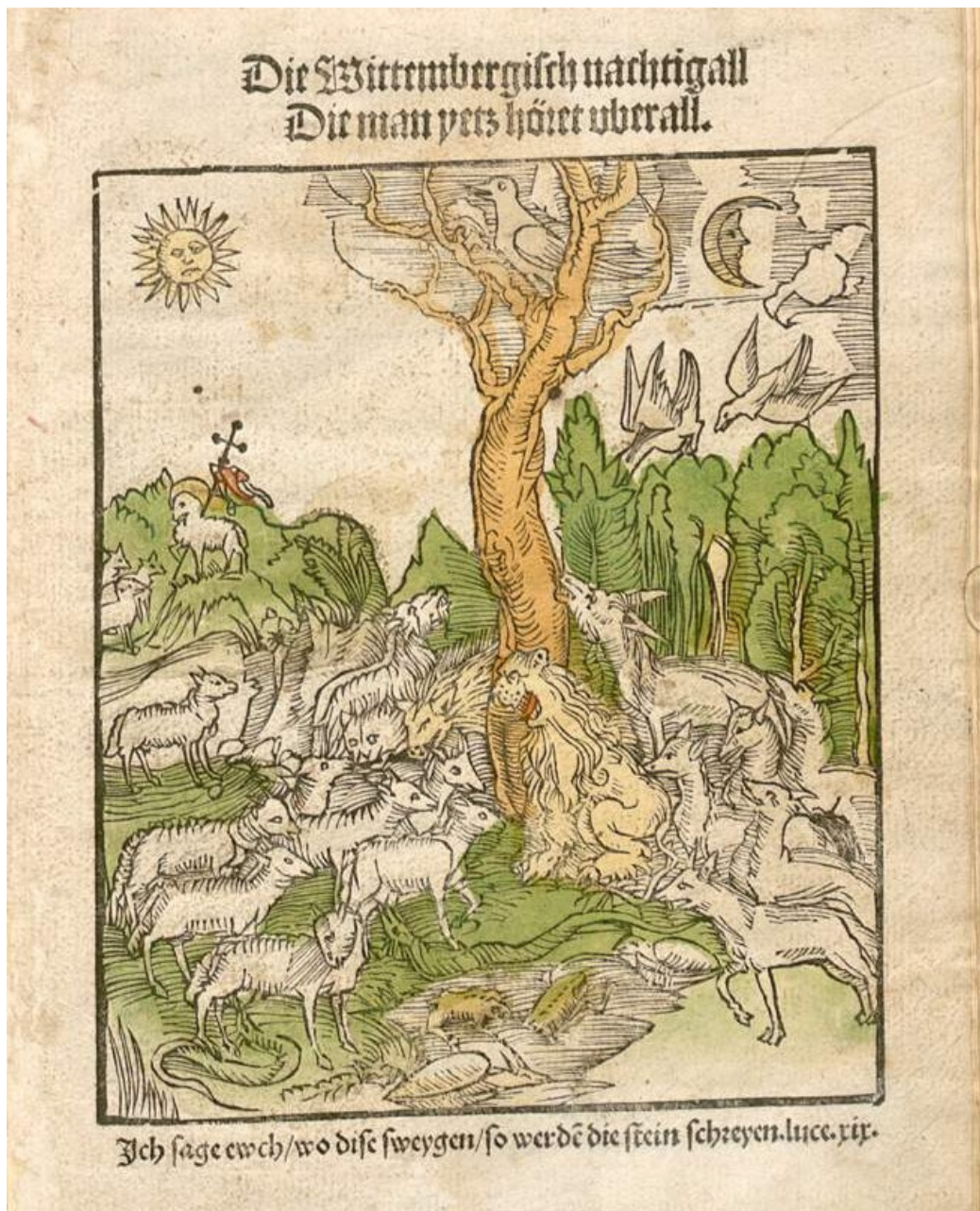
Die hier dargestellte Geschichte aus 1. Mose 32,23-32 gehört zu den merkwürdigsten im ganzen Alten Testament. Und ihr Sinn ist schwer zu fassen, obwohl wir von den Kontrahenten, die in das nächtliche Handgemenge verwickelt sind, wenigstens den vorderen gut kennen. Es ist Jakob, von dem wir wissen, dass er seinem Bruder Esau für ein Linsengericht das Erstgeburtsrecht abgekauft hat. Wir wissen auch, dass er sich, von seiner Mutter angestiftet, den Segen des blinden Vaters erschlich. Und wir wissen, dass Jakob auf der Flucht vor Esaus Rache den Traum von der Himmelsleiter träumte, dass er danach im Ausland heiratete – und zu großem Wohlstand kam. Nun will er nach Hause, um sich mit seinem Bruder zu

versöhnen. Seine Familie, die Knechte und die Herden hat er ein Stück Wegs vorausgeschickt. Er selbst aber bleibt am Fluss Jabbok zurück, um dort zu übernachten. Und da passiert es. Jakob wird von einer Gestalt überfallen, die ihm offenbar nach dem Leben trachtet. Er kämpft in der Dunkelheit, ringt und wehrt sich seiner Haut. Als aber die Morgenröte anbricht, will der Fremde den Kampf beenden – und versetzt Jakob einen gewaltigen Schlag auf die Hüfte, der ihm das Gelenk verrenkt. Jakob lässt trotz dieser Verletzung nicht los, er umklammert den Fremden. Und als ob er ahnte, dass er's nicht mit einem menschlichen Gegner zu tun hat, sagt er: „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn“. Der Andere lässt sich darauf ein. Er gibt dem Jakob seinen Segen – und gibt ihm zugleich einen neuen Namen. Jakob soll künftig „Israel“ heißen, denn, so sagt der Fremde: „du hast mit Gott und mit Menschen gekämpft und hast gewonnen“. Der geheimnisvolle Gegner verschwindet, die Sonne geht auf, Jakob hinkt wegen der verrenkten Hüfte – aber er staunt auch über die merkwürdige Erfahrung dieser Nacht. Denn er sagt: „Ich habe Gott von Angesicht gesehen, und doch wurde mein Leben gerettet“. Die Maler wagen meist nicht, diesen Satz ernst zu nehmen. So wie Rembrandt malen sie als Gegner im Kampf nicht Gott, sondern einen Engel. Doch in der so anstößigen biblischen Geschichte ist wirklich die Rede davon, dass Jakob mit Gott gerungen hat. Und damit wirft sie Rätsel auf, die so offenkundig sind, dass man sie kaum nennen muss: 1. Frage: Wenn es wirklich Gott war, der den Jakob überfallen hat, was hat ihn dazu getrieben? Ist Gott denn ein Wegelagerer, ein unberechenbarer Gewalttäter, Räuber und Mörder, der nachts ahnungslosen Wanderern auflauert? 2. Frage: Wenn es wirklich Gott ist, der den Jakob überfällt, warum gewinnt er den Kampf nicht sogleich? Sollen wir etwa annehmen, der Schöpfer des Himmels und der Erde hätte Probleme, einen Ringkampf zu gewinnen – gegen einen sterblichen Menschen? Und 3. Frage: Was ist mit diesem Jakob los, dass er sich nicht bloß verteidigt, sondern seinen Gegner selbst dann noch festhält, als dieser den Kampf abbrechen will? Was verspricht sich Jakob davon? Und überhaupt: Wenn er annehmen muss, der Andere wolle ihn umbringen, warum bittet er dann ausgerechnet diesen Wegelagerer um seinen Segen?

„Das macht doch keinen Sinn“, sagt sich der Bibelleser – und hofft auf einen Schluss, der das Ganze erklärt. Aber dann ist die Geschichte auch schon zu Ende. Wir sehen Jakob mit seiner kaputten Hüfte davonhinken und wundern uns: Sollten wir's hier wirklich mit einem biblischen Text zu tun haben, der nur Fragen aufwirft – und keine einzige beantwortet? Wer sich damit nicht zufriedengibt, kommt irgendwann drauf, was die Geschichte uns angeht. Denn wenn wir ernst nehmen, dass Jakob mit Gott selbst gerungen hat, ergeben sich zwei Folgerungen. Zum Ersten: Wenn es wirklich Gott war, der Jakob überfiel, kann seine Absicht nicht gewesen sein, Jakob zu überwinden und zu töten (denn das wäre für Gott eine Kleinigkeit gewesen), sondern dann muss Gott die Absicht gehabt haben, sich im Kampf überwinden zu lassen. Es muss so gewesen sein, dass Gott von Anfang an besiegt werden wollte. Und zum Zweiten: Wenn Gott mit voller Absicht besiegt

werden wollte (und alle Dinge im Voraus weiß), wusste er auch, worum Jakob bitten, und dass er diese Bitte erfüllen würde. Gott hatte also längst bei sich beschlossen, Jakob zu segnen. Denn dass ein Mensch Gott in den Schwitzkasten nehmen und zum Segnen zwingen könnte, ist eine absurde Vorstellung. Und folglich hat Gott den Ablauf der Ereignisse bewusst herbeiführte. Er überfiel Jakob, um mit ihm zu ringen, rang mit ihm, um zu unterliegen, um ihn an der Hüfte zu verletzen und ihn letztendlich zu segnen. Wenn Gott aber segnen wollte – warum führt er dann erst diese merkwürdigen Umstände herbei? Warum tut er's nicht einfach am helllichten Tage? Wozu erst der nächtliche Kampf mit all dem Erschrecken und dem Schmerz der Verletzung? Kann Gott nicht auch ohne das segnen? Natürlich. Und oft tut er's ja auch, so dass dem Menschen der göttliche Segen unverhofft in den Schoß fällt. Aber wenn Gott so verfahren kann, heißt das nicht, dass er es immer will. Sondern wie unser Beispiel zeigt, möchte Gott in manchen Fällen, dass der Mensch sich erst zäh zum Segen hin durchschlägt und ihn nicht erlangt, bevor er nicht eine harte Prüfung besteht. Manchmal will Gott sehen, ob wir uns seine Nähe das Letzte kosten lassen. Manchmal will er sehen, ob uns der Glaube auch den Preis einer schweren Verwundung wert ist. Manchmal will er prüfen, ob wir ihn auch in Schweiß und Tränen suchen. Wenn wir's aber tun – das besagt die Geschichte vom Jabbok! – dann lässt sich Gott nur zu gern bezwingen und segnet uns. Die seltsame Geschichte ist also keineswegs sinnlos oder düster, sondern ganz im Gegenteil enthält sie eine frohe Botschaft für all jene, denen Gott schwer fällt – und denen es Gott schwer macht. Denn alle, die das schreckliche Gefühl haben, Gott stehe ihnen feindselig gegenüber, dürfen sich in Jakob wiedererkennen. Und sie dürfen seinem Geschick entnehmen, dass es sich lohnt, beharrlich mit Gott zu ringen und ihn festzuhalten wie einen Dieb in der Nacht. Denn denen, die dazu bereit sind, entzieht er sich am Ende nicht, sondern krönt ihre Entschlossenheit, indem er sie segnet. Nun sagen manche: „Wie schrecklich! Was für ein furchtbarer Gedanke, dass ich mit Gott in einen Zweikampf geraten könnte!“ Aber hatten die noch nie das Gefühl, dass Gott ihnen einen Tiefschlag verpasst? Gibt's nicht Schicksalsschläge, hinter denen man einen Angriff Gottes vermutet? Und treffen sie uns nicht wie ein Überfall bei Nacht? In diesen Momenten aber trotzdem an der Barmherzigkeit Gottes festzuhalten, von der wir gerade so gar nichts spüren – das ist die Kunst, die zählt. Denn manchmal will Gott nicht anders segnen als im Kampf. „Siehe“, sagt Martin Luther, „ein solch großes Ding ist es, zu Gott zu kommen, dass man durch seinen Zorn, durch Strafe und Ungnade zu ihm durchbrechen muss wie durch Dornen, Spieße und Schwerter“. Das aber sollten wir nie vergessen. Denn hinter allen Widrigkeiten verbirgt sich ein barmherziger Vater, der Beharrlichkeit im Glauben nur zu gerne segnet und lohnt.

Die wittenbergisch Nachtigall



*Die Wittenbergisch Nachtigall, Die man yetz höret uberall /
Hans Sachs (1494–1576), Public domain, via Wikimedia Commons*

Es ist ein rätselhaftes Bild. Man sieht zwar gleich, dass es ein alter Holzschnitt ist. Und man erkennt die zahlreichen Tiere. Aber – was für eine Szene ist dargestellt? Löwe und Esel stehen unter einem Baum. Auch Schafe und Ziegen, Frösche und Schlangen sehen wir, Wildschweine, Rehe und Wölfe. Man könnte denken, es handle sich um die Illustration einer Fabel. Doch geht es um den evangelischen Glauben. Und das begreift man erst im historischen Zusammenhang. Denn dieser Holzschnitt zierte das Titelblatt einer Schrift, in der sich Hans Sachs zur Reformation bekennt. Hans Sachs ist ein Zeitgenosse Martin Luthers. Und als Titel steht über seinem Bild: „Die wittenbergisch Nachtigall, die man jetzt höret überall“. Der

Mittelpunkt des Bildes ist demnach die Nachtigall, die oben im Baum sitzt. Und weil es eine „wittembergisch“ Nachtigall sein soll, muss man nicht lange raten, wen der Vogel verkörpert. Martin Luther ist die Nachtigall von Wittenberg. Und das schöne Lied, das er singt, ist die freie Predigt des Evangeliums nach evangelischem Verständnis. Ein neues Lied war das für die Zeitgenossen. Es ließ sie aufhorchen. Nur – wer mag der missvergnügte Löwe sein, der unter dem Baum die Zähne fletscht? Es ist kein anderer als der Papst. Denn der Papst, der zu dieser Zeit die katholische Christenheit regierte, hieß Leo der Zehnte – und Leo heißt „Löwe“. Stark ist dieser päpstliche Löwe, gefährlich und schlecht gelaunt. Er ist der König der Tiere, der alle beherrschen will – wie eben damals die römische Kirche über den Glauben der Christen herrschen wollte. Aber so viel der Löwe auch knurrt: er kann doch die wittembergische Nachtigall nicht zum Schweigen bringen. Mag er brüllen und drohend die Zähne fletschen – die Predigt des Evangeliums klingt trotzdem übers Land. Denn die evangelische Nachtigall dort oben lässt sich den Mund nicht verbieten. Und der Löwe kann ihren Gesang weder aufhalten noch unterbinden. Zu gern würde er die Töne zurückholen – oder den Tieren die Ohren verstopfen. Zu gern würde er die Nachtigall fressen, die seine Herrschaft in Frage stellt. Aber der Löwe kann nun mal nicht fliegen. Und im Grunde ist es auch schon zu spät. Denn die Tiere lauschen aufmerksam dem ungewohnten Gesang. Sie spitzen die Ohren. Und sie hören das schöne Lied von der Gnade Gottes und von der evangelischen Freiheit. Sie hören endlich wieder das volle Evangelium, das der Löwe ihnen so lange vorenthielt. Und bei einigen hat der Ruf der Nachtigall auch schon seine Wirkung getan. Denn der Vogel ruft die Tiere weg von irdischer Macht und Herrschaft – ruft sie aber hin zu Jesus Christus, dem Lamm Gottes, das wir links im Hintergrund erkennen. Die Nachtigall singt also nicht etwa, um bewundert zu werden – o nein! Die evangelische Predigt ist allein Hinweis und Wegweisung zum Lamm Gottes, das dahinten auf dem Hügel steht und am Kreuzstab die Siegesfahne über der Schulter trägt. Die Nachtigall ruft zum Glauben. Dort bei Christus sollen sich die Tiere sammeln und um Christus sollen sie sich scharen. Denn bei ihm haben sie es besser. Das Lamm Gottes herrscht nicht mit Macht und Gewalt, wie der päpstliche Löwe. Christus unterwirft seine Herde nicht unbarmherzigen Satzungen, sondern ist barmherzig und freundlich. Und die ihm folgen, befreit er vom Fluch des Gesetzes. Christus ist für die Sünder gestorben und ist auferstanden, um sie von allen tyrannischen Mächten zu befreien. Christus allein ist der gute Hirte unserer Seelen. Er ist der einzig legitime Herr der Kirche. Und eben das ist es, was die lutherische Nachtigall hinausposaunt: Niemand hat die Christenheit zu regieren, als das Lamm allein! Und mag der Löwe noch so zornig brüllen, bringt er die Predigt dieses Evangeliums doch nicht mehr zum Schweigen. Mit all seiner Macht kann der Fürst dieser Welt doch nicht verhindern, dass die Nachtigall ihre frohe Botschaft verkündet. Denn der schwache Vogel dort ist in Wahrheit ein Instrument des Heiligen Geistes. Und dessen Werk kann keine Macht hindern. Das einmal freigesetzte Evangelium fängt keiner mehr ein. Denn

die Prediger – zu Wittenberg und anderswo – halten einfach nicht den Mund. Von Gottes Geist getrieben können und dürfen sie nicht schweigen. Ihre gute Nachricht klingt in die Welt hinaus, während die Tiere verwundert lauschen. Wo aber das Gehörte in ihre Herzen dringt, da weckt der Heilige Geist neue Freude an Gottes Wort, da kehren sie dem Löwen den Rücken zu und scharen sich um Jesus Christus.

Nun, ich gebe zu, dass dies ein altes Bild ist. Hans Sachs hat es vor 500 Jahren gefertigt. Und der Papst ist heute nicht mehr unser größtes Problem. Andere Mächte haben sich der Menschen bemächtigt, neue Gesetze bestimmen ihr Denken und knechten ihr Gewissen. Doch ganz gleich wie der Löwe gerade heißt – die Grundaufgabe der evangelischen Predigt ist dieselbe geblieben. Es gibt allezeit solche Löwen, die die Aufmerksamkeit von Gottes Wort weglenken wollen und sich Deutungshoheit über das Leben der Christen anmaßen. Immer aufs Neue versucht jemand, uns die Herzen zu regieren, unsere Gewissen zu binden und unser Dasein verbindlich zu interpretieren. Doch der Anspruch Jesu Christi steht nach wie vor dagegen. Und auch die wittenbergische Nachtigall war nicht der letzte Vogel dieser Art. Seit die Apostel am Pfingsttag auf die Straßen Jerusalems hinaustraten und begannen, das Lied von Christus zu singen, ist es nicht mehr verstummt. Und wenn's auch zwischendurch allzu leise klang, wurde die Melodie doch von Generation zu Generation weitergegeben – und bis auf den heutigen Tag nicht vergessen. Sie wird auch nicht verstummen bis ans Ende der Zeit, weil die Christenheit ohne Evangelium gar nicht sein kann. Was folgt daraus aber im Blick auf unsere evangelischen Prediger?

1. Folgerung: Es kommt nicht auf den konkreten Vogel an, der da singt, sondern nur darauf, dass das Lied weiter hörbar bleibt. Nicht auf den Prediger kommt es an, sondern auf die Kontinuität der Botschaft. Denn wo die gewährleistet ist, spielt's keine Rolle, welcher Vogel gerade auf dem Baum sitzt. 2. Folgerung: Wie man von den Vögeln im Walde nicht erwartet, dass sie alle gleich sein müssten, so soll man es auch von den Pfarrern nicht erwarten. Manchmal hört man auf der Kanzel einen Spatz tschilpen, einen Raben krächzen oder eine Taube gurren. Doch sind diese Unterschiede nicht wichtig. Denn man darf die pastoralen Vögel nicht am Glanz ihres Gefieders messen oder an der künstlerischen Qualität ihres Gesangs, sondern nur daran, ob sie der evangelischen Melodie treu bleiben. Das allerdings ist unverzichtbar. Denn wenn die Nachtigall ihr Lied vergisst, ist sie wert, von der Katze gefressen zu werden. Und wenn so ein Vogel anfängt, mit den Löwen dieser Welt Freundschaft zu schließen, soll man mit Steinen nach ihm werfen. Aber – das ist die 3. Folgerung: Solange einer auf seiner Kanzel treu das Lied von Christus singt, soll ihn die Gemeinde ehren und unterstützen. Denn die Vögel, die noch ehrlichen Herzens zu singen verstehen, sind selten geworden. Und man soll sie nicht mit bösem Geknurre verscheuchen. Denn sonst wird es stille im Wald. Und das wäre schlimm für all die Tiere, die sich dann im Dickicht verlaufen und den Weg zum Lamm nicht finden.

Jeftahs Tochter



*Rückkehr Jephthas / Giovanni Antonio Pellegrini,
Public domain, via Wikimedia Commons*

„Kleine Geschenke erhalten die Freundschaft“ – das hat sich zwischen Menschen schon oft bewährt. Sollte man da nicht versuchen, die Freundschaft Gottes ebenso zu gewinnen? Das ist so naheliegend, dass es seit tausenden von Jahren von fast allen Religionen praktiziert wird – in der Gestalt des Opfers. Um die verehrte Gottheit freundlich zu stimmen, bringt ein jeder seine Gaben zum Altar. Der Bauer bringt von seinem Korn, der Hirte bringt ein Lämmchen, und der Fischer einen Fisch. Jeder opfert von seinem Hab und Gut. Und das Motiv ist nicht viel anders,

als wenn wir Menschen beschenken. Denn wer seinen Göttern Opfer bringt, will sie versöhnen, falls er ihre Satzungen übertreten hat, und will durch sein Geschenk ihr Wohlwollen erringen. Man unterstellt, dass vielleicht auch die Götter bestechlich sind, und schenkt mit Berechnung. Denn bringe ich Gott wertvolle Geschenke, wird er mich kaum abweisen, sondern im Gegenzug segnen. Bin ich großzügig zu ihm, wird er hoffentlich großzügig sein zu mir – und meine freundliche Geste entsprechend freundlich beantworten. Doch ist das natürlich allzu menschlich gedacht. Und ich möchte von einem Mann erzählen, der sich dabei schwer verkalkuliert hat. Die Bibel berichtet nämlich von einem, der der Versuchung erlag, Gott durch Opfer und Versprechen auf seine Seite zu ziehen – und dafür einen hohen Preis zahlte. Es ist Jeftah, von dem das Buch der Richter erzählt. Jeftah war ein Mann, den die Israeliten in einer Notlage zu ihrem Anführer gemacht hatten. Denn das Volk der Ammoniter war ausgezogen, um mit Israel Krieg zu führen. Man brauchte einen kampferprobten militärischen Führer – und Jeftah war genau der Richtige dafür. Er versucht zunächst, mit dem König der Ammoniter zu verhandeln. Doch als die Verhandlungen scheitern, ist der Krieg nicht mehr zu vermeiden – und wir hören wie Jeftah durch ein Versprechen Gott auf seine Seite zu ziehen versucht:

„Jeftah gelobte dem Herrn ein Gelübde und sprach: Gibst du die Ammoniter in meine Hand, so soll, was mir aus meiner Haustür entgegengeht, wenn ich von den Ammonitern heil zurückkomme, dem Herrn gehören, und ich will's als Brandopfer darbringen. So zog Jeftah auf die Ammoniter los, um gegen sie zu kämpfen. Und der Herr gab sie in seine Hände. Und er schlug sie mit gewaltigen Schlägen von Aroër an bis hin nach Minnit, zwanzig Städte, und bis nach Abel-Keramim. So wurden die Ammoniter gedemütigt vor den Israeliten. Als nun Jeftah nach Mizpa zu seinem Hause kam, siehe, da geht seine Tochter heraus ihm entgegen mit Pauken und Reigen; und sie war sein einziges Kind, und er hatte sonst keinen Sohn und keine Tochter. Und als er sie sah, zerriss er seine Kleider und sprach: Ach, meine Tochter, wie beugst du mich und betrübst mich! Denn ich habe meinen Mund aufgetan vor dem Herrn und kann's nicht widerrufen. Sie aber sprach: Mein Vater, hast du deinen Mund aufgetan vor dem Herrn, so tu mit mir, wie dein Mund geredet hat, nachdem der Herr dich gerächt hat an deinen Feinden, den Ammonitern. Und sie sprach zu ihrem Vater: Du wollest mir das gewähren: Lass mir zwei Monate, dass ich hingehe auf die Berge und meine Jungfrauschaft beweine mit meinen Gespielen. Er sprach: Geh hin!, und ließ sie zwei Monate gehen. Da ging sie hin mit ihren Gespielen und beweinte ihre Jungfrauschaft auf den Bergen. Und nach zwei Monaten kam sie zurück zu ihrem Vater. Und er tat ihr, wie er gelobt hatte, und sie hatte nie einen Mann erkannt.“ (Ri 11,30-39)

Es ist eine schreckliche Geschichte. Und je länger man darüber nachdenkt, um so schrecklicher erscheint sie – bis man mit einem Berg von Fragen dasteht.

Erstens: Warum musste dieser Jeftah seinen Mund so schrecklich weit aufreißen und ein so furchtbares Versprechen geben? Schließlich hat das niemand von ihm

verlangt. Am allerwenigsten Gott! Warum also legt Jeftah dieses dumme Gelübde ab? Hatte er kein Vertrauen, dass Gott seinem Volk auch ohne das beistehen würde? War er sich etwa nicht sicher, für eine gerechte Sache zu kämpfen? Warum also schwört er solche Schwüre, wo ihn doch keiner dazu aufgefordert hat? Zweitens: Was hat Jeftah eigentlich gedacht, wer ihm bei der Heimkehr aus dem Haus entgegenkommen würde? Hat er gedacht, der Hund würde ihm entgegenlaufen, die Katze – oder sonst ein entbehrliches Mitglied seines Haushalts? Jeder andere Vater hätte ihm sagen können, dass es gewöhnlich die Kinder sind, die den Vätern entgegenlaufen, wenn sie von der Arbeit kommen. Hat Jeftah denn überhaupt nicht nachgedacht? Drittens: Wenn Jeftah schon einen so furchtbaren Schwur ablegt, warum bricht er ihn nicht, um seiner Tochter willen – und nimmt die Konsequenzen auf sich? Mag ja sein, dass Gott ihn wegen des gebrochenen Eids schwer geschlagen und bestraft hätte. Aber wäre das nicht besser gewesen, als die unschuldige Tochter für Jeftahs Dummheit büßen zu lassen? Warum entschließt er sich nicht, selbst auszulöffeln, was er sich eingebrockt hat? Viertens: Ich frage mich, warum Gott dem Unheil seinen Lauf ließ. Hätte er nicht sagen können: „Hör zu, Jeftah, du hast mir etwas ganz Schreckliches geschworen, wir wollen das beide vergessen. Ich will gar nicht, dass du mir deine Tochter als Opfer darbringst, das ist eine ganz blöde Idee, lass es sein“? Oft genug schützt uns Gott vor den Folgen dummer Einfälle. Warum nicht hier? Doch eben das ist das Furchtbare an der Geschichte. Gott schweigt – und alles geht mit unerbittlicher Konsequenz seinen Gang. Wie gesagt: Ein Berg von Fragen türmt sich auf. Und die meisten bleiben ohne Antwort. Wie die Tochter in den zwei Monaten der Trauer über ihren Vater dachte, will ich mir gar nicht ausmalen. Was aber will uns Gott durch die Geschichte sagen? Ist es allein die Warnung, dass man besser den Mund halten soll, wenn man erregt ist, und besser nachdenken soll, bevor man irgendwelche Schwüre ablegt? Ist es allein eine Demonstration, wie bitter das ausgehen kann, wenn Gott uns nicht vor den Folgen unserer Fehler bewahrt? Ich denke, es steckt noch mehr darin. Denn die Tragödie von Jeftah und seiner Tochter führt uns vor Augen, wie abwegig und gefährlich es ist, wenn wir Gott durch irgendwelche Versprechungen auf unsere Seite zu ziehen versuchen. Gewiss käme keiner von uns auf die Idee, so mit dem Leben seiner Tochter zu spielen, wie Jeftah es tat. Aber die Logik, nach der er handelt, ist uns nicht völlig fremd. Denn auch wir versuchen manchmal, mit Gott einen „Deal“ zu machen: Wenn ich fleißig in die Kirche gehe – muss mir Gott dann nicht wohlgesonnen sein? Wenn ich einen kranken Angehörigen pflege – muss mir Gott das nicht lohnen? Wenn ich das Evangelium fleißig weitersage – muss Gott es mir nicht hoch anrechnen? Die Logik, mit der Jeftah sein Kriegsglück erzwingen wollte, steckt auch uns im Blut – weil wir leider immer noch von uns auf Gott schließen. Doch Gott ist keine Krämerseele, die durch Geschenke zu Gegengaben verpflichtet werden könnte. Und Opfer, die wir bringen, verschaffen uns keinen Einfluss, weil wir gar nichts besitzen, das Gott uns nicht selbst gegeben hätte. Was wir sind und haben gehört ihm sowieso! Wir haben also

nichts in der Hand, um bei Gott „gut Wetter“ zu machen. Wir können seine Gunst weder durch Wohlverhalten noch durch Frömmigkeit erwerben. Aber, Gott sei Dank, ist das auch gar nicht nötig. Denn als Christen haben wir zwar noch Altäre in unseren Kirchen. Und die sind denen ganz ähnlich, auf denen man einst Brandopfer und Sühnopfer darbrachte. Aber wir opfern dort nicht. Denn über unseren Altären hängt das Kreuz als Symbol für das eine, allgenugsame Opfer, das Gott mit den Menschen versöhnte. Das Kreuz steht für jenes letzte, allen Opferdienst überflüssig machende Opfer Jesu Christi, das auf Golgatha dargebracht wurde. Und dargebracht wurde es von Jesus Christus, unserem Hohepriester, der sein Leben gab für uns. Den müssen wir nicht erst auf unsere Seite ziehen, der steht schon auf unserer Seite. Und während wir ihm nichts geben, gibt er uns alles. Er will weder Opfer noch Blutvergießen, sondern will nur, dass wir ihm Glauben schenken. Dass aber Jeftah davon nichts wusste – und nicht einfach der Gnade und Weisheit Gottes vertraute –, das ist und bleibt todtraurig.

Lamm Gottes



Agnus Dei / Francisco de Zurbarán, Public domain, via Wikimedia Commons

Haben sie ein Lieblingstier? Gibt es ein Tier, das ihnen besonders gefällt, so dass sie sagen: „Wenn ich ein Tier wäre, dann würde ich dieses Tier sein wollen?“ Ein Löwe vielleicht, oder ein Adler, ein Elefant oder Bär? Die Frage ist nicht so kindisch wie sie scheint. Denn die Antwort verrät eine Menge über den Charakter eines Menschen. Und wenn man alte Familienwappen studiert, ist das mit Händen zu greifen. Auf Wappen wimmelt es nur so von Hirschen und Löwen, Adlerköpfen und Bärenpranken. Denn diese Tiere verkörpern Eigenschaften, die das jeweilige Adelsgeschlecht sich gerne zuschreiben möchte. Die Hirsche stehen für „Stolz“, die Löwen für „Macht“, die Adler für „Freiheit“, die Bären und Stiere für „Kraft“. Imposante Tiere sind das! Und wenn ich zu wählen hätte, würde ich wohl auch so ein imposantes Tier wählen. Umso irritierender ist es aber, wenn man auf das Wappentier Jesu Christi schaut. Denn das ist von ganz anderer Art. Das Wappentier Jesu ist ein unschuldiges und wehrloses Lamm. Die Bibel zieht diesen Vergleich mehrfach. Der Befund ist also eindeutig. Und doch liegt darin ein Problem. Denn sich mit einem Lamm zu identifizieren, fällt nicht so leicht. Lämmer findet man „niedlich“. Aber wer wollte deswegen schon ein Lamm sein? Lämmer sind wehrlos. Sie können sich nicht schützen. Sie können nicht einmal laut brüllen. Sie stolpern unbeholfen herum und lassen sich leicht fangen. Man bindet sie und führt sie zur Schlachtbank. Man macht mit ihnen, was man will. Und es scheint, als begriffen sie gar nicht, was mit ihnen geschieht. Die Unschuld, die Dummheit und die Schwäche der Lämmer gehen ineinander über und machen sie zu idealen

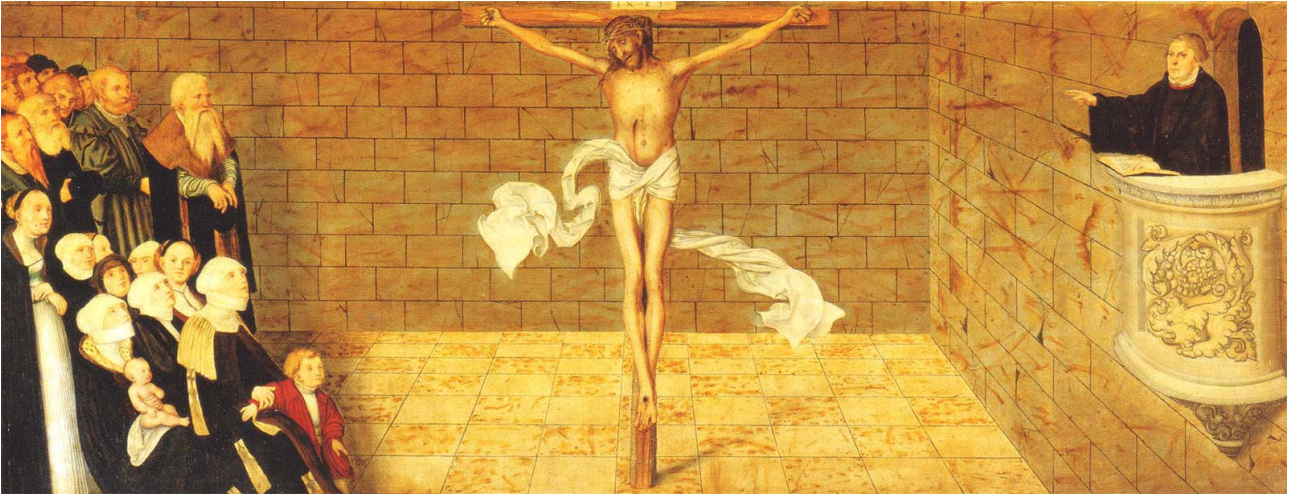
Opfern. Denn sie haben den Wölfen dieser Welt nichts entgegenzusetzen. Keine scharfen Zähne, keine schnellen Beine, nicht List oder Tücke. Und darum kenne ich auch niemanden, der gern ein Lämmchen wäre. Wer will schon ein „Opfer“ sein? Nur Jesus Christus sträubte sich nicht, sondern wählte genau die Rolle, die wir um jeden Preis vermeiden wollen. Er ist das „Lamm Gottes“, das der Welt Sünde trägt. Und wenn man sich daran erinnert, was am Karfreitag in Jerusalem geschah, kann man kaum leugnen, dass der Vergleich passt. Christus ist nämlich so unschuldig wie ein Lamm, das ist der erste Vergleichspunkt. Er ist ohne Sünde, ohne Bosheit, ohne Laster und Schwächen. Er hat nie etwas getan, womit er verdient hätte ein Opfer zu sein. Sein Herz war rein wie die weiße Wolle eines Lammes. Und zur Unschuld kommt als zweiter Vergleichspunkt hinzu, dass Christus sich widerstandslos wie ein Lämmchen zur Schlachtbank führen ließ. Er widersetzte sich seiner Gefangennahme nicht und versuchte nicht zu fliehen. Er bewaffnete seine Jünger nicht und rief auch keine himmlischen Heere zu Hilfe. Schließlich aber kommt noch eine dritte Parallele hinzu. Denn Christus starb, wie auch sonst Lämmer sterben – nämlich zu Gunsten anderer. Wie die Passah-Lämmer, die beim Auszug Israels aus Ägypten stellvertretend für die Erstgeborenen starben (der Todesengel ging an den Häusern vorüber, die mit ihrem Blut gekennzeichnet waren), genau so starb Christus für uns. Er nahm das Leiden auf sich, damit wir Freude hätten. Er nahm den Fluch auf sich, um uns Segen zu erwerben. Und er zahlte den Preis, den unsere Erlösung kostete. Hält man sich diese drei Parallelen vor Augen, so leuchtet ein, dass Jesus als das „Lamm Gottes“ bezeichnet wird. Und trotzdem kann es sein, dass uns das Bild widerstrebt. Denn in der Regel wollen wir nicht glauben, dass wir so ein blutiges Opfer nötig hatten. Wir meinen, wir könnten für uns selbst geradestehen, und wollen nicht, dass ein anderer den Kopf für uns hinhält. Mancher sträubt sich auch einfach deshalb gegen das Bild des Opferlammes, weil ihm die Logik des Schlachthauses zuwider ist, wo die Starken das Blut der Schwachen vergießen und sich vom Fleisch der Opfer nähren. Doch können diese Widerstände wegfallen, wenn man sich klar macht, an welchen Punkten sich Jesus von einem gewöhnlichen Opferlamm unterscheidet. Erster Unterschied: Jesus geht wissend und willentlich ans Kreuz. Er ist kein argloses Lämmchen, das blind und dumm in sein Unglück tappt. Sondern er geht seinen Weg in vollem Bewusstsein der Konsequenzen. Niemand zwingt oder überrumpelt ihn. Sondern er entscheidet selbst, dass er sein Leben für die Sünder opfern will. Gottes Sohn hätte seine Peiniger sicher mit einem einzigen Blick töten können! Aber er wollte tun, was er tat. Er wollte den Fluch unserer Schuld tragen, damit er von uns genommen sei. Und insofern ist Christus kein Lamm, sondern seinem Wesen nach ein Löwe, der bewusst den Weg des Lammes geht, um den Lämmern dieser Welt beizustehen. Der zweite Unterschied zum gewöhnlichen Opferlamm besteht darin, dass Jesu Opfer nicht bloß eines in einer endlosen Reihe weiterer Opfer ist, sondern durch Jesu Opfer alle weiteren überflüssig werden. Mit ihm endet also das Blutvergießen, durch das Menschen versuchten Sühne zu leisten und Gottes

Wohlwollen zu erwerben. Gottes Sohn macht dem durch das Opfer seines Lebens ein Ende. Denn er hat ein für allemal die Schuld getilgt. Christus, der Löwe, ist den Weg des Lammes gegangen, damit nach ihm keiner mehr diesen Weg gehen muss. Und darin liegt dann auch schon der dritte Unterschied zum gewöhnlichen Opferlamm: Christi Opfer lässt die Forderung nach Sühne nicht nur zu ihrem Recht, sondern auch zu ihrem Ende kommen. Denn wenn der Löwe den Weg des Lammes geht, gehorcht er damit nicht der Logik des Schlachthauses, sondern durchbricht diese Logik. Worin schließlich besteht sie? Doch darin, dass sich im Schlachthaus die Starken über die Schwachen hermachen und das Blut derer vergießen, die sich nicht wehren können. Hier aber geht Gott selbst – der Stärkste aller Starken! – freiwillig den Weg des Schwachen und vergießt sein eigenes Blut. Er stellt damit die gewohnte Ordnung auf den Kopf und wählt für sich den Tod, damit wir Zugang zum Leben gewinnen. Gott geht den Weg ans Kreuz, damit kein anderer ihn mehr gehen muss. Durchbrochen ist damit die blutige Ordnung, aufgehoben ist der Fluch, getilgt ist die Schuld, und getragen die Strafe. Das Gewitter, das nicht ausbleiben konnte, ist über Christus niedergegangen. Der Zorn hat sich entladen. Darum ist die Luft nun rein, der Albtraum zu Ende – und das Lamm Gottes trägt den Sieg davon. Jesus Christus sprengt damit das Klischee des „Opfers“. Er passt nicht wirklich in dieses Schema. Denn obwohl er unschuldig ist wie ein Lamm, weiß er doch genau, was er tut. Er wird gefesselt zur Schlachtbank geführt – und geht doch frei und willentlich. Er wird zum Opfer – und unterliegt dabei doch nicht, sondern siegt. Ihm wird das Leben genommen – und doch gibt er es selbst hin. Er trägt den Fluch – und überwindet ihn zugleich. Er gehorcht der Ordnung – und durchbricht sie doch. Ein merkwürdiges Lamm ist er, das auf den ersten Blick unser Mitleid weckt. Und trotzdem trägt das Lamm in der christlichen Kunst die Siegesfahne. Wenn wir an die üblichen Wappentiere denken, scheint diese Verbindung absurd. Die wilden Bären, Adlern und Löwen wirken viel imposanter und stärker! Doch verstehen wir den Weg Jesu, werden wir die Sanftheit des Lammes am Ende zu schätzen wissen. Denn dieses Lamm nährt sich nicht vom Blut der Schwächeren, wie Bären, Adler und Löwen es tun. Es trägt die Siegesfahne zum Zeichen, dass es nicht der Logik des Schlachthauses unterliegt, sondern diese Logik aufhebt. Es ist das Lamm, das sein Blut vergießt, um allem Blutvergießen ein Ende zu machen. Und so gesehen scheint es mir von allen Wappentieren das Imposanteste zu sein. Es wundert mich auch nicht, dass es im letzten Buch der Bibel so sehr im Mittelpunkt steht.

In der Johannesoffenbarung wimmelt es nur so von gefährlichen Tieren. Da kommen Löwen, Adler und Stiere vor, wilde Pferde, Heuschrecken und Skorpione, Schlangen und Drachen, Panther und Bären, schreckliche Kreaturen aus dem Meer und Monster aus dem höllischen Abgrund, unreine Geister tauchen auf, die Hure Babylon und der Antichrist, jede Menge Menschen, Engel und apokalyptische Reiter – das ist ein wildes Spektakel, in dem kein Stein auf dem andern bleibt! Wer aber steht mittendrin, ungerührt und unantastbar?

Wer hat im wüsten Handgemenge die Kontrolle und ist würdig, die Siegel zu lösen? Es ist das Lamm, das scheinbar schwächste Wesen überhaupt, dem im Endgeschehen niemand mehr etwas entgegenzusetzen hat. Das Lamm, das siegte, indem es sich besiegen ließ, steht im Mittelpunkt. Es ist der ruhende Pol im wirren Drama. Und dieses Lamm allein ist würdig, das große Buch aufzutun. Jene Menschen aber, die am Ende durch alle Not hindurch gerettet werden und mit weißen Kleidern angetan sind, das sind jene, die ihre Kleider gewaschen haben im Blut des Lammes. Das scheinen seltsame Bilder zu sein, die nicht jeder versteht. Doch – lassen wir uns nicht darüber täuschen, dass hier nur beschrieben ist, was eines Tages wirklich kommt. Noch sieht es so aus, als ob in unserer Welt die Adler und die Löwen regierten. Doch mitten im Untergang steht schon unberührt und souverän das siegreiche Lamm, das unseren Fluch durchbrach, das unsere Strafe trug und unseren Tod starb. Dieses Lamm allein wird über uns richten und unser Leben bilanzieren. Dies Lamm allein wird bleiben. Vor ihm werden sich alle Knie beugen. Und was das Lamm für sich erwarb, das wird ihm niemand mehr nehmen. Wie frei und selig sind wir, wenn wir auf seiner Seite stehen!

Martin Luther predigen



*Martin Luther predigend / Lucas Cranach der Ältere,
Public domain, via Wikimedia Commons*

Das Bild ist sehr übersichtlich. Man erfasst die Situation mit einem Blick. Denn wir befinden uns in einem großen, ziemlich leeren Kirchenraum. Wir sehen rechts auf der Kanzel den predigenden Martin Luther. Wir sehen links die lauschende Gemeinde. Und in der Mitte steht ein großes Kreuz. Das scheint nun schon alles zu sein – der Maler hat sich weitere Details erspart. Und so meint man, mit diesem Bild schnell fertig zu werden. Doch steckt in Wahrheit mehr dahinter:

1. Beobachtung: Das Kreuz, das wir hier sehen, steht ganz genau in der Bildmitte. Es ist unverkennbar das Zentrum dieses Gottesdienstes. Und das ist keineswegs selbstverständlich. Denn in manchen katholischen Kathedralen findet man im räumlichen Zentrum den Thron des Bischofs. Und damit keiner meint, das sei nur ein katholisches Problem, will ich ergänzen, dass es auch in evangelischen Gemeinden vorkommt, dass der Geistliche ins Zentrum gerät. Es kann auch passieren, dass die Gemeinde selbst ins Zentrum des Gottesdienstes rückt, weil sie sich selbst feiert. Cranachs Bild aber ist Programm, insofern es diese Fehler konsequent vermeidet und dem Kreuz Christi die beherrschende Stellung einräumt. Cranach hat die Gemeinde ganz bewusst nach links gedrängt. Und er hat auch mit Luther keinen Personenkult getrieben, sondern hat ihn als Prediger ganz nach rechts geschoben. Gemeinde und Prediger bilden die Peripherie, Christus ist das Zentrum. Und diese räumliche Ordnung spiegelt die sachliche Ordnung, die im evangelischen Gottesdienst zu gelten hat.

2. Beobachtung: Abgesehen vom Kruzifix herrscht in diesem Kirchenraum gähnende Leere. Es gibt da kein Inventar, sondern nur nackte Wände. Und auch diese Leere ist ein Programm und eine bewusste theologische Entscheidung. Denn Cranach hätte ja kein Problem gehabt, den Raum mit der üblichen Ausstattung zu versehen. Natürlich hätte er die Stühle malen können, Bilder und Verzierungen,

Altäre und Kerzen, Chorgestühl und Leseputz, Opferstock und Taufstein. Es hätte ihm weder an Vorbildern noch an Fertigkeit gemangelt. Wenn Cranach diese Kirche aber so leerfegt, dass sie nicht mal Fenster hat, lässt er damit das Kreuz konkurrenzlos dastehen. Mehr braucht es nicht – will der Maler sagen. Wenn ihr Christus habt, habt ihr genug. Und all der fromme Plunder, mit dem die Kirche des Mittelalters ihre Gotteshäuser füllte, war schädlich, weil er von Christus ablenkte. Marienstatuen und Beichtstühle, Weihrauchkessel und Prunkgewänder, Weihwasser und Glöckchen, Deckchen und Lichtchen, goldene Engel und Bischofsstühle – wer braucht das eigentlich, wenn er Christus hat? Was kann uns das ganze Kirchenmobiliar geben, was Christus nicht gibt? Darum ist das Programm der Reformation eine Reduktion auf das Wesentliche, so wie wir es hier bildlich umgesetzt finden. Es ist genug, sagt die Reformation, wenn in der Kirche Christus schriftgemäß verkündigt, und sein Sakrament stiftungsgemäß verwaltet wird. Das ist genug, genug, genug. Und die tausend menschlichen Satzungen und Erfindungen, die das ergänzen oder aufpeppen sollen, richten nur Verwirrung an. Denn Christus braucht keine Verzierungen – er braucht nur unsere Konzentration. Wie kommen aber nun die Menschen in der Kirche vor?

3. Beobachtung: Der Prediger, Martin Luther, ist offenbar nicht der „Star“ dieser Szene, sondern hat dienende und hinweisende Funktion. Das ist aber nicht so selbstverständlich, wie man denken könnte. Denn Cranach war ein Anhänger der Reformation und ein Bewunderer Luthers. Er hätte in Versuchung kommen können, dem Reformator ein imposanteres Denkmal zu setzen. Doch Luthers ganzes Werk bestand nun mal nicht darin, sich, sondern Christus in den Mittelpunkt zu rücken. Und genau so – in dieser zurückhaltenden, von sich weg verweisenden, dienenden Funktion – ist er hier abgebildet. Sein Gesicht ist authentisch dargestellt, denn Cranach malt dies Bild nur ein Jahr nach Luthers Tod. Und das Gewand ist einfach der Talar eines mittelalterlichen Gelehrten. Die Hände aber sagen alles, was über Luther zu sagen ist: Die Linke ruht auf der aufgeschlagenen Bibel, die der Reformator als den alleinigen Maßstab kirchlicher Lehre wiederentdeckte. Und die Rechte verweist auf den Gekreuzigten, von dem die Bibel zeugt. Dieser da, scheint Luther zu sagen, ist die Mitte der Heiligen Schrift. Schaut auf ihn – und nur auf ihn. Denn von diesem Christus redet die Bibel auf jeder Seite. Und er allein ist der Schlüssel zum Heil. Welche Bibelstelle Luther gerade aufgeschlagen hat, ist egal. Denn nach seiner Lehre ist jeder Teil der Bibel (verborgen oder offen) auf Christus ausgerichtet. Und sollte sich jemand wundern, dass Luther nicht mit einem Finger auf Christus zeigt, wie wir das gewöhnlich tun, sondern mit zweien, so ist auch das nicht ohne Grund. Denn die zwei Finger verweisen auf die zwei Naturen Christi, der wahrer Mensch und wahrer Gott ist – und nur in dieser Zweiheit der Naturen sachgemäß verstanden werden kann. Und was ist mit den Hörern?

4. Beobachtung: Es waren für die Wittenberger Zeitgenossen durchaus vertraute Gesichter, die wir da sehen. Denn die Frau, die in der ersten Reihe sitzt, ist Katharina von Bora, die entlaufene Nonne, die Ehefrau Luthers. Und der kleine Junge

im roten Mantel ist Hans Luther, der Sohn des Reformators. Die Männer aber, die im Hintergrund stehen, sind Wittenberger Bürger. Und unter ihnen sind auch die theologischen Mitstreiter Luthers zu sehen. Nicht nur die Familien haben Gottes Wort nötig, will das Bild damit sagen, sondern auch und vor allem die Theologen selbst haben es nötig. Im Übrigen ist aber schön zu sehen, wie diese Gemeinde aufrecht steht vor ihrem Gott. Die Häupter sind erhoben, und die Gesichter froh und zuversichtlich, denn sie hören ja die gute Nachricht, dass Christus für ihr Heil gesorgt hat. Keiner von ihnen muss Gottes Liebe erst noch verdienen. Keiner muss durch Wallfahrten und Ablasszettel zu seiner Erlösung beitragen. Keiner muss sich ängstlich verkrümmen unter der Drohung eines unbarmherzigen Gottes. Sondern sie alle dürfen aufrecht sein, froh und dankbar, weil Christus für sie gestorben ist und sie liebt. Diese Menschen müssen sich nicht durch gute Werke selbst erlösen – und eben deshalb sind sie innerlich frei, sich dem Hören ganz hinzugeben. Sie sind ungezwungen, sind mündige Christen in evangelischer Freiheit – finden aber trotzdem den Weg in die Kirche und sind dort ganz auf Empfang eingestellt, sind konzentriert und aufnahmebereit. Sie hören Gottes Wort – und antworten mit Gebet und Gesang. Denn evangelischer Gottesdienst ist dialogisches Geschehen zwischen Gott und Mensch, zwischen Wort und Glaube. Wenn sich aber jemand über die seltsame Stellung des Kreuzes wundert, findet er hier – im Verständnis des Gottesdienstes als Dialog – die Erklärung. Denn natürlich ist das keine reale Kirchensituation, wenn das Kreuz „quer“ zwischen Prediger und Gemeinde steht. Niemand würde eine Kirche so einrichten. Aber es geht hier auch gar nicht um die räumliche Ordnung im Gottesdienst, sondern um die sachliche Ordnung. Und die besteht darin, dass das Kreuz die Botschaft ist. Das Kreuz ist in diesem Bild kein Einrichtungsgegenstand, sondern der Inhalt der Mitteilung, die an das Ohr der Gemeinde dringt. Es ist das Wort Gottes, das von der Gemeinde in Gesang und Gebet beantwortet wird. Und um dieses dialogische Geschehen sinnfällig zu unterstreichen, verbindet das hell-weiße Lendentuch Jesu die linke Bildhälfte mit der rechten. Das Lendentuch flattert beinahe in die Horizontale, so dass es eine Verbindung herstellt zwischen dem Prediger einerseits und der Gemeinde andererseits. Das Lendentuch ist das einzige dynamisch-bewegte Element in dieser sonst so statischen Szenerie. Es weht fast wie eine Siegesfahne im Wind! Weil aber soviel Wind im Inneren einer Kirche kaum vorkommt, werden wir damit auf etwas anderes gestoßen. Denn statt um Wind geht es hier um das Wehen des Heiligen Geistes, der genau in dieser Situation zum Zuge kommt: Wo Gottes Wort verkündigt und gehört wird, wo Gemeinde und Prediger an den Rand treten, um Christus das Zentrum sein zu lassen – da weht der Heilige Geist und wirkt zum Segen aller Beteiligten.

Was aber machen wir mit dem Bild, wenn wir das verstanden haben? Ich denke, wir sollten es zum Vorbild unsres eigenen Gemeindelebens nehmen – und als kritisches Korrektiv. Denn eine evangelische Gemeinde hat nicht um sich selbst zu kreisen – und schon gar nicht um den Pfarrer. Sie soll ihre Gottesdienste nicht mit

kreativer Selbstdarstellung ausfüllen, sondern mit Gottes Wort. Denn Jesus Christus, wenn er im Zentrum steht, ist genug. Und wenn's jemanden nach „mehr“ verlangt, so ist der hier falsch.

Mutlos, lustlos und verdrossen



*Table of the Mortal Sins, Detail: Acedia / Hieronymus Bosch,
Public domain, via Wikimedia Commons*

Ein Mann hat es sich am Kamin bequem gemacht und döst. Im Traum erscheint ihm eine Nonne, die ihn mit Rosenkranz und Gebetbuch zu geistlicher Aktivität ermuntern will. Doch sein Gesichtsausdruck bleibt müde und resigniert, verdrossen und verschlossen. Die Kerze am Kamin brennt nicht. Und das erbauliche Buch bleibt ungenutzt auf der Bank liegen.

„Alles ist eitel“, sagt der Prediger Salomo, und „Haschen nach Wind“. Des Menschen Mühe ist vergeblich (Pred 1). Doch wir sperren uns gegen eine so resignative Sicht des Lebens. Wir wehren uns gegen das Gefühl der Vergeblichkeit und Verdrossenheit und gegen die depressive Verstimmung, die sagt, es habe doch „alles keinen Zweck“. Die innere Abwehr gegen dieses Gefühl geht so weit, dass die katholische Kirche es unter die 7 Hauptsünden eingereiht hat – unter dem Namen der „Acedia“. Acedia wird meist mit „Trägheit“ oder „Faulheit“ übersetzt. Aber das

trifft die Sache nicht. Denn es geht um etwas Tieferes als bloß um Bequemlichkeit oder Arbeitsscheu. Vielmehr ist der Mensch im Zustand der Acedia innerlich blockiert und in seinem Antrieb gelähmt, weil er kein lohnendes Ziel vor Augen hat. Und mit dem moralisierenden Appell, er solle sich „nicht so hängen lassen“, erreicht man wenig. Denn die große Lustlosigkeit ist Ausdruck einer Sinnkrise und einer Traurigkeit, die der Betroffene nicht mal eben abschütteln kann. Schon die Mönchsväter im 4. Jahrhundert haben Acedia als einen Dämon beschrieben, der die Brüder vor allem um die Mittagszeit befällt, wenn sich nach der Arbeit des Vormittags die erste Müdigkeit einstellt, und die Zeit immer langsamer verrinnt. Da sitzt der Mönch dann an seinem Schreibpult und hat die Schriften vor sich liegen, die er studieren soll. Er schaut aber immer wieder zur Tür, ob denn nicht jemand kommt. Dann blättert er in seiner Bibel, knickt die Seiten, blättert vor, blättert wieder zurück und schaut aus dem Fenster. Er liest ein Stück, lässt sich aber bald ablenken – und hat das Gelesene auch gleich wieder vergessen, weil er sich gar nicht konzentrieren will. Nun, als vorübergehendes Erschlaffen der Kräfte kennt diese Verfassung wohl jeder. Aber als Dauerzustand wird sie zum Problem. Der Mensch ist dann apathisch, frustriert und resigniert, ohne zu wissen warum. Weder zu großer Freude noch zu großer Trauer ist er fähig. Alles ist ihm zu viel und alles egal, zu nichts kann er sich aufraffen, weil's in seinen Augen doch alles „nichts bringt“. Acedia ist eine widerwillige Verschlossenheit gegenüber geistlichen und leiblichen Aufgaben, eine bleischwere Traurigkeit und Abscheu der Seele, die keine lohnenden Ziele mehr kennt. Sie ist kein harmloser Anfall von Trägheit und auch nicht das gesunde Ruhebedürfnis nach getaner Arbeit, sondern eine seelische Erkrankung, die in unserer Gesellschaft massenhaft als Depression diagnostiziert und mit bunten Pillen bekämpft wird. Aber kann das allein schon die Lösung sein? Genügt es, die Betroffenen mit Medikamenten wieder funktionsfähig zu machen? Ich meine, wir müssen nach den tieferen Ursachen fragen, die geistlicher Natur sind. Denn zugrunde liegt keineswegs ein Mangel an Fleiß oder Kraft, sondern ein Mangel an Freude. Nur der ist lustlos und mutlos, der sich an und auf nichts zu freuen vermag. Er resigniert, weil er kein lohnendes Ziel vor Augen hat. Er ist unmotiviert, weil ihm nichts wirklich erstrebenswert erscheint. Und das ist fast zwangsläufig der Fall, wenn eine Gesellschaft als Lebenssinn nur Besitz und Anerkennung, Spaß und Konsum anzubieten hat. Ja, lassen sie es mich provozierend ausdrücken: In einer konsumorientierten und materialistischen Welt wie der unseren halte ich es für ein Zeichen von Intelligenz, wenn ein Mensch depressiv wird. Denn die Intelligenten durchschauen als erste, dass es sich nicht lohnt, ein ganzes Menschenleben in materielle Werte zu investieren, die man am Ende doch nicht mitnehmen kann, sondern den Erben überlassen muss. Die Dummen merken nicht, wie absurd das ist. Man kann sie mit dem neuesten Smartphone locken, mit einem Vorstandsposten oder einer Villa im Süden. Sie verplempern für solche Dinge ihr Leben, laufen im Hamsterrad und merken bis zuletzt nicht, dass sie betrogen sind. Die Schlauerer aber durchschauen das

Spiel. Und wenn ihnen nichts Besseres vor Augen steht, folgern sie zu Recht, dass ein so plattes und eindimensionales Leben den Aufwand nicht wert sei. Mit wachen Augen sehen sie, dass diese Welt kein Vergnügungspark ist. Sie möchten auch gar keinen kurzen Spaß, sondern dauerhafte Freude an Dingen, die von bleibendem Wert sind. Diese Hellsichtigen haben keine Lust, nach „dem Wind zu haschen“. Und wenn ihr ganzer Lebensinhalt nur sein soll, ein Reihenhaus abzubezahlen, um eines Tages schuldenfrei begraben zu werden, dann haben sie darauf zu Recht keine Lust. Zu Recht fordern sie, das Leben müsse in mehr bestehen als nur in Produktion und Konsum, Geld verdienen und wieder ausgeben. Wenn ihnen aber niemand bessere Ziele zeigen kann, und junge Leute darauf mit Acedia reagieren, mit Mutlosigkeit und Lustlosigkeit bis hin zum Suizid – dann sind nicht die jungen Leute krank, sondern dann ist unsere Gesellschaft krank, die vergessen hat, wofür sich zu leben lohnt, und es darum ihren Kindern nicht mehr sagen kann. Wofür aber lohnt es sich zu leben? Jesus sagt: „Ihr sollt euch nicht Schätze sammeln auf Erden, wo sie die Motten und der Rost fressen und wo die Diebe einbrechen und stehlen. Sammelt euch aber Schätze im Himmel...“ (Mt 6,19-20). Jesus verweist damit auf ideelle, auf geistliche Werte – letztlich auf den Gewinn der Gemeinschaft mit Gott. Und das stimmt überein mit der Weisheit der Mönche, die auch schon wussten, dass Acedia nicht mit Druck oder Zweckoptimismus überwunden wird, sondern nur durch neue Freude an göttlichen Gütern. Denn jenes andere, allzu Irdische, wäre für unsere Seele auch dann noch zu wenig, wenn wir ganz viel davon hätten. Der Mensch ist nun mal zu mehr berufen, als nur Produzent und Konsument zu sein. Er ist berufen, ein Kind und Ebenbild Gottes zu sein. Und fehlt ihm dies, so fehlt ihm die Hauptsache. Denn er soll mehr sein als ein Tier unter Tieren, dass sich wie die übrigen mit seinem Stoffwechsel beschäftigt. Der Mensch soll Gott entgegenwachsen, um einst – in den Himmel aufgenommen – den Engeln zu gleichen! Sein Lebensziel ist nicht die Rente oder das Reihengrab, sondern das Wachstum im Glauben, das auf himmlische Vollendung zielt. Des Menschen höchste Autorität ist nicht sein Arbeitgeber, sondern Jesus Christus! Und nach dessen Weisung soll er nicht bloß einen Beruf lernen, sondern vor allem die Weisheit Gottes! Wenn sich der Mensch aber um seine eigentliche Berufung nicht kümmert, weil er sie gar nicht kennt – wenn er die Würde nicht begreift, für die er bestimmt ist, sondern bloß nach irdischen Freuden und Ehren strebt: lebt er dann nicht unter Niveau, weil er vom Leben nicht etwa zu viel, sondern zu wenig erwartet? Bringt er sich nicht selbst um das, was sein stärkster Antrieb sein sollte? Völlig zu Recht hat er das Gefühl, sein Leben zu vergeuden. Zu Recht ist er deprimiert und antriebslos. Die Ursache ist aber nicht, dass sich die Menschen permanent überforderten, sondern dass sie sich permanent unterfordern – und dort ihre Kraft vergeuden, wo sie dafür nur Geld und warme Worte bekommen. Sie erwarten vom Leben keineswegs zu viel, sondern zu wenig. Eben das ist ihr Problem. Sie sind nicht etwa unbescheiden, sondern zu bescheiden. Sie werfen sich auf Ziele, die der Mühe nicht wert sind. Und wenn sie darüber jede Lust

verlieren, so ist diese Lustlosigkeit keine Charakterschwäche, sondern Ausweis eines wachen Verstandes! Der Philosoph Josef Pieper findet die Ursache der Acedia darin, dass der Mensch sich dem hohen Anspruch versagt, der mit seiner eigenen Würde gegeben ist, dass er in sich selbst weniger sieht, als er nach Gottes Willen sein soll – und an diesem wenigen dann verständlicherweise die Lust verliert. Er gerät in einen traurigen Mangel an Mut und Motivation, weil er sich das Große nicht zumutet, dass seiner menschlichen Natur gemäß wäre. Er verweigert sich der Höhe, zur der ihn Gott erheben will, und kriecht stattdessen auf dem Bauch herum. Er nimmt die Herausforderung nicht an, die es lohnen würde, das Leben hinein zu investieren. Er hat nicht den Mut, so groß zu sein, wie er von Gott gemeint ist, sondern denkt allzu gering von sich. Er sieht sich bloß als ein Stück denkender Biomasse – und als Opfer der Umstände. So verhallt der Ruf Gottes ungehört. Und das rächt sich bitter. Denn über sein Dasein, dem er selbst die tiefere Bedeutung entzog, denkt der Mensch anschließend verächtlich. Er hat ja wirklich recht! Das Laufen im Hamsterrad ist der Mühe nicht wert! Der Verdross aber ist nicht gottgegeben, sondern hausgemacht, weil sich dieser Mensch nicht zu viel, sondern zu wenig vornimmt. Er will sich nicht zumuten, eine Geschichte mit Gott zu haben. Er reduziert sich auf Funktionen, die er mit den Tieren teilt. Doch so lebt er unter dem Niveau, das der Schöpfer für ihn vorgesehen hat – und fühlt sehr zu Recht, dass dieses Dasein keinen Sinn macht. Dagegen helfen kein Motivationstraining und kein Zweckoptimismus, sondern nur ein geistlich „anspruchsvolleres“ Leben. Der Mensch muss ernst nehmen, dass Gott ihn zum Gegenüber haben will. Er muss anfangen, sich als Gottes Mitarbeiter und Gesprächspartner zu begreifen. Und obendrein darf er wissen, dass Christus ihn teuer erkauft und dazu auserwählt hat, ein Tempel des Heiligen Geistes zu werden. Der Lohn aber, um dessentwillen sich dies Leben lohnt, ist Gott selbst, der ganz unser werden will, wie wir ganz die Seinen sind. Die Gemeinschaft mit Gott adelt dann. Und Adel verpflichtet! Doch wer sein Herz in Gott investiert hat, muss keine Inflation mehr fürchten – und schon gar keine Langeweile. Wer hingegen Gott aus seinem Leben streicht: hat der nicht allen Grund zur Depression? Und ist es nicht gerecht, wenn der, der es nicht auf mehr abgesehen hat als auf ein bisschen Spaß vor seinem Tod, auch nicht mehr bekommt als ein bisschen Spaß – und dann den Tod? Wenn man nach Freude sucht, wo wahre Freude nicht zu finden ist, muss Verdrossenheit folgen. Aber die ist dann hausgemacht. Denn das menschliche Leben lohnt nun mal nicht um der irdischen, sondern um der himmlischen Güter willen. Und wer von denen nichts wissen will, dessen Leben wird zu einem Geschäft, das seine Kosten nicht deckt. Er steigt nur auf, um wieder zu fallen. Er blüht nur, um wieder zu verwelken. Er gewinnt nur etwas, um es wieder zu verlieren. Bei ihm ist „Acedia“ die ungute Ahnung, dass dies „nichts bringt“! Durchschaut er aber sein „Haschen nach Wind“, so muss und soll es ihn verdrießen, damit er's endlich begreift: Dieses Leben lohnt nicht um der irdischen, sondern nur um der himmlischen Güter willen. Und von denen abgesehen ist es ein Jahrmarkt der Eitelkeiten, auf dem die

innere Leere mit lautem Getöse überdeckt werden muss. Die Alternative, auf die Jesus verweist, bleibt aber immer bestehen. Er vergleicht das Himmelreich mit einem Schatz im Acker und mit einer kostbaren Perle, die jeden Einsatz wert sind (Mt 13,44-46). Schatz und Perle stehen für unsere Berufung zur Gemeinschaft mit Gott! Und wer da auf den Geschmack kommt, wird seine Lethargie überwinden. Er muss zwar von sich und seinem Leben deutlich mehr erwarten, als heute üblich ist. Aber das eine hat er begriffen: dass ihm mit weniger nicht gedient wäre. Denn wer für Gott geschaffen ist, wird in den Armen der Welt sein Glück nicht finden, sondern letztlich nur Acedia – den großen Überdruß.

Turmbau zu Babel



*The Tower of Babel / Pieter Bruegel der Ältere,
Public domain, via Wikimedia Commons*

Pieter Bruegel hat dieses Bild 1563 gemalt. Und man muss nicht lange rätseln, was darauf zu sehen ist: Die Menschen in Babylon möchten sich ein Denkmal setzen, indem sie einen Turm bauen, wie ihn die Welt noch nicht gesehen hat. Sie sagen: „Wohlauf, lasst uns Ziegel streichen und brennen! - und nahmen Ziegel als Stein und Erdharz als Mörtel und sprachen: Wohlauf, lasst uns eine Stadt und einen Turm bauen, dessen Spitze bis an den Himmel reiche, damit wir uns einen Namen machen; denn wir werden sonst zerstreut in alle Länder“ (1. Mose 11,4). Zerstreut und vergessen zu werden, ist schlimm. Denn es zeigt, dass die Welt den Menschen nicht braucht. Sie nimmt ihn nicht so wichtig, wie er sich selbst nimmt. Sie achtet ihn nicht so, wie er sich das wünscht. Und darum tun Menschen fast alles, um Beachtung zu erlangen. Sie möchten dauerhaft bedeutsam sein, möchten im Gedächtnis bleiben und Spuren hinterlassen, die noch lange nach ihrem Tod von ihrem Dasein zeugen.

Doch dazu muss man wirklich „Großes“ tun. Und das Größte, das ihnen in Babylon einfiel, war ein Turm, der bis zum Himmel reicht. Wenn man bis ganz oben hinaufstiege, wäre man „auf Augenhöhe“ mit den Göttern. Man hätte sich auch

endlich über die Welt erhoben. Man könnte auf sie herabschauen. Und noch viele Generationen würden von den Pionieren reden, die diesen visionären Plan fassten und in einem übermenschlichen Kraftakt die Grenzen des Möglichen weiter hinaus-schoben. Wer an der eigenen Bedeutung zweifelt, kann sich mit solchen Projekten Bedeutung verleihen. Und wenn der König des Nachbarlandes auch einen Turm baut, will man zumindest sagen können, man selbst habe den Größeren. Konkurrenten zu überbieten, bereitet Vergnügen. Wer andere in den Schatten stellt, steht selbst im Rampenlicht. Und so müssen wir nicht erst fragen, was den König (links unten im Bild) zum Turmbau motiviert. So tief wie sich dort seine Steinmetze vor ihm verneigen, so tief soll sich die ganze Welt vor ihm beugen, weil er sich in diesem Turm verewigt und sich ein Denkmal gesetzt hat, über das selbst die Götter staunen. Freilich: Der König dort sieht nicht sehr orientalisch aus. Die Landschaft erinnert weniger an Babylon als an die Niederlande. Und auch die Schiffe hat Bruegel ganz sorglos seiner Zeit entnommen. Aber, warum auch nicht? Die biblische Geschichte vom Turmbau will ja nicht erzählen, wie die Menschen damals waren, sondern wie sie immer sind. Und der menschliche Wesenszug der Geltungssucht beschränkt sich nicht auf dieses oder jenes Jahrhundert. Der Wunsch, durch herausragende Werke aus der Masse herauszuragen, ist überall verbreitet. Und wer kann, versucht den eigenen Namen tief ins Gedächtnis der Menschheit einzuschreiben. Das Geltungsbedürfnis sitzt so dominierend breit im menschlichen Herzen, wie jenes monströse Bauwerk in der Bildmitte sitzt. Und es drängt alles andere in die Peripherie. So mächtig ist der menschliche Größenwahn, dass ihm alles unterworfen und geopfert wird. Es lässt für anderes kaum Platz. Und so wirkt selbst das weite Meer neben diesem Turm bescheiden. Er ist in mächtigen Stufen angelegt, die einen darunter liegenden natürlichen Felsen überbauen, und wächst wie eine gewaltige Hochzeitstorte in Ringen nach oben. Man sieht, wie aufwendig der Bau auch im Inneren verstrebt und abgestützt ist. Man kann auch abschätzen, wieviel da oben noch kommen müsste, bis sich das Werk vollendet. Schon in der aktuellen Bauphase befindet sich die Spitze auf Höhe der Wolken. Es geht also tatsächlich darum, den Himmel zu stürmen. Es ist ein maßlos unbescheidenes Projekt. Aber „normal“ kann schließlich jeder. Und „normal“ wollen diese Menschen um keinen Preis sein. Sie wollen sich einen Namen machen. Sie träumen von Größe! Allerdings wirken sie neben dem Denkmal ihres Ehrgeizes kleiner als Ameisen. Und man hat den Eindruck, dass sie sich im Ringen um ewigen Ruhm übernehmen. Ihr Wunsch ist größer als das tatsächliche Vermögen. Sie überfordern sich. Denn wer näher hinsieht, erkennt in der Konstruktion erhebliche Schwächen. Der ganze Bau steht keineswegs gerade, sondern neigt sich merklich nach links, in Richtung Stadt. Und wenn die Neigung nicht korrigiert wird, muss man fürchten, dass der Turm einmal all diese Häuser unter sich begraben wird. Der Wunsch nach Ruhm hinterlasse dann bloß Ruinen. Und die zeugten vom kolossalen Scheitern eines Volkes, das zu viel wollte. Doch ist die Neigung des Bauwerks nicht das einzige Problem. Denn während man oben noch fleißig in die

Höhe baut, hat am Fuß des Turms schon der Verfall eingesetzt. Da unten im ersten Ring bröckelt es schon, Wasser steht im Fundament – und das Mauerwerk zeigt Risse. Mit neuen Gerüsten hat man begonnen auszubessern. Aber wenn das Gewicht, das von oben drückt, immer größer wird, werden es diese Fundamente nicht mehr tragen können. Wird man mit den Reparaturen nachkommen, um den Niedergang lange genug aufzuhalten? Oder haben sich die „Visionäre“ mit diesem ungeheuren Vorhaben ungeheuer überschätzt? Wird ihnen eines Tages der eigene Größenwahn auf den Kopf fallen, so dass sie nicht ewigen Ruhm ernten, sondern ewigen Spott?

Das Bauwerk dient längst nicht mehr diesen Menschen. Sie dienen ihm. Sie wollen unbedingt etwas aus sich machen – und richten sich gerade dadurch zugrunde. Sie verschwenden Kraft und Lebenszeit an einen Turm, der sie zum Dank unter sich begraben wird. Denn was kühn und mächtig gedacht war, bröckelt schon jetzt. Es nagt der Zahn der Zeit. Und noch vor Fertigstellung werden die Himmelsstürmer unsanft auf den Erdboden zurückgeholt. Denn Gott hat keine Freude daran, wenn sich Menschen überheben und die ihnen gesetzten Grenzen nicht akzeptieren. Der Schöpfer hat die Menschen reicher begabt als jede andere Kreatur. Doch das genügt ihnen nicht. Gott will sie zu sich erheben. Doch sie wollen aus eigener Kraft steigen. Als Gottes Ebenbilder dürften sie ihm entsprechen. Sie aber wollen Gott gleichen. Sie träumen Allmachtsträume, greifen viel zu hoch – und können's dann nicht einlösen. Darum tritt Gott ihnen entgegen und verwirrt ihre Sprachen, damit sie nie wieder ein solches Großprojekt planen. Gestörte Kommunikation bremst jeden dummen Höhenflug. Denn wer sich nicht versteht, kann auch nichts koordinieren. Die Menschheit soll künftig auf dem Teppich bleiben. Und wo sie es nicht lassen kann, sich aufzublasen, beschleunigt das nur ihren Untergang. Denn Hochmut kommt vor dem Fall. Doch was steckt hinter dem selbstschädigenden Verhalten? Warum können wir uns nicht daran genügen lassen, so mittelgroß zu sein, wie Gott uns gemacht hat? Es ist wohl die Angst, das eigene Dasein wäre ohne Bedeutung, wenn man ihm keine Bedeutung gäbe. Man fürchtet, es habe keinen Sinn, wenn man ihm nicht selbst Sinn verleihe. Man ist in Sorge, vergessen zu werden, wenn man der Welt keinen Grund gäbe, sich zu erinnern. Letztlich will der Mensch beweisen, dass er zum Sterben zu schade sei. Doch tatsächlich beweist er nur, dass ihm Vertrauen fehlt. Denn wüsste er sich geliebt, müsste er nicht imponieren. Er ist sich dessen aber nicht sicher. Er möchte unsterblich sein, ahnt aber, dass die Welt ihn entbehren kann. Und an Gottvertrauen fehlt's ihm. Denn sonst wüsste er, dass er sich nicht erst Geltung verschaffen muss. Die Angst, übersehen zu werden, ist Gott gegenüber völlig unbegründet. Denn selbst die Verstorbenen sind ihm ewig präsent. Spätestens am Tag der Auferstehung werden alle wieder ans Licht gezogen. Und dann wird's nicht wichtig sein, ob man Straßen nach uns benannt hat, ob wir Schlachten gewonnen oder Titel errungen haben. Was soll also das ständige Imponieren, Überbieten, Konkurrieren und Prahlen? Vernachlässigte Kinder müssen eine Show abziehen, um Beachtung zu finden.

Doch Gottes Kinder haben diese Beachtung bereits. Beruhigen wir uns also. Hören wir auf, uns mit anderen zu vergleichen. Und wenn unsere Türme nicht in den Himmel wachsen, sei's drum. Sie müssen es nicht. Wir haben das nicht nötig.

Blinde Blindenführer



The Parable of the Blind Leading the Blind /

National Museum of Capodimonte, Public domain, via Wikimedia Commons

Es ist ein Bild voller Tragik und Komik. Und wer es nicht weiß, kommt nicht leicht auf die Idee, dies sei ein biblisches Motiv. Denn die Landschaft wirkt sehr europäisch. Und die Kleidung der Personen verweist ins Mittelalter. Doch Bruegel illustriert hier das Wort Jesu, die Pharisäer seien „blinde Blindenführer“ – und wenn ein Blinder dem anderen den Weg wiese, würden beide in die Grube fallen (Matth. 15,14; Luk. 6,39). Das leuchtet nicht nur ein. Es ist beinahe trivial. Denn dass einer den anderen führt, macht nur Sinn, wenn der Erste mehr sieht als der Zweite. Wenn alle Beteiligten gleich schlecht orientiert sind, kann der Zusammenschluss keinem zum Vorteil gereichen, da zwölf blinde Augen nicht mehr sehen als eines allein. Wo keine Kompetenzen sind, nützt es nichts, sie zu bündeln. Und was herauskommt, wenn man's trotzdem versucht, zeigt Bruegels Bild. Da suchen sechs Männer den Weg aus dem Dorf heraus. Vielleicht wollen sie zu einer Brücke, die über den Fluss führt. Aber jener, der sich berufe fühlte voranzugehen, hat sie an der falschen Stelle zur Uferböschung geführt – und liegt schon rücklings im Wasser. Er trägt eine Art Laute oder Gitarre bei sich. Vielleicht hat er gerade noch im Wirtshaus Musik gemacht. Der Zweite stolpert gerade über ihn. Er hat schon jeden Halt verloren. Und auch der Dritte steht nicht mehr sicher auf den Beinen. Die drei Hinteren werden wohl gleich den Anschluss verlieren und – vom Geschrei der Vorderen gewarnt – dort stehen bleiben. Wenn sie aber den Verunglückten zu Hilfe eilen, wird wohl keiner der sechs trocken bleiben. Schon jetzt haben sie Anlass, das Unternehmen zu bereuen. Aber, woran lag's? Eine Kolonne zu bilden, war doch

prinzipiell keine schlechte Idee! Diese Männer wissen um ihr Handicap. Und das ist gut. Denn wer sich die eigene Blindheit eingesteht, ist schon viel klüger als der, der sich einredet sehend zu sein. Wer sich einem Führer anvertraut, hat begriffen, dass er allein nicht weiterkommt. Er hat genügend Demut, um die überlegene Sehkraft anderer anzuerkennen. Neben dieser Demut braucht er aber eine gehörige Portion Vertrauen. Denn sobald er sich an eine Kolonne dranhängt, gibt er die Kontrolle ab. Er bildet mit den anderen eine Schicksalsgemeinschaft. Und wenn der Vordermann ihn schlecht führt, merkt er's erst, wenn es zu spät ist. Natürlich kann sich der Hintere mit dem Gedanken beruhigen, dass auch der Vorausgehende kein Interesse hat, ins Unglück zu laufen. Wenn ich ins Flugzeug steige, kann mich der Gedanke trösten, dass auch der Pilot heil nach Hause kommen will. Schon deshalb wird er sein Bestes geben. Doch so ein Vertrauensvorschuss macht beim Gänsemarsch nur Sinn, wenn der Erste in der Reihe mehr sieht als die Übrigen. Und sollte der nur vorangehen, weil er gern das Kommando hat oder sich über seine Blindheit nicht im Klaren ist, sollte er nur vorangehen, weil die Anderen ihn dazu gedrängt haben oder ihr Zutrauen ihn mit Stolz erfüllt – dann wird's gefährlich. Denn die Anderen können ja nicht sehen, dass er auch nichts sieht. Sie spüren es erst am Ergebnis. Nun hat Jesus sein Gleichnis auf die religiösen Führer des Volkes gemünzt. Und Bruegel hat das keineswegs vergessen, sondern ruft es uns durch das Kirchlein im Hintergrund in Erinnerung. Kirche hat den Auftrag, den Weg zu weisen, der zu Gott führt. Und so geht es hier um das „Sehvermögen“ in Glaubensfragen. Die als „blinde Blindenführer“ titulierte Pharisäer sind nach Jesu Urteil genauso inkompetent wie das Volk, das sie führen möchten. Doch im Unterschied zum Volk, das gar nicht vorgibt viel zu wissen, halten sich die Pharisäer für sehend. Und sie richten genau darum Unheil an, weil sie für ihre eigene Blindheit blind sind. Nun wird niemandem zum Vorwurf gemacht, dass er in Glaubensfragen der Leitung bedarf. Denn **„niemand kennt den Vater als nur der Sohn und wem es der Sohn offenbaren will“** (Mt 11,27). Die menschliche Vernunft, die so viel Irdisches durchschaut, ist in göttlichen Dingen stockblind. Sie kann Gott nicht erkennen, weil er über ihren Horizont geht. Sie kann nur von Gott selbst über Gott belehrt werden, wenn er sich offenbart. Und wer zugibt, dass seine Vernunft bezüglich Gottes eine so begrenzte Reichweite hat, ist dadurch schon viel weiter gekommen als ein anderer, der sich einredet, in Glaubensfragen hellichtig und klug zu sein. Wer um seine Blindheit weiß, kann sich an jemanden „dranhängen“, der mehr versteht. Am besten an Jesus Christus selbst. Und wenn Gottes Sohn vorangeht, ist das mit der Kolonne auch eine prima Idee. Doch kann in der Kolonne jeder Hintermann nur so gut führen, wie er von seinem Vordermann geführt wird. Und das gilt von modernen Theologen, Religionslehrern und Predigern genauso wie von den Pharisäern damals. Jesus hält sie nicht etwa für entbehrlich. Denn Glaubenswissen muss von Generation zu Generation weitergegeben werden. Aber die Vermittler, die den Nachkommenden Orientierung geben, können immer nur so gut führen, wie sie geführt werden. Keiner von ihnen ist schon „von sich

aus" sehend. Niemand kennt den Vater als nur der Sohn und wem es der Sohn offenbaren will. Und folglich kennt auch kein Pfarrer, Professor oder Bischof den himmlischen Vater anders als durch seine Offenbarung im Sohn. Keiner kennt diesen Sohn anders als durch das Neue Testament. Und so werden die geistlichen Blindenführer ihrer Aufgabe genau in dem Maße gerecht, wie sie sich selbst von Gottes Wort führen lassen. Nur durch die biblische Offenbarung haben Menschen Anteil an dem, was Gott von sich selbst weiß. Anders wissen sie praktisch nichts von ihm. Und so gebildet sie ansonsten auch sein mögen, dürfen sie diese ihre Unwissenheit doch nicht vergessen. Denn wenn sich die geführten Führer klüger vorkommen als das Wort, das sie führen soll, wenn sie dem Evangelium nur so weit trauen, wie sie es sich selbst „vernünftig“, „zeitgemäß“ und „bekömmlich“ ausgelegt haben – was wird dann geschehen? Wenn Theologen sich ermächtigt fühlen, „Überholtes“, „Sekundäres“ und „Zeitbedingtes“ aus dem Neuen Testament auszuschneiden, um nur den Rest weiterzugeben und zu predigen, der ihrem kritischen Auge noch „gültig“, „zeitgemäß“, „lebensdienlich“ und „zumutbar“ erscheint – wer führt dann eigentlich die Kolonne? Sind die Blindenführer dann noch „in der Spur“ und führen, wie sie von Christus geführt werden – oder haben sie ihm die Führung längst aus der Hand genommen? Wenn sie wirklich meinen, in göttlichen Dingen klüger zu sein als Christus und seine Apostel, warum überholen sie nicht den Vordermann und gehen selbst voran? Sollte ihr Sehvermögen dafür aber doch nicht reichen, warum kritteln und kürzen sie an dem herum, was ihre alleinige Richtschnur sein sollte? Sie meinen es wohl gut. Das tun die blinden Blindenführer ja meist! Doch wer sich vorbehält, nach eigenem Ermessen die Vernunft gegen die Hl. Schrift auszuspielen, folgt in Wahrheit weder dieser noch jener Autorität, sondern führt selbst. Ingeheim ist er überzeugt, mehr zu sehen als beide zusammen. Er ist für die eigene Blindheit blind geworden. Er meint mehr von Gott zu wissen, als Gott ihn durch Christus hat wissen lassen. Er führt nicht mehr im Namen Jesu, sondern auf eigene Faust. Und die Folgen zeigt Bruegels Bild. Denn das sind die schlimmsten Blinden, die sich für sehend ausgeben – und dann führen, ohne geführt zu werden.

Die Gerasener Schweine



*The Miracle of the Gaderene Swine / Briton Rivière,
Public domain, via Wikimedia Commons*

Das Neue Testament kennt viele seltsame Geschichten. Doch diese (Lk 8,26ff.) ist ganz besonders merkwürdig. Jesus fährt mit seinen Jüngern über den See Genezareth zum östlichen Ufer – dorthin, wo keine Juden wohnen, sondern heidnische Völker. Und schon das ist ein wenig rätselhaft, denn Jesus predigt sonst nur dem eigenen Volk. Er weiß sich gesandt zu den Kindern Israels (Mt 15,24). Was will er also bei den Gerasenern? Es wird uns nicht erklärt. Kaum aber, dass Jesus aus dem Boot steigt, kommt es zur Begegnung mit einem gefährlichen Besessenen, einem völlig irren, aggressiven Menschen, der dort schon lange die Gegend unsicher macht und die Menschen in Angst versetzt. Denn der Mann haust in Grabhöhlen bei den Toten, schreit und schlägt sich selbst mit Steinen. Er greift in seinem Wahn offenbar auch Reisende an, die hier die Straße zum See hinunter gehen, und lässt sich in keiner Weise bändigen. Markus berichtet, man habe ihn mit Fesseln und Ketten zu binden versucht, er habe sie aber in seiner Raserei alle zerrissen (Mk 5,3-4). Es sind offenbar unreine, böse Geister, die ihn beherrschen. Dämonische Kräfte haben ihn in der Gewalt. Als aber Jesus sein Gebiet betritt – was tut der Besessene? Greift er Jesus an? Oder versucht er, sich vor ihm zu verstecken? Beides wäre denkbar, denn Jesus ist als Exorzist bekannt (vgl. Lk 11,14ff.). Doch der Besessene kommt herbeigelaufen, um vor Jesus niederzufallen und mit ihm

zu verhandeln. Der Dämon hat offenbar erkannt, dass er es mit Gottes Sohn zu tun hat. Es wäre sinnlos, vor Jesus zu fliehen oder ihn anzugreifen. Und darum verlegt sich der Besessene aufs Jammern: „Was willst du von mir, Jesus, du Sohn Gottes, des Allerhöchsten? Ich beschwöre dich bei Gott: Quäle mich nicht!“ (Mk 5,7). Bei Matthäus heißt es noch deutlicher: quäle mich nicht, „ehe es Zeit ist“ (Mt 8,29). Denn der Dämon weiß durchaus, dass Gott ihn am Ende der Zeit von der Erde vertreiben und in die Hölle verbannen wird. Er meint aber wohl, es sei noch nicht so weit. Er findet, es sei zu früh. Jesus hingegen ist wenig beeindruckt von solchem Bitten und Flehen – und fragt den bösen Geist erst einmal nach seinem Namen. Der nennt sich „Legion“, weil in dem besessenen Mann nicht bloß einer, sondern sehr viele Dämonen hausen. Und das erklärt auch gleich seine Kraft und Gefährlichkeit. Denn wie 2000 Soldaten eine Legion bilden, so hausen 2000 böse Geister in diesem armen Mann. Sie wissen, dass Jesus ihnen trotz ihrer Zahl überlegen ist. Sie wissen, dass Jesus das Reich Gottes ausbreitet, indem er Menschen innerlich und äußerlich heilt, reinigt und vom Bösen befreit. Folglich ahnen sie, was ihnen bevorsteht – und machen darum einen „Vorschlag zur Güte“. Sie bitten Jesus, sie nicht aus dieser Gegend zu vertreiben oder sie in die Unterwelt zu verbannen, sondern – weil in der Nähe eine große Herde von Schweinen auf der Weide steht – bitten sie, in diese Schweine fahren zu dürfen. Man mache sich bewusst, welche Unverschämtheit in diesem Vorschlag liegt. Ausgerechnet diese Ausgeburten der Hölle wollen Jesu Mitleid erregen! Sie, die den armen Mann jahrelang unerbittlich gequält haben, beschwören Jesus „bei Gott“ (!) sie zu verschonen. Statt bedingungslos zu kapitulieren, wollen sie „freies Geleit“. Ja sie glauben anscheinend, sie hätten einen Wunsch frei und könnten mit Jesus einen Deal machen. Jesus aber gibt tatsächlich sein „ok“. Und für einen Moment fragt man sich, ob er am Ende wirklich ein Herz hat für 2000 kleine Teufel. Er erlaubt ihnen den geordneten Rückzug in die Schweineherde. Das überraschende Ergebnis ist aber, dass sich nun 2000 Schweine so wahnsinnig gebärden wie vorher der eine Mann. Denn die Säue stürmen den Abhang hinunter, stürzen sich in den See und ertrinken. Dem Besessenen verschafft das natürlich Erleichterung. Denn er ist nun befreit, redet vernünftig, bekleidet sich und benimmt sich zivilisiert. Die Leute aus dem Ort staunen und freuen sich für ihn. Doch weniger begeistert sind die Schweinehirten, die einen gewaltigen Verlust erlitten haben. Und man kann verstehen, dass ihnen dieser Jesus nicht geheuer ist. Wer weiß, was der noch so alles kann! Und so bitten die Bürger jener Gegend, Jesus möge doch aus ihrem Gebiet fortgehen. Jesus tut ihnen den Gefallen, steigt mit seinen Jüngern ins Boot und fährt zurück. Doch – warum tut er das? War er sowieso nur wegen dem einen Mann hergekommen? Oder spürte er, dass er sich unbeliebt gemacht hat? Dass wir die ganze Geschichte nicht mit den Augen des Tierschutzvereins betrachten dürfen, ist klar. Für die jüdischen Zeitgenossen Jesu waren Schweine ohnehin unreine Tiere, die sie nicht mal berührt hätten. Nur, wir heute – was sollen wir mit dieser Erzählung anfangen? Es ist nicht mal klar, wer hier zuletzt lacht. Denn man kann

die Geschichte so lesen, als habe die Raffinesse der Dämonen gesiegt: Sie haben den Untergang der Schweine vielleicht bewusst herbeigeführt, weil sie voraussahen, dass dies den Protest der Hirten zur Folge haben würde. Sie haben gehaut und gehofft, dass die Bevölkerung Jesus dann auffordert, das Gebiet zu verlassen. Ihm wird dadurch die Möglichkeit genommen, im heidnischen Gebiet Mission zu betreiben. Er muss unverrichteter Dinge nach Israel zurückkehren. Und ihm damit eins auszuwischen, war den Dämonen vielleicht so wichtig, dass sie es in Kauf nahmen, mit den Schweinen umzukommen. Das Ganze wäre dann ein kluger Schachzug gewesen. Doch ist auch die umgekehrte Lesart möglich. Denn die Dämonen haben vielleicht wirklich gemeint, sie könnten ihrer Vernichtung entgehen, wenn sie in die Schweine ausweichen. In diesen hätten sie ein Zwischenquartier gefunden, bis Jesus wieder weg ist – und hätten sich danach in Ruhe neue Opfer gesucht! Die Dämonen kommen sich schlaue vor, indem sie auf Jesu Mitleid setzen. Sie wollen testen, ob sich Jesu Feindesliebe vielleicht auch auf satanische Mächte erstreckt und ausgenutzt werden kann. Jesus hat sich dann aber einen Spaß mit ihnen erlaubt, indem er zum Schein auf ihren Wunsch eingeht und den Umzug in die Schweine genehmigt – nur um das neue Domizil umgehend zu versenken und die Dämonen gemeinsam mit den Schweinen auf den Grund des Sees zu schicken. Wie ist der Text aber nun wirklich zu verstehen? Es läuft auf die Frage hinaus, wem der Untergang der Schweine schadet, und wer durch ihn triumphiert. Triumphieren die Dämonen, weil Jesus sich unbeliebt macht und im Gebiet von Gerasa nicht mehr willkommen ist? Oder triumphiert Jesus, weil mit den Schweinen auch die Dämonen zugrunde gehen? Die erste Lesart ist schon deshalb unwahrscheinlich, weil Jesus gar keine Absicht erkennen ließ, im heidnischen Gebiet zu missionieren. Es wäre ganz gegen seine Gewohnheit gewesen – und muss darum auch nicht vereitelt werden. Die Wahrheit finden wir folglich in der zweiten Lesart, durch die unsere merkwürdige Geschichte auch sofort eine klare Botschaft bekommt. Denn Jesus Handeln zeigt, dass das Böse kein Mitleid verdient und auch keines bekommt. Er demonstriert, dass er sich mit dem Bösen weder auf Diskussionen noch auf Kompromisse einlässt. Und er macht vor allem klar, dass er dem Bösen kein Aufschub gewährt. Denn die „Legion“ der Dämonen erlag einem Irrtum, als sie baten, nicht „vor der Zeit“ gequält zu werden. Sie meinten, ihre Zeit sei noch nicht abgelaufen. Sie meinten, das Gericht Gottes sei fern – es hätte noch Zeit mit ihrer Verdammnis. Doch in der Menschwerdung Gottes hat ihre Stunde geschlagen. Mit dem Erscheinen Jesu ist ihre Zeit zu Ende gegangen. Und Gottes Sohn gewährt ihnen keinen Aufschub. Er gibt seinen Feinden nicht die Chance, nach einem kurzen Rückzug in die Schweine wieder auf Menschen überzugreifen. Jesus verhandelt nicht und toleriert sie nicht, er lässt sich auf keine Zwischenlösung ein, sondern schickt die Dämonen auf kürzestem Wege in den Orkus. Unter Jesu Augen müssen sie den Geist aufgeben. Und eben das ist die Botschaft, die wir der Erzählung entnehmen dürfen: Wo Jesus auftaucht, ist das Gericht nicht mehr Zukunft, sondern Gegenwart. Wo er auftaucht, fällt eine sofortige Entscheidung

über Heil und Unheil. Ihm gegenüber muss keiner mehr auf den Jüngsten Tag warten. Sondern in Jesu Gegenwart geht augenblicklich unter, was untergehen soll, und es wird frei, was befreit werden soll. Jesus räumt weder Fristen ein noch macht er Kompromisse. Wenn aber jemand findet, das passe doch nicht zur Milde Jesu, dass er die Feindesliebe, die er predigt, diesen Dämonen gegenüber nicht praktiziert – dann hat der ein falsches Bild von Jesus und muss es nun revidieren. Denn Gottes Sohn unterscheidet strikt zwischen dem Bösen selbst und dem Geschöpf, das dem Bösen unterliegt. Theoretisch wie praktisch will er das eine vom anderen trennen. Den Besessenen will er nämlich retten – seine Besessenheit aber beenden. Den Sünder nimmt er an – aber seine Sünde verwirft er. Der Person gilt seine Liebe – aber nicht ihrer krankhaften Verkehrtheit. Jesus unterscheidet das konsequent! Und darum darf die Person mit seiner Milde und Barmherzigkeit rechnen. Das Krankhafte und Falsche hingegen, das sich der Person bemächtigt hat, muss weichen und wird keineswegs geduldet. Denn da ist Jesus so „gnadenlos“, wie wir es in seiner Nachfolge auch sein sollten. Das Böse verdient keine Reservate, Schonfristen, Rückzugsräume oder Nischen. Es hat keinen Anspruch auf Geduld oder Verständnis. Und sentimentales Zaudern nutzt es nur, um seine Wiederkehr vorzubereiten (Lk 11,24-26). Darum verdient das Böse keinerlei Nachsicht. Barmherzigkeit gegen Wölfe ist Grausamkeit gegen Schafe! Gottes Liebe aber steht klar auf der Seite seiner verirrtten Schafe. Und sie kennt darum keine laue Nachgiebigkeit, sondern ist Gottes entschlossener Zugriff auf diese kranke Welt. Wer in ihr den Sünder liebt, muss durchaus nicht seine Sünde lieben. Sondern, ganz im Gegenteil, wird er um des Sünders willen die Sünde rigoros ablehnen. Wer einen Kranken liebt, wird eben darum (und genau in demselben Maße) seine Krankheit hassen. Und so hat auch Jesus, weil er den Besessenen dieser Welt gnädig sein will, keine Gnade mit 2000 Dämonen, sondern schickt sie umgehend zum Teufel, von dem sie gekommen sind. Auch in dieser Hinsicht bringt Jesus nicht den Frieden, sondern das Schwert (Mt 10,34). Er führt einen kompromisslosen Streit, um die Werke des Teufels zu zerstören (1. Joh 3,8). Und genauso entschlossen, wie er die Sünder liebt, hasst er alles, was ihnen an Leib und Seele schadet. Jesus streitet für uns und streitet darum gegen alles Problematische, das uns anhaftet. Seine Liebe ist stark in dem, was sie bejaht – und darum unerhört scharf in dem, was sie verneint. Was aber kann uns Besseres passieren, als Gegenstand einer so entschiedenen und tatkräftigen Fürsorge zu sein?

Kain und Abel



*Cain And Abel Bringing Their Sacrifices / Crocker Art Museum,
Public domain, via Wikimedia Commons*

**„Und der Herr sah gnädig an Abel und sein Opfer,
aber Kain und sein Opfer sah er nicht gnädig an.“**

(1. Mose 4,4-5)

Haben sie sich schon mal benachteiligt gefühlt? Wurden sie übergangen und zurückgesetzt? Ärgerten sie sich über mangelnde Anerkennung? Oder mussten sie erleben, wie ein anderer das Lob empfing, das sie verdient hatten? Im Beruf kommt es nicht selten vor, dass der Chef jemanden bevorzugt. Und auch unter Geschwistern machen Rivalitäten viel böses Blut. Denn schließlich gibt sich jeder Mühe und will das auch gewürdigt sehen! Wenn dann aber statt meiner der Kollege befördert wird oder meine Mutter den Bruder lieber hat als mich, dann ist das ungerecht. Solche Kränkungen machen uns wütend. Und dem, der uns in der Konkurrenz ausgestochen hat, wünschen wir alles erdenklich Schlechte. Wo das aber hinführt, zeigt die Bibel im 4. Kapitel ihres ersten Buches. Denn das Vorbild aller Benachteiligten – und sozusagen der Stammvater aller Übergangenen – ist Kain, der aus Zorn über die Bevorzugung Abels seines Bruders Blut vergoss. Wir lesen: „Adam erkannte seine Frau Eva, und sie ward schwanger und gebar den Kain und sprach: Ich habe einen Mann gewonnen mit Hilfe des Herrn. Danach gebar sie Abel, seinen Bruder. Und Abel wurde ein Schäfer, Kain aber wurde ein Ackermann. Es begab sich aber nach etlicher Zeit, dass Kain dem Herrn Opfer brachte von den

Früchten des Feldes. Und auch Abel brachte von den Erstlingen seiner Herde und von ihrem Fett. Und der Herr sah gnädig an Abel und sein Opfer, aber Kain und sein Opfer sah er nicht gnädig an. Da ergrimmte Kain sehr und senkte finster seinen Blick" (1. Mose 4,1-5).

Man braucht nicht viel Einfühlungsvermögen, um Kains Ärger zu verstehen. Denn er opfert die Früchte seiner Arbeit genau so wie Abel das tut – und doch scheint Gott den Bruder lieber zu haben. Abel wird begünstigt, Kain zurückgesetzt! Und aus dem Zorn darüber entsteht der erste Mord. Macht es aber nicht den Anschein, als habe Gott selbst zu diesem Verbrechen den Anstoß gegeben? Könnte man nicht denken, Gott selbst habe das Unglück durch die Kränkung Kains verursacht? Hat er den älteren Bruder nicht willkürlich schlechter behandelt und damit in Rage gebracht? Wer die Geschichte auslegen will, kommt in Erklärungsnot. Denn es steht nun mal nicht da, warum Gott das Opfer Abels annimmt, während er das Opfer Kains ablehnt. Und weil kein Grund angegeben wird, ergehen sich die Ausleger in Spekulationen. Einige sagen, Kain habe vielleicht nicht die richtigen Dinge geopfert oder beim Opfern irgendeinen Formfehler begangen. Waren Kains Opfergaben also irgendwie minderwertig oder schlecht gewählt? War der Acker verflucht, von dem die Ernte kam? Oder war das Ganze ein Sühnopfer, das immer Blut erfordert, so dass Abels Lamm den Zweck erfüllte, Kains Feldfrüchte aber nicht? Manche Theologen vermuten, es habe gar nicht am Opfer selbst gelegen, sondern am Glauben des Opfernden, weil Abel eventuell frömmer war als Kain. War der ältere Bruder vielleicht schon länger neidisch auf den jüngeren, so dass Gott ein von so schlechten Gefühlen vorbelastetes Opfer nicht haben wollte? Empfund vielleicht nur Abel seine Schuld vor Gott, während es Kain an Demut und Einsicht fehlte? Oder waren bösen Hintergedanken im Spiel, durch die Kains Gabe unannehmbar wurde? Hat er's bloß äußerlich gut gemacht, ohne es innerlich gut zu meinen? Oder hat er's (umgekehrt) gut gemeint, aber nicht gut gemacht? Man kann sich lange den Kopf zerbrechen! Und doch bleibt alles Spekulation. Denn der biblische Text hält es nicht für nötig, uns die Sache verständlich darzulegen. Es findet sich nicht die geringste Andeutung, dass Kain etwas falsch gemacht hätte. Und doch nimmt Gott sein Opfer nicht an. Gottes Entscheidung wird weder erklärt noch begründet. Wenn die Bibel aber genau das weglässt, wonach an dieser Stelle jeder neugierig fragt – könnte dann nicht gerade im Weglassen eine Botschaft liegen?

Die vielen Ausleger, die bei Kain unbedingt einen Fehler finden möchten, erinnern mich jedenfalls sehr an Hiobs Freunde. Denn auch die können es nicht aushalten, dass Hiobs großes Leid ganz grundlos erscheint (vgl. Hiob 4ff.). Die Theologie dieser Freunde fordert, dass, wer von Gott gestraft wird, auch etwas verbochen haben muss! Darum unterstellen sie Hiob eine heimliche Schuld und streiten heftig mit ihm, weil er sie nicht eingesteht, sondern seine Unschuld beteuert. Sie quälen Hiob mit Vorwürfen, um dem Handeln Gottes den Anschein der Willkür zu nehmen – und damit ihr theologisches System zu retten. Was Gott betrifft, wollen sie

auf alles eine Antwort wissen. Notfalls denken sie sich eine aus. Doch Hiobs Freunde kommen am Ende schlecht weg – sie werden von Gott scharf zurechtgewiesen (Hiob 42,7-9). Und darum meine ich, dass wir ihren Fehler nicht wiederholen sollten. Wenn die Bibel nicht sagt, warum Kains Opfer abgelehnt wurde, sollten wir uns auch keine Erklärungen ausdenken, um damit klüger zu erscheinen als Gottes Wort. Sondern wir akzeptieren dann besser die Freiheit Gottes, sich mit oder ohne Gründe des einen Menschen zu erbarmen und des anderen nicht (Röm 9,18). Denn diese Bereitschaft lassen nicht nur viele Ausleger vermissen. Sondern genau diese Bereitschaft fehlt auch dem Kain, der ja gar nicht in Wut geraten wäre, wenn er von Anfang an Gottes Freiheit akzeptiert hätte. Gott ist nicht verpflichtet, alle gleich zu behandeln! Er kann in seiner Wertschätzung zwischen zwei Brüdern Unterschiede machen, wie es ihm beliebt – und ist darüber niemandem Rechenschaft schuldig! Kain aber entbrennt genau darum im Zorn und wird darum zum Mörder, weil er das freie Erwählen und Verwerfen Gottes nicht hinnehmen will. Er scheint vielmehr anzunehmen, dass sein korrektes Opfer einen Anspruch auf Anerkennung begründete. Kain vergisst, dass man bei Gott nichts erkaufen oder erzwingen kann. Und weil er schlechter wegkommt als Abel, meint er, er habe anderes „verdient“ – und wird wütend. Kain ist nicht damit einverstanden, dass Gott sich über seine Erwartungen hinwegsetzt: Gott soll anders sein – oder er soll nicht mehr Gott sein! Er soll gefälligst alle gleich behandeln – oder abtreten! Und weil das böse Gedanken sind, von denen Kain weiß, dass er sie verbergen muss, senkt er seinen Blick. Er bricht mit dem Augenkontakt die Gottesbeziehung ab, die bis zu diesem Punkt offen und ehrlich war. Er beginnt Gott zu hassen. Und weil er sich mit dem Allmächtigen nicht anlegen kann, bekommt ersatzweise sein Bruder diesen Hass zu spüren. Gott aber ist nicht egal, was sich da anbahnt. Er hat Kain durchaus nicht verstoßen, sondern will, dass er in dieser Prüfung besteht. Darum warnt er ihn und spricht zu Kain: „Warum ergrimmt du? Und warum senkst du deinen Blick? Ist's nicht also? Wenn du fromm bist, so kannst du frei den Blick erheben. Bist du aber nicht fromm, so lauert die Sünde vor der Tür, und nach dir hat sie Verlangen; du aber herrsche über sie“ (1. Mose 4,6-7). Die Warnung Gottes lässt erkennen, welches Verhalten er sich von Kain gewünscht hätte. Denn Gott möchte, dass ihm seine Kinder auch in der Enttäuschung offen und aufrecht gegenüberstehen. Kain dürfte wegen des abgelehnten Opfers traurig zu ihm kommen. Und auch die ratlose Frage, was denn schief gelaufen sei, würde Gott ihm nicht verübeln. Doch das „Ergrimmen“ Kains zeigt, dass zwischen ihm und Gott etwas Grundlegendes nicht stimmt. Ein Dankopfer soll man schließlich darbringen, weil es Gott gebührt, und nicht, um Anerkennung zu erheischen! Das Vertrauen eines Gläubigen darf auch nicht davon abhängen, ob sich Gott jederzeit wunschgemäß verhält! Wäre Kain sich also keiner Schuld bewusst, könnte er Gott enttäuscht, aber offen ins Gesicht schauen. Er müsste nicht „ergrimmen“, weil Gott für dieses Mal den Bruder vorzog. Vielleicht könnte er es seinem Bruder sogar gönnen! Denn wozu vergleicht er dessen „Erfolg“ mit dem eigenen? Kain soll einfach sein Opfer

darbringen und Gott überlassen, was er damit machen will. Ja, wäre mit Kain alles in Ordnung, würde er Gottes Verhalten überhaupt nicht seinem menschlichen Urteil unterwerfen! Er würde den Allmächtigen nicht an den eigenen Erwartungen messen und würde nicht menschliche Begriffe von Fairness auf ihn anwenden. Angesichts des missglückten Opfers könnte er sagen: „Schade, aber Gott ist Gott. Er kann tun, was er will. Ich habe mein Opfer gegeben – und Gott hat's nicht gefallen. Er bleibt aber trotzdem mein himmlischer Vater, und ich bleibe sein irdisches Kind. Ich muss nicht alles verstehen, was er tut. Und wenn er den Abel lieber hat als mich, so sei es eben: Gott möge tun, was er für richtig hält.“ Kain hätte die Kränkung seines religiösen Ehrgeizes wegstecken sollen, um unbeirrt im Guten fortzufahren. Aber sein Gottvertrauen ist dieser Prüfung nicht gewachsen. Er verfällt in den Fehler, den auch Luther beklagt. Im Namen ihrer Vernunft fordern Menschen, „dass Gott nach menschlichem Recht handeln und tun soll, was ihnen richtig erscheint, oder er soll aufhören Gott zu sein“. Dabei wendet sich Gott nur einmal kurz von Kain ab! Doch statt geduldig auszuhalten und auf eine neue Zuwendung Gottes zu warten, entbrennt Kain in unbändigem Zorn. Sein Vertrauen erweist sich als nicht belastbar. Die Liebe, die er zu Gott haben sollte, verkehrt sich in Hass. Und weil er seinem Schöpfer nicht beikommt, rächt er sich an Abel. Wofür aber rächt er sich? Doch eigentlich dafür, dass seine Rechnung mit Gott nicht aufging! Sein Opfer verschaffte ihm keine Anerkennung. Er wurde für das Gute nicht gelobt. Der religiöse Ritus lohnte sich nicht so, wie er's erwartet hatte. Aber ist solches Kalkül im Glauben denn erlaubt? Oder wird eine richtige Tat etwa dadurch falsch, dass sie keine Würdigung erfährt? Hätten wir Grund zu der Annahme, dass unsere Gottesdienste Gott nicht gefallen, müssten wir sie überdenken. Wir hätten deswegen aber keinen Grund, unsere Gottesdienste einzustellen oder, weil sie Gott missfallen, auf ihn zornig zu sein. Nein! An der religiösen Praxis ist festzuhalten, weil sie von Gott geboten ist und dem Menschen gut tut. Fällt aber Gottes Reaktion anders aus als erwartet, haben wir den Fehler nicht bei ihm, sondern bei uns zu suchen. Wir sollen unser Bestes geben und Gott überlassen, was er daraus machen will. Wird uns dann aber jemand vorgezogen und höher gestellt – was soll's? Die Aufgabe des Menschen ist nicht „hoch“ zu stehen, sondern im Willen Gottes zu bleiben! Wenn wir nichts verbergen müssen, sondern unseren Blick offen zu Gott erheben, sind wir mit ihm im Reinen. Und im selben Moment können wir uns auch glücklich schätzen. Denn hätte Kain so gedacht und gehandelt, wäre er bei aller Enttäuschung doch unbeirrt auf dem rechten Weg geblieben. Indem er sich aber empört und meint, ihm geschähe Unrecht, erhebt er sich gegen Gott, urteilt über ihn und zerstört damit die Beziehung. Er kann seinem Schöpfer nicht in die Augen schauen, verliert im selben Moment den moralischen Kompass und lässt seine Wut am Bruder aus, der für all das nichts kann. Was bedeutet dies aber für uns Christen der Gegenwart? Wir opfern weder Lämmer noch Ernteerträge. Aber auch wir haben ein religiöses Geltungsbedürfnis – und sollten es im Blick behalten. Denn wie bei Kindern ist es ganz natürlich, dass wir uns nach

der Anerkennung des himmlischen Vaters sehnen. Wir bemühen uns um ein christliches Leben, feiern Gottesdienste und beten um mancherlei geistliche und irdische Gaben. Manchmal empfangen wir sie, manchmal auch nicht. Mal scheint es, als wären wir Abel, dessen Opfer gnädig angenommen wird. Und dann fühlen wir uns wieder in der Rolle Kains, weil es aussieht, als ob Gott uns ignorierte. Manchmal zeigte er uns die kalte Schulter. Und wenn unser Bemühen, ihm nahe zu sein, dann nicht erfolgreich ist, kann Neid aufkommen. Doch wenn darüber unser Herz so eifersüchtig „ergrimmt“ wie das von Kain, dann lauert die Sünde vor unserer Tür. Und wir dürfen ihr nicht auf den Leim gehen. Denn was gut und geboten ist, sollen wir unbeirrt tun, ob es nun bemerkt und gewürdigt wird oder nicht. Will Gott aber einem Bruder näher stehen oder ihn höher begnaden als uns, so mag er tun, was ihm gefällt! Denn wenn wir mit Gott im Reinen sind – was geht's uns dann an, was er mit den anderen tut? Werden wir etwa gerichtet nach den Werken der anderen oder gefragt nach dem Glauben der anderen? Muss ich mich mit den Geschwistern vergleichen? Das hat noch nie zu etwas Gutem geführt. Und es ist auch gar nicht nötig. Denn das Maß von Anerkennung, von dem Gott befindet, dass es uns gut tut – genau das werden wir bekommen. Und etwas anderes sollten wir uns nicht mal wünschen. Denn jeder Christ hat sein eigenes Kreuz und seine eigene Auferstehung, hat seine spezielle Last und seinen speziellen Trost. Die Schicksale lassen sich nicht vergleichen, weil Gott mit jeder Seele einen ganz eigenen Weg geht. Sollten sie sich also benachteiligt und zurückgesetzt fühlen, dann denken sie an Kain. Zürnen, hadern und neiden sie nicht! Vertrauen sie aber ganz gelassen dem, der weiß was er tut. Denn er hat auch dort Gründe, wo wir sie nicht verstehen. Die Anmaßenden fordern, Gott solle tun, was ihnen richtig erscheint – oder er soll aufhören Gott zu sein. Doch sie wissen nicht, mit wem sie es zu tun haben. Und darum sei es fern von uns, dass wir in ihr Lied einstimmen.

Gesetz und Gnade



*Allegorie auf Gesetz und Gnade / Lucas Cranach der Ältere,
Public domain, via Wikimedia Commons*

Es ist ein verwirrendes Bild, in dem man sich nicht gleich zurecht findet. Denn es gibt eine Vielzahl von Figuren und Schauplätzen. Und offenbar treten dieselben Personen an verschiedenen Stellen zugleich auf. Manches kommt uns bekannt vor. Und manches ist rätselhaft. Wie bringen wir also Ordnung hinein? In der Mitte läuft eine Trennungslinie von oben nach unten durch den Stamm eines Baumes. Die Baumkrone ist links kahl – und rechts grün belaubt. Hier verläuft also nicht nur eine räumliche Grenze, sondern das Bild zerfällt in eine linke und eine rechte Hälfte. Und da wir wissen, dass Lukas Cranach sein Bild „Gesetz und Gnade“ genannt hat, dürfen wir probenhalber annehmen, dass die linke Tafel die Gesetzeseite darstellt. Die nähere Betrachtung bestätigt es. Denn da ist eine wahrhaft grausige Szene zu sehen: Ein fast nackter Mensch flieht vor seinen Verfolgern, einem Gerippe und einer monströsen Phantasiefigur, die ihn mit sichtlichem Vergnügen vor sich her treiben. Das Gesicht des Mannes ist angsterfüllt. Er schreit offenbar um Hilfe. Aber die Gruppe der vornehm gekleideten Männer rechts, steht ratlos dabei. Können sie ihm denn nicht helfen? Wollen oder dürfen sie ihm nicht helfen? Schauen wir genauer hin, so klärt sich, mit wem wir es zu tun haben. Denn der Hintergrund des Bildes zeigt den Sündenfall. Dort stehen Adam und Eva unter dem Baum der Erkenntnis. Sie halten gemeinsam die verbotene Frucht in Händen und lauschen den Worten der Schlange, die ihnen verspricht „ihr werdet sein wie Gott“ (1. Mose 3,5). Darauf ist Adam hereingefallen. Und das begründet jenes

Elend, in das er nun geraten ist. Denn die dunklen Mächte, deren er sich bedienen wollte, haben Macht über ihn gewonnen. Tod und Teufel – das sind die grausigen Gestalten, die ihn jagen – haben rechtmäßigen Anspruch auf Adam. Er selbst hat sich ihnen ausgeliefert, als er das Vertrauen Gottes missbrauchte. Und nun hilft alles Jammern nicht mehr. Denn der Tod mit seinem Speiß streckt ihm spottend die Zunge heraus und treibt ihn zum linken Bildrand hin, wo die Flammen der Hölle schon auf ihn warten. Und jene Männer dort? Sie schauen bekümmert drein und beratschlagen sich. Aber tun können sie wenig. Denn alles, was sie bereits taten, hat Adam nicht zur Vernunft gebracht. Der Mann rechts trägt zwei Steintafeln unter dem Arm. Und wir erkennen daran, dass es Mose ist. Er hat Gottes gutes Gesetz in Empfang genommen. Er hat dem ganzen Volk kundgetan, was zum Leben dient. Doch die Menschen haben nicht auf ihn gehört. Die Propheten – das sind die anderen Männer – haben gleichfalls gemahnt, man möge doch auf den von Gott gewiesenen Weg zurückkehren. Aber man hat sie ignoriert oder verlacht. Was sollen sie also noch tun? Gottes Gesetz ist und bleibt gut. Es wurde zum Leben gegeben. Und es würde den, der sich dran hält, auch zum Leben führen. Aber Gottes Gesetz ist zugleich mit eindeutigen Sanktionen verbunden. Und seine Drohungen sind ernst gemeint. Wer dem Gesetz nicht folgt, fällt der Verdammnis anheim. Das haben alle gewusst. Auch Adam hat es gewusst. Wenn er sich aber dennoch für das Böse entschied – was können ihm Mose und die Propheten noch helfen? Das Gesetz war zum Leben gegeben. Doch nun ist es dem Menschen zum Stolperstein geworden. Es sollte ein Segen sein. Doch nun verurteilt es ihn – und die unverbrüchliche Geltung des Gesetzes wird ihm zum Verhängnis. Wenn es nichts weiter gäbe als das Gesetz, wäre an eine Rettung Adams nicht mehr zu denken. Doch heißt das Bild ja „Gesetz und Gnade“. Und so können wir der ausweglosen Situation entkommen, indem wir zur rechten Bildhälfte hinüberspringen.

Hier sehen wir Adam zum dritten Mal, denn er ist mit uns gesprungen und steht nun staunend und anbetend unter dem Kreuz Christi. Er lauscht den erklärenden Worten eines Mannes, der ihn eindringlich auf Christus verweist. Vielleicht ist es Johannes der Täufer, das wissen wir nicht genau. Was er sagt, geht aber deutlich genug aus dem Bild hervor. Denn es zeigt die wichtigsten Stationen des Lebens Christi. Im Hintergrund auf der grünen Wiese findet sich eine weihnachtliche Szene. Da sind die Hirten auf dem Felde. Vor allem aber sehen wir Maria im blauen Kleid, die vom Engel eine himmlische Botschaft empfängt: Sie wird das Kind gebären, das Adams Schicksal wenden kann! Der Weg Jesu führt dann ans Kreuz, wo er die Schuld Adams trägt und Adams Strafe büßt. Stellvertretend übernimmt er für ihn das Leiden, geht für Adam in den Tod und durch die Hölle hindurch. Christus scheint damit besiegt. Und doch bleibt er Sieger. Denn das Lamm am Fuße des Kreuzes trägt schon die Siegesfahne. Das Grab rechts daneben ist aufgetan, der Stein, der es verschloss, ist zerbrochen. Und der auferstandene Christus hat Tod und Teufel zu Boden getreten. Wie man es von Bildern des Heiligen Georg kennt, rammt er dem Drachen eine Lanze ins Maul. Christus hat Adams Verfolger besiegt

und überwunden. Sie haben jegliches Recht an der Menschheit verloren. Und danach ist Christus gen Himmel gefahren. Rechts oben sehen wir seine Füße in den Wolken verschwinden. Doch was er für die Seinen erwarb, bleibt auf Erden präsent. Denn aus der Seitenwunde des Gekreuzigten ergießt sich ein Blutstrahl, der sich – begleitet von der Taube des Heiligen Geistes – auf Adams Brust ergießt. Wort und Sakrament kommen bei Adam zusammen, soll das heißen, nämlich das Wort durch die Predigt des Johannes, und das Blut Christi im Sakrament des Abendmahls. Hier faltet Adam die Hände, denn unter dem Kreuz hat er Frieden gefunden. Was geschieht aber weiter hinten in der Ferne? Wir sehen ein Zeltlager, ein Kreuz – und darüber hängend eine große Schlange. Es ist die „eherne Schlange“, von der in 4. Mose 21,4-9 berichtet wird. Lukas Cranach und seinen Zeitgenossen war bewusst, dass die eherne Schlange ein Gleichnis ist – ein alttestamentlicher Vorblick auf Christus. Denn wie in der Wüste nur der überlebte, der nach einem Schlangenbiss aufblickte zur ehernen Schlange, so überlebt hier nur der Sünder, der zu Christus aufsieht und den Blick nicht wieder von ihm lässt. Damit hat das verwirrende Bild nun doch innere Ruhe und einen Mittelpunkt gefunden: Es ist Adam, der staunend unter dem Kreuz steht. Und wie er da so steht, wird er zur Botschaft an den Betrachter – und gewissermaßen zur Einladung. Denn natürlich ist Adam hier nicht als Individuum gemeint. Adam ist der Mensch schlechthin – wir alle sind Adam! Und insofern ist Adams Flucht vom Gesetz zur Gnade auch unser Weg – oder kann es zumindest sein, wenn wir die Botschaft annehmen. Cranachs Gemälde enthält viel Lehrhaftes und kann als Kurzfassung lutherischer Theologie gelten. Aber unter dem Kreuz wird die theologische Unterrichtung dann doch zur persönlichen Anrede. Denn mit alledem sind wir gemeint. Wir sind aufgefordert, neben diesen Adam zu treten, und mit ihm gemeinsam unter dem Kreuz Schutz zu suchen, uns dem Heiligen Geist und dem Sakrament zu öffnen, das Wort Gottes zu hören und die Hände zu falten. Denn Christus hat unseren Frieden teuer erkauft. Er will, dass wir in ihm unseren Frieden finden. Und zu diesem Leben unter der Gnade bietet das Gesetz keine Alternative.

Belsazars Gastmahl



Belshazzar's feast / Rembrandt, Public domain, via Wikimedia Commons

Wir sehen einen stattlichen orientalischen Fürsten, der uns mit seinem Turban vielleicht an den Sultan aus dem Märchenbuch erinnert. Doch ist Belsazar eine historische Gestalt und war 552-543 v. Chr. König von Babylon. Der Name seines Vaters ist allerdings bekannter. Denn Nebukadnezar war es, der mit seinem Heer Israel überfiel und die Oberschicht des Landes ins Exil führte. Er war es auch, der Jerusalem zerstörte, den Tempel verbrannte und die Tempelgeräte als Beute mitnahm an seinen Königshof. Warum beschäftigt uns also der Sohn? Und was veranlasst Rembrandt, ihn zu malen? Das Buch Daniel erzählt im 5. Kapitel, wie Belsazar einen schrecklichen Fehler begeht, der ihn das Leben kostet. Dabei fängt die Sache harmlos an. König Belsazar veranstaltet ein Festmahl für seine Höflinge und die Mächtigen des Landes. Er feiert sozusagen eine königlich-babylonische Party. Er lädt alles ein, was Rang und Namen hat. Und die Bibel sagt wörtlich, er „soff sich voll mit ihnen“ (Dan 5,1). So weit ist das nichts Besonderes – und die Bibel würde uns nicht davon erzählen, wenn Belsazar nicht mitten in der Feier eine Idee gehabt hätte. Er schaut sich das Geschirr an, das auf den Tischen steht, und (so als ob es ihm nicht prächtig genug erschiene) will er noch Prächtigeres auffahren – und lässt

aus der Schatzkammer die goldenen und silbernen Gefäße holen, die sein Vater vom Tempel in Jerusalem geraubt hat. Dass darin ein Frevel und eine Lästerung des jüdischen Gottes liegt, muss ihm klar gewesen sein. Denn diese Gefäße sind dem Tempeldienst geweiht. Sie dienten in Jerusalem ausschließlich dem Opfer, es sind heilige Geräte – einzig bestimmt zum Gebrauch im Gottesdienst! Aber vielleicht hat Belsazar gerade an diesem Sakrileg seinen Spaß. Vielleicht will er den Gott Israels bewusst verhöhnen, indem er seine Frauen und Nebenfrauen, Höflinge und Gäste aus diesen Gefäßen trinken lässt. Jedenfalls stößt er mit ihnen auf das Wohl seiner babylonischen Götzen an. Er macht sich einen Spaß auf Kosten des lebendigen Gottes. Und lachend hebt er das heilige Gerät an die Lippen. Doch im gleichen Augenblick **„gingen hervor Finger wie von einer Menschenhand, die schrieben gegenüber dem Leuchter auf die getünchte Wand in dem königlichen Saal. Und der König erblickte die Hand, die da schrieb. Da entfärbte sich der König und seine Gedanken erschreckten ihn, sodass er wie gelähmt war und ihm die Beine zitterten“** (Dan 5,5-6). Eben hat er noch gesoffen und gegrölt – doch nun steht er wie vom Blitz getroffen. Sein aufgedunsen-gerötetes Gesicht erbleicht. Belsazar starrt auf die Schrift und will unbedingt wissen, was sie bedeutet. Ganz dringend will er das wissen. Doch keiner seiner Minister, Höflinge und Gelehrten kann lesen, was da steht. Darüber erschrickt der König nur noch mehr – und verliert seine Farbe ganz. Schließlich findet man aber einen Mann, der die Schrift zu deuten versteht. Man holt den Israeliten Daniel herbei. Doch was der zu sagen hat, ist keine Beruhigung. Denn Daniel liest **„Mene mene tekel u-parsin“** und deutet die Worte auch gleich: **„Mene, das ist, Gott hat dein Königtum gezählt und beendet. Tekel, das ist, man hat dich auf der Waage gewogen und zu leicht befunden. Peres, das ist, dein Reich ist zerteilt und den Medern und Persern gegeben“** (Dan 5,26-28). Belsazar lässt Daniel für diese Auskunft reich belohnen. Genützt hat sie ihm aber wenig. Denn die Sache ist nicht mehr zu reparieren. Der König hat sich am Heiligen vergriffen. Er hat geschändet, was zur Ehre Gottes dienen sollte. Und damit ist sein Urteil gesprochen. Er wollte Späße machen auf Gottes Kosten – und nun kommt ihn sein Lachen teuer zu stehen. Denn für Reue ist es zu spät. Und noch in derselben Nacht wird König Belsazar von seinen eigenen Leuten getötet. Rembrandts Bild zeigt den Moment, in dem die Stimmung kippt, und die Ausgelassenheit der Gäste in kaltes Grausen umschlägt. Sie reißen die Augen auf, das Gelächter bleibt ihnen im Halse stecken und der Trubel verstummt. Denn so viel haben sie schon begriffen, dass die Schrift an der Wand, nichts Gutes verheißt. Eben ging es noch lustig zu. Vielleicht hat Belsazar gerade einen Witz erzählt und auf seinen Vater Nebukadnezar angestoßen, der Jerusalem in Schutt und Asche legte. Vielleicht hat er auch über den sturen Glauben der Israeliten gelacht, die doch wirklich meinten, ihr Gott sei mächtiger als die Götter Babylons! Ja, Belsazar hat sich einen Spaß erlaubt. Doch nun kommt ihn das Lachen teuer zu stehen. Denn der Gott, auf dessen Kosten er Witze machte, ist viel gegenwärtiger und mächtiger als Belsazar denkt. Der Festgesellschaft fährt der Schrecken in die

Glieder, denn der Gott Israels ist mitten unter ihnen – und das Spiel mit dem Heiligen wird plötzlich ernst. Denn Gott lässt sich nicht spotten (Gal 6,7). Es ist nicht mit ihm zu scherzen. Die aber nach seiner Ehre nicht fragten, stehen versteinert da. Sie haben sich am Heiligen die Finger verbrannt. Und was nützt nun dem Belsazar seine imposante Erscheinung, was nützen ihm Befehlsgewalt, Ruhm und Reichtum? Der Fürst starrt auf die Schrift wie das Kaninchen auf die Schlange. Denn den lebendigen Gott hatte er nicht auf der Rechnung. Die Gegenwart des Heiligen überfordert ihn. Er kann seine Botschaft ja nicht mal lesen! Und doch ahnt er, dass ihm die Stunde geschlagen hat.

Nun könnten wir uns als Betrachter damit zufrieden geben und sagen: „Es geschieht ihm recht, dem Bösewicht! Man missbraucht das Heilige nicht zu profanen Zwecken! Das hat er nun davon!“ Doch so einfach dürfen wir es uns nicht machen, sondern sollten uns fragen, wieviel von diesem Belsazar wohl in uns selbst steckt. Denn – wie ist das? Haben wir uns nie am Heiligen vergangen? Haben wir nie zweckentfremdet, was Gott geweiht war? Haben wir seinen heiligen Namen nie für dummes Gerede missbraucht? Haben wir den Sonntag, den wir heiligen sollten, nie durch Arbeit entweiht? Und haben wir nicht gedankenlos auf das Abendmahl verzichtet, obwohl wir von Gott dazu geladen waren? Ehren wir Gottes Wort in der konkreten Gestalt unserer Bibel, oder lassen wir sie im Regal verstauben? Pflegen wir das Gebet, oder haben wir's tausendmal vergessen? Lachen wir über Karikaturen Gottes und über Filme, die Jesus veralbern? Werden nicht manche Kirchen zweckentfremdet, um Einnahmen zu erzielen? Und – wenn auch das ungeborene Leben als Gabe Gottes heilig ist – warum schützen wir es dann nicht? Achten wir unsere Ehe als eine Stiftung des Höchsten? Behandeln wir unseren Leib wie einen Tempel des Heiligen Geistes? Und halten wir, was wir bei Konfirmationen und Taufen vor Gottes Altar „hoch und heilig“ versprochen? Belsazars Ungeist gehört keineswegs der Vergangenheit an, sondern ist verbreiteter denn je. Er ist in unserer säkularen Gesellschaft höchst lebendig und zeigt sich in der Zuversicht, Gott werde sich die Profanierung des Heiligen unbegrenzt mit anschauen und gefallen lassen. Manche prahlen damit, dass ihnen nichts heilig ist. Doch Belsazars Beispiel zeigt, dass Gottes Geduld Grenzen hat. Die Schrift an der Wand warnt den König nicht etwa, damit er sich bessern kann, sondern sie verkündet ihm sein Urteil nur, damit er weiß, warum er stirbt. Gott hat ihn gewogen und für zu leicht befunden. Und der Ewige hat seine Maßstäbe seither nicht geändert. Gott findet alle „zu leicht“, die meinen, sie könnten mit dem Heiligen spielen. Die ihn nicht fürchten, lehrt er das Fürchten. Denn das Heilige ist nie harmlos. Und wer es an Ehrfurcht fehlen lässt, hört früher oder später wie auch ihm dieses Urteil gesprochen wird: **„Mene mene tekel u-parsin“**.

Christus als Apotheker



*Christ the Pharmacist with Adam and Eve,
from Chants royaux sur la conception couronnee du Puy du Rouen,
Paris. MS Francais 1537, fol. 82 v. (Quelle: gallica.bnf.fr /
Bibliothèque nationale de France). Link:
<https://gallica.bnf.fr/ark:/12148/btv1b8539706t>*

Man will gar nicht glauben, was man da sieht. Man schaut zwei- oder dreimal hin. Aber man hat sich nicht getäuscht: Adam und Eva stehen ziemlich verlegen in einer Apotheke herum. Und der freundlich lächelnde Mann, der ihnen ein Rezept aufschreibt, ist Jesus. Nun stammt diese Buchmalerei aus dem 16. Jahrhundert, so dass die Einrichtung der Apotheke in die Zeit passt. Doch in so ein Umfeld biblische Gestalten hineinzusetzen, ist ein Anachronismus. Zwar ist bekannt, dass

Adam und Eva ein Problem haben und dringend Hilfe brauchen. Sie schauen nicht nur schuldbewusst, weil sie nackt in der Apotheke stehen (was peinlich genug wäre), sondern weil sie sich im Sündenfall mit ihrem Schöpfer entzweit haben. Sie sind schuldig geworden. Doch dagegen helfen weder Salben noch Tropfen. Und Jesus? Natürlich wissen wir, dass er viele Kranke heilte. Doch als wandernder Prediger hatte er keine Apotheke dabei und brauchte auch keine Medikamente. Es genügte meist, dass Gottes Sohn ein Machtwort sprach – und schon konnten die Lahmen gehen und die Blinden sehen. Wenn aber weder Jesus noch das erste Menschenpaar in eine mittelalterliche Apotheke gehören, wie kommt es dann zu diesem Bild? Nun, immerhin sagt Gott im Alten Testament: „Ich bin der Herr, dein Arzt“ (2. Mose 15,26). Und dort ist auch davon die Rede, dass Gott verbindet und heilt (Hiob 5,18; Hos 6,1). Doch erst Jesus wird direkter und vergleicht sein Kommen mit dem Besuch eines Arztes. Als man ihm vorwirft, dass er sich mit Zöllnern und Sündern abgibt, antwortet er: „Die Starken bedürfen des Arztes nicht, sondern die Kranken“ (Mt 9,12). Der Vergleich leuchtet ein. Denn schließlich ist Gott die Quelle des Lebens. Und wer sich von dieser Quelle abschneidet, zieht sich damit den Tod zu. Gott ist der Ursprung aller Gesundheit. Und wer sich von ihm trennt, zerstört die Grundlage seines Daseins. Seine Gottesbeziehung bedarf dann dringend der Heilung! Und eben darin sieht Christus seine Aufgabe: Die Therapie besteht darin, dass Christus den zerrissenen Bund heilt und durch sein versöhnendes Werk die Gemeinschaft des Sünders mit Gott wieder herstellt. Christi Wort und Sakrament dienen dieser Heilung. Und schon Kirchenvater Tertullian hat daraus gefolgert, das Abendmahl sei eine „Arznei der Unsterblichkeit“. So ist „Christus als Arzt“ ein sehr altes Motiv. Bilder, die ihn als Apotheker zeigen, entstehen erst später. Sie führen uns dann aber vor, wie er ganz professionell mit Waagen und Pülverchen hantiert, mit Löffeln und Tütchen, Kräutern, Pillen und Tinkturen. Die Büchsen, Flaschen und Kästen, die vor ihm auf dem Tisch oder hinter ihm im Regal stehen, sind beschriftet. Sie enthalte aber nicht Aspirin oder Hustensaft, sondern „Seelenarzneien“ wie Glaube, Liebe und Hoffnung, Trost und Demut, Buße und Gebet, Licht und Wahrheit. Zu Christus, dem Heilkundigen, dürfen alle kommen, die mühselig und beladen sind (Mt 11,28). Und selbst wenn der Schaden so groß ist wie bei Adam und Eva, kennt er doch immer das rechte Mittel, das geistliche Gegengift und die passende Kur. Wie beim Pharmazeuten gehört dazu eine Menge Erfahrung! Denn manche Sünder brauchen mehr Gesetz – und andere mehr Evangelium. Manchmal liegt es ja nur an der Dosierung, ob eine Substanz den Patienten gesund macht oder umbringt! Und so verordnet Christus von Zeit zu Zeit Kreuz und Leid, harte Kuren der Buße und bittere Pillen der Selbsterkenntnis. Dann aber sind es wieder warme Umschläge des Trostes und wohltuende Salben voller Gnade und Barmherzigkeit. Manche Enttäuschung, die Christus seinen Patienten zumutet, dient dem Abbau des alten Menschen, der verstockt und stolz seine eigene Heilung blockiert. Und mancher stärkende Einfluss dient dem Aufbau des neuen Menschen, der durch den Geist Christi wiedergeboren und erleuchtet

wird. Dass der geistliche Apotheker aber nicht allen Patienten dasselbe in der gleichen Dosis und in der gleichen Reihenfolge verschreibt, versteht sich von selbst. Denn was der eine vertragen kann, wäre dem anderen nicht bekömmlich. So variiert Christus die Mischung der geistlichen Heilmittel und den Verlauf der Therapie. Was der Mensch in seiner Pillendose findet, wird seiner persönlichen Konstitution genau angepasst. Und daher ist der Apotheker auf unserem Bild so konzentriert bei der Sache. Das Rezept, das er für Adam und Eva aufschreibt, kann man leider nicht lesen. Es enthält aber sicher neben einem Anteil von Reue und Buße auch jede Menge Gnade. Als Basis verordnet Christus den Glauben – verbunden mit einer kräftigen Prise Hoffnung, Liebe und Beständigkeit. Ergänzt wird die Mischung durch drei Löffel Gerechtigkeit, einen kräftigen Schuss Seelenfrieden und ein paar Gramm Geduld. Abgerundet wird das Ganze mit der wohlriechenden Essenz des ewigen Lebens. Und manche Bilder dieses Typs zeigen auf dem Apothekertisch auch das Brot und den Wein des Abendmahls neben einer Kanne Wasser für die Taufe. Christus hält alles bereit, was zur Gesundung nötig ist! Warum schauen dann aber Adam und Eva so betreten drein? Scheinbar haben sie noch nicht begriffen, dass gegen ihr Leid und ihre Schuld ein Kraut gewachsen ist. Doch der freundliche Apotheker gibt ihnen alles, was sie brauchen – letztlich gibt er sich selbst! Und wenn die Kranken seine Verschreibung nach Vorschrift anwenden, wird ihnen der Sündenfall auch nicht zum Verhängnis. Sie sind bei Christus in den besten Händen. Aber wissen sie das? Werden sie seinen Ratschlag nicht nur anhören, sondern ihm auch folgen? Werden sie ihre Medikamente konsequent einnehmen? Oder legen sie die zuhause in den Schrank, bis das Verfallsdatum abgelaufen und ihre Krankheit nicht mehr heilbar ist? Erst an diesem Punkt wird das Bild zur Anfrage an den Betrachter. Denn der bedarf ja selbst der Heilung. Als Kinder Adams und Evas haben auch die Betrachter des Bildes ein massives Sündenproblem. Wir alle leiden an derselben Krankheit. Unsere Gottesbeziehung ist lebensbedrohlich gestört. Die Bindung, ohne die wir zugrunde gehen, ist unterbrochen. Und folglich stehen auch wir in Christi Apotheke und wissen, dass mit unserer Krankheit nicht zu spaßen ist. Unbehandelt führt sie zum Tod. Und so wäre es fahrlässig, die Behandlung aufzuschieben. Der freundliche Apotheker steht schließlich bereit, um auch uns die richtige Dosis von Kreuz und Gnade, Buße, Hoffnung und Frieden zuzumessen. Seine Tür steht weit offen – uns kann geholfen werden! Aber nehmen wir auch die Tabletten, die Christus uns verschreibt? Oder warten wir lieber darauf, dass der Schmerz von selbst verschwindet? Viele sehen Jesus als einen Arzt, den vorwiegend die anderen brauchen. Sie selbst fühlen sich gar nicht krank, wollen auch keine Patienten sein – und ignorieren daher Jesu Rezept. Doch ist das fatal. Denn Jesus wird seine Medizin niemandem zwangsweise verabreichen. Und wie einem der Apotheker wenig nützt, wenn man seine Tabletten nicht schluckt, so nützt auch Christus nichts, wenn man seine Wohltaten nicht in Anspruch nimmt. Solange sich der Patient für gesund hält, kann es keine erfolgreiche Therapie geben. Und eben das ist die Tragödie unserer Zeit, dass

viele den seelischen Tod nicht deshalb sterben, weil es kein Gegenmittel gäbe, sondern weil man ihnen einredet, sie seien gesund. Dass Sünde eine Krankheit zum Tode ist, wird heute auch von manchen Vertretern der Kirche bestritten. Von Verdammnis wollen sie nicht mehr reden. Und so beruhigen sich die Menschen mit der Vorstellung, ihre Sünde sei ein Schnupfen, der von selbst weggeht. Doch unbehandelt sterben sie daran. Und jene Theologen, die sie über ihren Irrtum nicht aufklärten, sind schuld (Hes 3,17-19). Denn wer sich einredet, er sei gesund, findet nicht den Weg in die Apotheke. Und dem entgeht dann die Heilung, die Christus ihm von Herzen gegönnt hätte. Ist das also wirklich ein lustiges Bild? Wir sollten über die Darstellung wohl erst lachen, wenn wir den dargestellten Sachverhalt ganz ernst genommen haben!

Die Verklärung Christi



*The Saviour's Transfiguration / Theophanes the Greek,
Public domain, via Wikimedia Commons*

„Nach sechs Tagen nahm Jesus mit sich Petrus und Jakobus und Johannes, dessen Bruder, und führte sie allein auf einen hohen Berg. Und er wurde verklärt vor ihnen, und sein Angesicht leuchtete wie die Sonne, und seine Kleider wurden weiß wie das Licht. Und siehe, da erschienen ihnen Mose und Elia; die redeten mit ihm.“ (Mt 17,1-3)

Kluge Ausleger des Neue Testaments haben auf fast alles eine Antwort. Aber was uns die Verklärung Jesu sagen soll, bleibt doch ziemlich in der Schwebe. Denn: Warum findet sie statt? Wem hat das was gebracht? Was gäbe es aus daraus zu lernen? Und was wäre die Nutzenanwendung für heute? Das alles bleibt offen. Denn der Vorgang ist gar zu merkwürdig. Mitten im Matthäusevangelium – dort wo Jesus unterwegs ist nach Jerusalem und den Jüngern seinen Tod schon angekündigt hat

– wird davon berichtet: Jesus nimmt drei Jünger mit, die ihm besonders eng verbunden sind, nämlich Petrus, Jakobus und Johannes, und steigt mit ihnen auf einen hohen Berg. Das allein würde uns nicht wundern, denn Jesus hat sich des Öfteren auf Berge oder in Wüsten zurückgezogen. Doch hier geht mit ihm plötzlich eine Wandlung vor. Denn vor den Augen der drei Jünger beginnt Jesu Gesicht zu leuchten wie die Sonne, seine Kleider strahlen weiß wie das Licht – und alles wird so wunderbar verklärt, als ragte der Berggipfel nun direkt in Gottes Himmel hinein, oder als habe sich Gottes Himmel auf den Berg herabgesenkt. Die drei Jünger müssen schon durch das viele Licht verwirrt gewesen sein. Doch zu allem Überfluss erscheinen auch noch zwei himmlische Gestalten, von denen man nicht weiß, wo sie herkommen, die aber als Mose und Elia erkannt werden. Mose ist zu diesem Zeitpunkt schon mehr als 1000 Jahre tot und begraben! Und Elia ist als jener Prophet bekannt, der überhaupt nicht starb, sondern 850 Jahren zuvor lebend in den Himmel entrückt wurde. Die zwei Prominenten des Alten Testaments stellen sich aber nicht vor und kümmern sich auch nicht im Geringsten um die drei verdutzten Jünger, sondern sie beratschlagen sich mit Jesus. Was reden sie mit ihm? Wir wissen es nicht. Schmieden sie Pläne? Tauschen sie Informationen aus? Plaudern sie bloß ein wenig? Es wird uns nicht berichtet. Petrus aber – statt die hohen Herren reden zu lassen – platzt mit einer ziemlich dummen Bemerkung heraus, indem er vorschlägt, für die drei himmlischen Gestalten Hütten zu errichten. Was denkt er sich dabei? Will Petrus sich nützlich machen? Hatte er bloß das Bedürfnis, auch mal etwas zu sagen? Oder glaubt er wirklich, dass Mose, Elia und Jesus jetzt Hütten brauchen, um darin Mittagsschlaf zu halten? Es ist ein ziemlich unpassender Vorschlag. Aber offenbar gefällt Petrus diese Situation, in der er sich quasi in den Himmel versetzt fühlt. Und er möchte aus der himmlischen Konferenz gern einen Dauerzustand machen. Petrus hat zwar keine Ahnung, was passiert. Aber es soll weitergehen. Er will noch länger auf diesem Berg bleiben und sagt darum: „Herr, hier ist gut sein! Willst du, so will ich hier drei Hütten bauen, dir eine, Mose eine und Elia eine“ (Mt 17,4). Keiner der drei kümmert sich um den offenbar verwirrten Petrus. Weder Mose noch Elia oder Jesus finden seinen Vorschlag einer Antwort würdig. Doch stattdessen hüllt eine lichte Wolke den Berggipfel ein, und Gottes Stimme spricht mit Hinweis auf Jesus: „Dies ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe; den sollt ihr hören!“ (Mt 17,5). Wäre Petrus frech gewesen, hätte er antworten können „das wissen wir schon“! Denn eine ähnliche Himmelsstimme hat Jesus schon bei seiner Taufe als Gottes Sohn identifiziert (Mt 3,17). Und Petrus selbst war der Jünger, der sich kurz vor dieser Szene zu Jesus als dem Sohn Gottes bekannte (Mt 16,16). Aber Petrus antwortet natürlich nichts. Sondern als ihm die Himmelsstimme die Gegenwart Gottes bewusst macht, erschrickt er bis ins Mark. Alle drei Jünger fallen zu Boden und pressen ihre Gesichter auf die Erde, denn sie wissen, dass man es nicht überlebt, wenn man Gott einfach so ins Gesicht schaut. Die drei sind von der Situation völlig überfordert. Jesus aber geht hin, stupst sie an und sagt: „Steht auf und fürchtet euch nicht!“

(Mt 17,7). Die Jünger machen die Augen vorsichtig wieder auf – aber da ist auch schon alles vorüber. Denn das Licht ist genauso verschwunden wie Mose und Elia, und niemand ist mehr da als Jesus allein. War die himmlische Konferenz schon zu Ende? Oder wurde sie abgebrochen, als Petrus störte? Jesus jedenfalls führt seine Jünger wieder vom Berg herab. Und auf dem Heimweg schärft er ihnen ein, dass sie von dieser Erscheinung vorläufig niemandem erzählen sollen. Doch das scheint fast überflüssig. Denn was hätte Petrus schon erzählen sollen? Etwa, dass er zwei Leute gesehen hat, von denen der eine längst tot und der andere seit einigen Jahrhunderten verschwunden ist? Dass er es auf dem Berg total schön fand – und dort trotzdem keine Hütten bauen durfte? Mit solchen Berichten hätte er wohl spöttische Blicke geerntet. Und außerdem erzählt man ungern, worauf man sich selbst keinen Reim machen kann. Auch Jesus kommt nicht mehr auf dieses Ereignis zurück. Wer auf eine nachträgliche Deutung gehofft hat, wird enttäuscht. Was sollte es dann aber? Wozu wird uns die Episode berichtet? Soll der Leser des Evangeliums vor dem Leidensweg Jesu noch einmal daran erinnert werden, dass der verkannte und verleumdete Nazarener trotz allem Gottes Sohn ist? Sollen wir an die Taufe Jesu zurückdenken, wo eine ähnliche Himmelsstimme zu hören war? Oder handelt es sich um eine Art vorgezogener Ostererscheinung, eine Vorschau sozusagen, die vor der Kreuzigung schon mal für einen Moment die Herrlichkeit des Auferstandenen aufblitzen lässt? Vielleicht wird die Sache ganz ohne Hintersinn nur deshalb berichtet, weil sie sich so zugetragen hat. Das wäre nicht die schlechteste Erklärung! Aber sollen wir uns dann vorstellen, der Sohn Gottes habe sich von Mose und Elia Instruktionen geholt? Oder wurde Petrus einer Prüfung unterzogen, in der er sich als begriffsstutzig erwies? Was ist die Moral von der Geschichte? Und was würde im Evangelium fehlen, wenn diese Erzählung fehlte? Die Gelehrten sind ziemlich ratlos. Denn es ist nicht zu erkennen, dass Petrus, Jakobus und Johannes aus dem spektakulären Erlebnis irgendeinen Gewinn gezogen hätten. Wenn aber genau das die Pointe der Geschichte wäre – dass man solche Erlebnisse nicht überschätzen soll?

Tatsächlich durften die drei Jünger erleben, wovon viele Menschen träumen! Sie durften mal kurz den Kopf durch die Wolken stecken und einen Blick in den Himmel riskieren. Sie fanden das wohl auch beglückend und schön. Aber hinterher, mit festem Boden unter den Füßen, sind sie doch wieder dieselben wie vorher. Die himmlische Erfahrung verändert sie nicht. Und sie hindert den Petrus auch später nicht, Jesus ewige Treue zu versprechen, den Mund sehr voll zu nehmen und Jesus gleich drauf zu verleugnen (Mt 26,31ff. u. 26,69ff.). Die Erfahrung auf dem Verklärungsberg hat keinen besseren Menschen aus ihm gemacht. Vielleicht hat sie ihn eher verwirrt, als dass sie seinen Glauben stärkte. Für mich wirft das aber ein bezeichnendes Licht auf andere Erfahrungen der religiösen Entrückung, von denen man gelegentlich hört oder liest. Denn ich gestehe, dass ich mir auch mal wünschte, den Himmel offen zu sehen wie Stephanus (Apg 7,55-56) oder in den dritten Himmel entrückt zu werden wie Paulus (2. Kor 12,2-4). Wer träumte

nicht davon, Gott so unmittelbar zu begegnen wie Mose, von dem es heißt, dass Gott mit ihm redete wie ein Mann mit seinem Freund (2. Mose 33,11)? Wer wollte nicht mit Elia am Horeb erleben, wie die Herrlichkeit Gottes vorübergeht, um dann zuletzt mit einem feurigen Wagen in den Himmel entrückt zu werden (1. Kön 19,11-13; 2. Kön 2,11)? Ein wenig neidisch liest man die Berichte christlicher Mystiker, die im Gebet unfassliche Seligkeit erlebten, weil sich Gott ihnen innerlich erschloss! Ja, es gibt solche „Highlights“ der religiösen Erfahrung, in denen plötzlich der Himmel auf Erden stattfindet – wie bei der Verklärung Jesu. Und wem das vergönnt ist, der darf den Kopf mal kurz durch die Wolken stecken und in die jenseitige Welt hineinschauen. Aber gerade die Verklärungsgeschichte ernüchtert uns diesbezüglich, weil Petrus mit der himmlischen Erscheinung nicht wirklich etwas anzufangen weiß – und hinterher auch nicht sonderlich erleuchtet wirkt. Der Einblick in den Himmel hat ihn eher verwirrt und überfordert. Etwas Besseres, als für die himmlischen Besucher irdische Hütten zu bauen, fällt ihm nicht ein. Er hätte ihnen genauso gut ein Wurstbrot anbieten können! Auch hinterher ist Petrus kein Glaubensheld. Was hat es ihm also gebracht? Und was würde es uns nützen, wenn wir hätten dabei sein dürfen? Als Mose vom Sinai herabstieg, musste er sich gleich wieder mit dem Volk herumärgern. Stephanus schaute den offenen Himmel und wurde dennoch gesteinigt. Und Paulus hat nach seiner Entrückung in den dritten Himmel wieder ganz normale Schlappen erlitten. Beseligung ist kein Dauerzustand. Und große Erleuchtung bewahrt nicht vor Fehlritten. So liegt es mir fern, Erfahrungen wie die auf dem Verklärungsberg gering zu schätzen – ich würde mich nicht zweimal bitten lassen! Aber es scheint doch, dass man diese „Highlights“ des religiösen Erlebens überschätzen kann. Denn es ist nicht das tägliche Brot des christlichen Lebens, dass man vom Geist überwältigt wird, Visionen hat, in Zungen redet, Wunder tut oder Engel trifft. Der Ernstfall des Glaubens ist nicht der Enthusiasmus am Sonntag, sondern das geduldige Weitermachen am Montag. Mit Mose und Elia zu konferieren, ist jetzt noch nicht dran. Aber das heißt keineswegs, dass wir die Seligkeit verpassen, sondern bloß, dass sie später kommt. In der Ewigkeit wird Gott dann selbst für uns Hütten bauen – oder vielmehr: himmlische Wohnungen (Joh 14,2)! Und da wird, was Petrus auf dem Berg nicht in einen Dauerzustand verwandeln konnte, durch Gottes Gnade zum Dauerzustand werden! Doch noch wandert Gottes Volk durch die Wüste, und jeder von uns durch seine eigene. Was soll's? Jesus wusste, warum er just an diesem Tag diese drei Jünger mitnahm. Und so weiß er auch, wann wir dran sind, unseren „Berg der Verklärung“ kennen zu lernen.

Jeremia



*Jeremia seated in the ruins of Jerusalem / Nach Eduard Bendemann,
Public domain, via Wikimedia Commons*

Wenn Menschen das Wort Gottes verkünden, sind sie ebenso beliebt wie das Wort Gottes, das sie reden. Und in Zeiten, wo man nicht hören mag, was Gott zu sagen hat, fällt das auf jene zurück, die sein Wort predigen. Denn das ist eine alte Unsitte, dass man die Überbringer unliebsamer Nachrichten genauso hasst, wie die Nachrichten selbst – und sie nicht selten erschlägt. Das bitterste Beispiel ist natürlich Jesus selbst, der Gottes Wort nicht nur brachte, sondern in eigener Person Gottes Wort war! Man hat ihn nicht irrtümlich gekreuzigt, sondern um seiner Botschaft willen, die man nicht hören wollte. Sehr vergeblich hat man versucht, Gottes Sohn zum Schweigen zu bringen. Doch Jesus steht da in einer langen Tradition, auf die er sich bewusst bezieht (Mt 5,12; Mt 23,29-31.37-39). Denn vor ihm gab es eine lange Reihe von Propheten, denen es auch nicht besser erging. Und das traurigste Beispiel ist sicher Jeremia, der in seiner Heimatstadt Jerusalem so viel Feindschaft erfuhr, dass er den Tag seiner Geburt verfluchte. Dabei hatte sich Jeremia wahrlich nicht gedrängt, ein Prophet zu werden – nein! Er ist ein Sohn Hilchijas, aus dem Priestergeschlecht zu Anatot im Lande Benjamin. Und als Gott ihn 627 vor Christus zum Propheten beruft, da wehrt sich Jeremia so gut er kann: „Ach, Herr HERR“, sagt er, „ich taue nicht zu predigen; denn ich bin zu jung“. Gott aber antwortet: „Sage nicht: »Ich bin zu jung«, sondern du sollst gehen, wohin ich dich sende, und predigen alles, was ich dir gebiete. Fürchte dich nicht vor ihnen; denn ich bin bei dir und will dich erretten...“ (Jer 1,6-8). Daraufhin streckt Gott seine Hand aus, berührt den Mund Jeremias und sagt: „Siehe, ich lege meine Worte in

deinen Mund" (Jer 1,9). Und damit ist es passiert. Gott duldet keine Widerrede. Was aber Inhalt seiner Botschaft sein soll, das erfährt Jeremia anschließend durch eine überaus bedrohliche Vision. Denn er sieht einen riesigen Kessel über dem Land aufragen (sozusagen einen kochenden Topf, der bis an den Himmel reicht), randvoll mit siedender Flüssigkeit, der überquillt von Norden her, um seinen kochenden Inhalt über Israel zu ergießen. Und für den Fall, dass die Drohung nicht offensichtlich wäre, bekommt Jeremia seine Vision auch noch ausdrücklich gedeutet. Denn Gott sagt: „Von Norden her wird das Unheil losbrechen über alle, die im Lande wohnen. Denn siehe, ich will rufen alle Völker der Königreiche des Nordens, spricht der HERR, dass sie kommen sollen und ihre Throne setzen vor die Tore Jerusalems und rings um die Mauern her und vor alle Städte Judas. Und ich will mein Gericht über sie ergehen lassen um all ihrer Bosheit willen, dass sie mich verlassen und andern Göttern opfern und ihrer Hände Werk anbeten. So güрте nun deine Lenden und mache dich auf und predige ihnen alles, was ich dir gebiete" (Jer 1,14-17). Nun sind uns die damaligen Verhältnisse ziemlich fremd. Aber soviel dürfte klar sein, dass man Jeremia um seinen Auftrag nicht beneiden kann. Denn die Stadt Jerusalem ist schließlich sein Zuhause, und die Bewohner sind seine eigenen Leute, seine Freunde und Verwandten, denen er nun den sicheren Untergang voraussagen hat. Der überkochende Kessel aus dem Norden – das sind die mächtigen Babylonier, die mit einer Armee kommen werden, um das kleine Königtum Jerusalem niederzumachen und zu vernichten. Und Jeremia hat seinen Nachbarn und Mitbürgern mitzuteilen, dass ihnen dieses Unheil nicht etwa zufällig, sondern zu Recht geschieht, weil Gott Gericht hält und sie für ihre Bosheit straft. Sie sollen nicht bloß untergehen, sondern sollen auch wissen warum! Und ihnen eben das mitzuteilen, ist Jeremia gesandt. Rabenschwarz ist diese Perspektive – quasi ein Todesurteil für die Stadt. Und für den unglücklichen Jeremia, der dafür Bote sein muss, bedeutet es die komplette soziale Isolierung. Denn wer die Gottlosigkeit seiner Mitmenschen beim Namen nennt, hat bald keine Freunde mehr. Der unfreiwillige Prophet muss sich im Namen Gottes unbeliebt machen. Und er tut das nicht bloß einmal – und dann genug –, sondern er tut es 40 Jahre lang (er tut es ein Leben lang!) und darf nicht damit aufhören, so gerne er das auch wollte. Immer wieder muss er in eindrücklichen Zeichenhandlungen seinen Mitbürgern vor Augen führen, dass Gott ihre Vernichtung beschlossen hat! Einmal geht Jeremia auf den Markt und kauft einen schön gewebten Gürtel aus Leinen, läuft damit an den Fluss und versteckt ihn am Ufer in einer Felsspalte. Nach langer Zeit kehrt er an die Stelle zurück, gräbt den Gürtel aus – und stellt natürlich fest, dass er in der Nässe völlig vergammelt ist und zu nichts mehr taugt. Den Menschen in Jerusalem aber hält er das modrige Ding unter die Nase und sagt: „So spricht der HERR: Ebenso will ich verderben den großen Hochmut Judas und Jerusalems. Dies böse Volk, das meine Worte nicht hören will, sondern nach seinem verstockten Herzen wandelt und andern Göttern folgt, um ihnen zu dienen und sie anzubeten: es soll werden wie der Gürtel, der zu nichts mehr taugt" (Jer 13,9-10).

Können wir uns vorstellen, wie die Leute darauf reagiert haben? Sie waren wenig begeistert – und haben das den Jeremia auch spüren lassen. Er aber macht unbeirrt weiter. Gott befiehlt ihm, zum Töpfer zu gehen und einen großen Krug zu kaufen. Jeremia versammelt um sich die Ältesten des Volkes und die Priester und sagt: Weil ihr Gott und Gottes Gebote verlassen und stattdessen den Götzen geopfert habt, darum wird Gott Unheil über euch bringen. Jeremia zerschmettert den Krug am Boden, so dass er in tausend Scherbe springt, und sagt: „So spricht der HERR Zebaoth: Wie man eines Töpfers Gefäß zerbricht, dass es nicht wieder ganz werden kann, so will ich dies Volk und diese Stadt zerbrechen“ (Jer 19,11). Nun – schwerlich wird ihn noch jemand gemocht haben in Jerusalem, diesen Unglücksraben mit der Unglücksbotschaft. Aber Jeremia kann darauf keine Rücksicht nehmen, denn es ist ja nicht sein Wort, das er ausrichtet, sondern Gottes Wort. Und wehe ihm, wenn er das verschweigen oder verändern wollte! Also macht er weiter. Jeremia sieht voraus, dass die Babylonier kommen und sein Volk „unterjochen“ werden, darum besorgt er sich ein hölzernes Joch: eine Zugstange, wie man sie Ochsen auf die Schultern legt, wenn sie einen Pflug oder einen Wagen ziehen sollen (Jer 27,2ff.). Und dieses Joch nimmt Jeremia nun täglich auf die eigenen Schultern, wenn er das Haus verlässt und durch Jerusalem geht. Wenn ihn aber jemand fragt, was das soll, dann erklärt er, genau so werde es Jerusalem gehen und dem ganzen Volk, das durch Gottes Hand den Babyloniern unterworfen und von ihnen „unterjocht“ werden wird. Vier Jahre lang läuft Jeremia mit diesem Joch herum! Ist es da ein Wunder, dass die Leute ihn lächerlich finden, ihn für verrückt erklären und ihn für seine Botschaft hassen? „Was ist das für ein Spinner“, werden sie gesagt haben, „dass er uns jahrelang mit Gottes Gericht droht, obwohl doch gar nichts Schlimmes passiert! So ein Miesmacher! So ein Schwarzseher! Der will uns bloß die Stimmung verderben mit seinem depressiven Gerede. Der Schwätzer meint doch wirklich, wir müssten uns vor Gott fürchten, ha!“ Die Leute waren damals genau so, wie sie heute sind. Sie glauben nicht, dass der „liebe Gott“ ganz im Ernst gegen sie sein könnte. Sie denken nicht, dass sie ein Problem mit ihm hätten. Sie meinen, so schlecht seien sie doch nun auch wieder nicht. Gott werde es doch wohl weiter tolerieren, wie er's bisher tat! Jeremia aber leidet nicht nur unter ihrem Unverstand, sondern leidet zugleich auch selbst unter der Härte der ihm aufgetragenen Botschaft. Er weint um sein Volk und weint um sein Schicksal, weil er mit seiner Verkündigung nichts weiter bewirkt als nur, dass die Schuld des Volkes noch größer wird – und die Herzen immer härter. „Ach“, ruft Jeremia, „dass ich eine Herberge hätte in der Wüste, so wollte ich mein Volk verlassen und von ihnen ziehen! Denn es sind lauter Ehebrecher und ein treuloser Haufe. Sie schießen mit ihren Zungen lauter Lüge und keine Wahrheit und treiben's mit Gewalt im Lande und gehen von einer Bosheit zur andern, mich aber achten sie nicht, spricht der HERR (...). Sollte ich das nicht heimsuchen an ihnen, spricht der HERR, und sollte ich mich nicht rächen an einem Volk wie diesem? Ich muss über die Berge weinen und heulen und über die Weidegründe in der Steppe klagen; denn sie sind verödet,

dass niemand hindurchzieht und man auch kein Vieh blöken hört. Die Vögel des Himmels und das Vieh sind geflohen und fort. Und ich will Jerusalem zu Steinhäufen und zur Wohnung der Schakale machen und will die Städte Judas zur Wüste machen, dass niemand darin wohnen soll" (Jer 9,1-10). Jeremia hat das Gericht Gottes 40 Jahre lang angekündigt. Und niemand wird sich wundern, dass er darüber ein einsamer Mann wurde. Denn bald kannte jeder seine demoralisierende Botschaft – und keiner wollte sie mehr hören. Wenn man seinen Geschäften nachgehen und sein Leben genießen will, Hochzeiten feiern, Kinder aufziehen und Spaß haben – dann kann man keinen Miesmacher gebrauchen, der dauernd erzählt, über alledem schwebt drohend Gottes Gericht. Der darf dann nicht recht haben. Der soll sich therapieren lassen. Denn „das Leben ist doch hart genug“, sagen die Leute, „wer braucht da noch die Unkenrufe Jeremias?“ Es zeigt sich, dass auch der treueste Prophet ein Volk nicht lehren kann, was dieses Volk nicht hören will! Und wenn der Gottesmann zu sehr nervt, dann macht man ihn mundtot, wie man später auch Jesus mundtot machen wollte. Ist so einer gestorben, kann man ihm ja immernoch ein Denkmal bauen und bedauern, dass er unverstanden blieb! Aber jetzt, aktuell, will man ermuntert und ermutigt werden. Wenn Gott etwas einzuwenden hat, sollen die Theologen das hinbiegen. Wir jedenfalls ändern deswegen nicht unser Leben, sondern rächen uns an Gottes Boten. Verneint der Prophet unsere Lebensweise, dann verneinen wir eben ihn und werfen ihn aus dem Tempel! So wird denn Jeremia geschlagen und beleidigt, isoliert und gemieden. Am Ende plant man sogar ihn zu töten und droht ihm öffentlich: „Weissage nicht im Namen des HERRN, wenn du nicht von unsern Händen sterben willst!" (Jer 11,21). Der Priester Paschhur verprügelt Jeremia und schließt ihn in den Block – eine Art öffentlichen Pranger (Jer 20,1-2). Bei alledem hat Jeremia aber nicht mal den Rückhalt einer Familie. Denn Gott hat ihm von Anfang an befohlen, keine Frau zu nehmen und keine Kinder zu zeugen, weil derart hoffnungsfrohes Tun keinen Sinn hat, wenn das ganze Land untergeht (Jer 16,1-4). Jeremia soll zu keiner Beerdigung gehen, denn wo Gott seinen Frieden wegnimmt, da gibt es nichts zu trösten (Jer 16,5-7). Und Jeremia soll auch an keiner Hochzeit teilnehmen, denn Gott will bald aller Freude ein Ende machen (Jer 16,8-9). Nichts hat mehr Zukunft in Jerusalem, denn niemand hat Zukunft, der sich von Gott trennt! Darum macht Jeremia seinen Mitbürgern alle Zuversicht zunichte und wird darüber selbst einsam und elend. Er ruft: „Weh mir, meine Mutter, dass du mich geboren hast, gegen den jedermann hadert und streitet im ganzen Lande!" (Jer 15,10). Und: „Verflucht sei der Tag, an dem ich geboren bin; der Tag soll ungesegnet sein, an dem mich meine Mutter geboren hat!" (Jer 20,14). Zuletzt darf Jeremia nicht mal mehr den Tempel betreten, um dort zu predigen. Gott aber beauftragt ihn, all seine Worte auf eine Schriftrolle zu schreiben, damit sein Sekretär Baruch sie im Tempel vorlesen kann. Noch immer gibt Gott seinem Volk Gelegenheit zur Umkehr und warnt. Sogar der König hört von jener Schriftrolle. Er lässt sie holen und lässt sich daraus vorlesen, während er sich im Winterhaus am Kohlenbecken die Finger

wärmt. Doch statt sich durch Gottes Wort warnen zu lassen, zerschneidet der König Jeremias Buch – und wirft es Stück für Stück ins Feuer (Jer 36,21-23). Deutlicher kann sich der Bruch zwischen Gott und seinem Volk kaum zeigen als durch einen König, der Gottes Wort ins Feuer wirft! Israel hat damit den Bund gebrochen, der allein den Segen Gottes und den Besitz des gelobten Landes verbürgte. Und in der Konsequenz dieser einseitigen Kündigung ist auch Gott nicht mehr an seinen Teil der Abmachung gebunden, sondern zieht seine schützende Hand ab. Als nämlich keiner mehr dran denkt, kommen wirklich die Babylonier mit ihrer Streitmacht und belagern Jerusalem 587 v. Chr. Da ist er plötzlich sehr real, der überkochende Kessel aus dem Norden, vor dem Jeremia 40 Jahre lang vergeblich gewarnt hat! Keiner wollte ihm glauben. Nun ist der Gerichtstag gekommen. Der törichte König meint aber immer noch, er könne Jerusalem mit menschlichen Mitteln verteidigen. Er motiviert seine Soldaten durchzuhalten. Jeremia dagegen betreibt, was man früher „Wehrkraftzersetzung“ genannt hätte. Er geht in der belagerten Stadt herum und fordert alle Verteidiger auf, die Waffen zu strecken und die Stadt kampflös dem Feind zu übergeben. Man verdächtigt Jeremia, er wolle zu den Babyloniern überlaufen, und wirft ihn ins Gefängnis. Aber auch dort hält Jeremia daran fest, dass gegen Gottes Beschluss kein Kraut gewachsen ist – und es daher besser wäre, sich zu ergeben. Der König lässt den Gefangenen heimlich holen und will von ihm wissen, was er tun soll. Jeremia aber antwortet: „Sage ich dir etwas, so tötest du mich doch; gebe ich dir aber einen Rat, so gehorchst du mir nicht“ (Jer 38,15). Der Prophet empfiehlt, sich zu ergeben, weil der König dann wenigstens mit dem Leben davon kommt. Der König aber tut das Gegenteil. Er ist resistent gegen jede Beratung im Namen Gottes. Und dann kommt es, wie es kommen muss: Jerusalem wird erobert, der König und viele seiner Männer sterben, die Stadt wird verbrannt, der Tempel zerstört und ein großer Teil der Bevölkerung weggeführt ins babylonische Exil. Jeremias Prophezeiungen gehen nach 40 Jahren in Erfüllung! Aber wie könnte er sich gefreut haben, auf diese traurige Weise Recht zu behalten? Um seiner Mitbürger willen wäre es ihm wohl tausendmal lieber gewesen, Unrecht zu haben. Denn Jeremia hat sein ganzes Leben lang vergeblich gewarnt. Und wie es aussieht, hat er damit nicht eine Seele gerettet. Er hat sich für die Wahrheit, die er verkündete, prügeln, anspucken und hassen lassen – ohne damit irgendetwas am Schicksal seines Volkes zu ändern. Sondern im Gegenteil: Dass dieses Volk gewarnt war und sich doch nicht warnen ließ, macht die Sache nur noch schlimmer, weil Jeremias Verkündigung ihnen die Entschuldigung nimmt, sie hätten nichts gewusst. Jeremia war das Stoppschild, das sie mutwillig überfahren haben. Am Ausgang ihrer Reise änderte das aber nichts. Denn das auserwählte Volk, das seinen Gott zu ignorieren versuchte, hat sich an diesem Gott blutig gestoßen. Nebukadnezar legt die Stadt in Schutt und Asche. Und Jeremia wird aus dem Gefängnis befreit (Jer 39,11ff.). Der alte Prophet lebt danach in den Ruinen Jerusalems. Zusammen mit dem kläglichen Rest des Volkes erduldet er die Fremdherrschaft. Doch die übriggebliebenen Bewohner schmieden schon bald wieder Pläne gegen

die babylonischen Besatzer. Sie wollen sich nach Ägypten absetzen, um dort Schutz zu suchen. Und sie fragen Jeremia, ob das mit der Flucht eine gute Idee ist. Der Prophet sagt deutlich „nein, lasst es sein“. Die Auswanderung nach Ägypten wird nur Hunger und Tod bedeuten. Das Volk aber macht's wie der König – es tut immer das Gegenteil von dem, was Gottes Prophet empfiehlt. Und so ziehen sie nicht nur nach Ägypten, sondern nehmen auch noch Jeremia und seinen Sekretär Baruch gegen ihren Willen mit (Jer 43,1-7). Was aus den beiden weiter geworden ist, weiß aber niemand. Denn ihre Spur verliert sich irgendwo in Ägypten. Nun, Jeremias Geschichte spricht für sich. Und jeder kann verstehen, was sie mit der Passion Jesu zu tun hat. Denn das Leiden Christi war keine schreckliche Ausnahme und kein bedauerlicher Zufall, sondern entsprach einfach der uralten Erfahrung, dass Gottes Wort bei den Menschen nicht willkommen ist. Jesus sagt auch seinen Jüngern voraus, dass es ihnen nicht besser ergehen wird (Mt 5,11-12). Denn Gott stört so ein Leben, wie es die Mehrheit leben will. Er soll uns nicht zu nahe treten, sondern schön im Himmel bleiben, wo er hingehört! Man will ihn nicht hören – und lässt ihn das auch fühlen. Denn des Menschen Herz widerstrebt dem Gott, der dieses Herz geschaffen hat. Notfalls töten wir den, der uns das Leben schenkte! Das aber muss uns klar werden, damit wir den Leidensweg Jesu verstehen und mit Blick auf das Kreuz Christi erkennen, wie sehr wir selbst an der Ermordung Gottes beteiligt sind.

Mit hörenden Ohren nicht hören



Palma il Giovane, Public domain, via Wikimedia Commons

Ich möchte von Ereignissen erzählen, die im 1. Buch der Könige berichtet werden, und sich in jener Zeit ereignet haben, als das Großreich Davids schon in zwei Teile zerfallen war – nämlich in den Nordteil Israel und den Südteil Juda. Beide Reiche haben je ihren eigenen König. Und weil es schon drei Jahre lang keinen Krieg mehr gegeben hat, kommt Ahab, der König des Nordreichs, auf die Idee, eine Stadt zu erobern, die momentan den Aramäern gehört. Da die Aramäer aber mächtig sind, will der König auf Nummer sicher gehen und möchte sich zum Angriff auf jene Stadt mit Joschafat, dem König des Südreichs, verbünden. Gemeinsam ist man stärker, das Risiko ist geringer – und also fragt er den König des Südens: „Willst du mit mir ziehen in den Kampf gegen Ramot in Gilead?“ (1. Kön 22,4). Wir tun unsere Truppen zusammen, dann müsste das doch klappen! Der König des Südens ist einverstanden, hat aber wohl einen Rest von Zweifeln und schlägt darum vor, sicherheitshalber Gottes Meinung einzuholen, bevor man diesen Feldzug beginnt.

Er rät dem Kollegen: „Frage doch zuerst nach dem Wort des Herrn!“ (1. Kön 22,5). Und der hat auch nichts dagegen. Denn es gibt in Israel zwar kein delphisches Orakel, das man um eine Prognose bitten könnte, aber es gibt Propheten. Das sind Männer, die von Gottes Geist ergriffen in Gottes Namen Auskunft geben können, ob der Himmel dem Feldzug wohl gesonnen ist. Damit in dieser wichtigen Frage aber kein Irrtum passiert, versammelt König Ahab gleich vierhundert Propheten auf einmal und fragt sie: „Soll ich gegen Ramot in Gilead in den Kampf ziehen oder soll ich's lassen?“ (1. Kön 22,6). Die Vierhundert sind sich schnell einig und rufen sozusagen im Chor „jawohl!“ „Zieh hinauf! Der Herr wird's in die Hand des Königs geben“ (1. Kön 22,6). Mit dieser Auskunft könnten die beiden Könige zufrieden sein. Aber seltsam – irgendwie scheinen sie ihren eigenen Hofpropheten zu misstrauen. Denn schließlich will auch ein Prophet keinen Ärger. Wenn der König unbedingt Krieg führen möchte, und so ein kleiner Prophet fährt ihm in die Parade mit einer schlechten Prognose, macht er sich nicht beliebt. Haben die Vierhundert also bloß aus Gefälligkeit Gutes verheißen, um den König nicht zu erzürnen? Sind sie vielleicht gar keine echten Propheten, sondern nur Schmeichler und Höflinge, die reden, was die Mächtigen hören wollen? Der König des Südens ist sich da nicht sicher und fragt seinen Kollegen: Habt ihr denn hier keine Propheten Jahwes mehr, die man fragen könnte? Doch, doch, sagt der König des Nordens, einen von der alten Sorte haben wir hier noch. Der heißt Micha. Aber ehrlich gesagt mag ich den nicht. „Ich bin ihm gram; denn er weissagt mir nichts Gutes, sondern nur Böses“ (1. Kön 22,8). Ha! Da weiß man nicht, ob man über diesen König lachen oder weinen soll. Denn er bezweifelt nicht, dass Micha, wenn man ihn befragt, die Wahrheit sagen wird. Er ahnt aber schon im Voraus, dass er die nicht hören will, und möchte daher den Micha gar nicht erst fragen. Nun bleibt natürlich die Wahrheit ganz dieselbe, ob der König sie nun hört oder nicht. Sie wird sich nicht ändern, nur weil der König vor ihr die Augen verschließt. Und doch will er lieber auf vierhundert falsche Propheten hören, die er der Lüge verdächtigt, als auf einen ehrlichen Mann Gottes, dessen Wahrheiten ihm nicht gefallen. Das ist natürlich widersinnig. Denn wenn man um eine Prophezeiung bittet, die wahr sein soll, kann man nicht gleichzeitig vorschreiben, wie sie zu lauten hat, sondern muss sie nehmen, wie sie kommt. Und so lässt der König des Südens auch keine Vorbehalte gelten, sondern besteht darauf, dass dieser letzte echte Prophet herbeigeschafft wird. Während der Bote zu Micha unterwegs ist, bekräftigen die vierhundert Hofpropheten noch einmal ihre positive Prognose. Einer macht sich sogar eiserne Hörner und ruft dem König zu „schau her!“: „Hiermit wirst du die Aramäer niederstoßen, bis du sie vernichtest“ (1. Kön 2,11). Du musst nicht zögern, König! Es wird dir gelingen! Deine Waffen werden siegreich sein! Als der Bote beim Propheten Micha ankommt, versucht er ihn sogleich auf diese Linie einzuschwören, denn „Mensch Micha, die anderen haben schon alle einen Sieg vorausgesagt – jetzt mach' bloß keine Probleme, sondern sage dasselbe wie die Kollegen. Sag dem König, was er hören will! Denn, wie sieht das sonst aus!“ Micha weist das aber als Angriff auf

seine Berufsehre als Prophet zurück und antwortet: „So wahr der Herr lebt: Ich will reden, was der Herr mir sagen wird“ (1. Kön 22,14). Beim König angekommen wird Micha gleich mit der großen Frage konfrontiert: „Micha, sollen wir gegen Ramot in Gilead in den Kampf ziehen oder sollen wir's lassen?“ (1. Kön 22,15). Micha zögert nicht, sondern antwortet schnell und wunschgemäß positiv: „Ja, zieh hinauf, es soll dir gelingen! Der Herr wird's in die Hand des Königs geben“. Vielleicht hat Micha das in einem ironischen Tonfall gesagt, der deutlich macht, dass er's nicht meint. Vielleicht konnte er ein Grinsen nicht ganz unterdrücken. Jedenfalls freut sich der König kein bisschen, sondern riecht den Braten und wird ärgerlich. Er kommt sich verschaukelt vor und fordert den Propheten auf, nochmal nachzudenken: „Wie oft soll ich dich beschwören,“ ruft er, „dass du mir im Namen des Herrn nichts als die Wahrheit sagst!“ (1. Kön 22,16). Da hat man den Eindruck, dass der König die trübe Wahrheit eigentlich schon kennt. Und so hat nun auch Micha keine Hemmungen mehr, die Karten auf den Tisch zu legen, sondern spricht offen von der Zukunft, die er vorausgesehen hat. Er sagt: „Ich sah ganz Israel zerstreut auf den Bergen wie Schafe, die keinen Hirten haben. Der Herr aber sprach: Diese haben keinen Herrn; ein jeder kehre wieder heim mit Frieden“. Da ist nun keine Rede mehr von einem Sieg, sondern von Zerstreuung und von ungeordnetem Rückzug. Micha hat vorausgesehen, dass der Feldzug kläglich enden wird, und hat dem König die bittere Wahrheit mitgeteilt, die der ja unbedingt hören wollte. Der König aber ist keineswegs dankbar für das offene Wort, sondern beschwert sich bei seinem Kollegen aus dem Südreich: „Hab ich dir nicht gesagt, dass er mir nichts Gutes weissagt, sondern nur Böses?“ (1. Kön 22,18). Der König reagiert wie ein trotziges Kind. Er findet die Wahrheit einfach „blöd“. Micha hingegen war gar nicht fertig, sondern holt Luft, um noch einen obendrauf zu setzen. Denn nun berichtet er von einem himmlischen Komplott zur Vernichtung des Königs und sagt, Gott selbst habe einen üblen Geist ausgesandt, um den König zu betören, damit er bei der Schlacht um Ramot umkomme. Und dieser von Gott selbst geschickte Geist sei als Lügengeist in jene vierhundert Propheten gefahren und habe durch ihren Mund eine verlockend positive Prognose gestellt, damit der König sich auf der sicheren Seite glaubt, fröhlich in den Krieg zieht und damit den eigenen Untergang herbeiführt. Einer der falschen Propheten ist über diese Behauptung so erbost, dass er Micha ohrfeigt. Er will nicht als Werkzeug der Täuschung hingestellt werden! Und auch der König weiß es nicht zu schätzen, dass Micha nun offen und ehrlich geredet hat, sondern lässt ihn ins Gefängnis werfen mit der Anweisung, er solle so lang drinbleiben, bis der König wohlbehalten von seinem Feldzug heimkehrt. Micha kann dieser Logik natürlich nicht folgen, denn, so sagt er dem König: „Kommst du mit Frieden wieder, so hat der Herr nicht durch mich geredet“ (1. Kön 22,28). Hast du denn nicht verstanden, was ich gesagt habe? Du kommst nicht mehr lebend zurück! König Ahab aber, der die Wahrheit hören und doch nicht hören wollte, ist nun aufgebracht und scheint selbst nicht mehr zu wissen, wem er glaubt, sondern zieht in den Krieg, wie um zu beweisen, dass Micha sich

irrt. Jetzt erst recht, das wollen wir doch mal sehen! Würde der König in Ruhe drüber nachdenken, käme er wohl darauf, dass Micha keinen Grund hat, in dieser Sache zu lügen. Wenn er ihm jetzt glaubte und den Feldzug absagte, bestünde sogar die Chance, dass Gottes Plan scheitert! Aber der König will einfach nicht, dass Micha recht hat. Er kann von der Wahrheit nicht mal dann profitieren, wenn man sie offen vor ihm ausbreitet! Er ist entschlossen, sie zu ignorieren, obwohl Micha Gottes Absichten ausgeplaudert hat. Er ist sich aber nicht mal darin sicher, dass Micha Unrecht hat. Und so versucht der König besonders schlau zu sein: Er will Gottes Vorsehung ein Schnippchen schlagen, indem er sich als gewöhnlicher Soldat verkleidet. Er möchte verhindern, dass Michas Weissagung in Erfüllung geht. Darum legt er die königlichen Kleider ab und zieht „inkognito“ in die Schlacht – was natürlich auch wieder seltsam ist. Denn was für eine Vorstellung hat er von Gott, dass er meint, er könnte mit ihm verstecken spielen? Denkt er wirklich, durch eine plumpe Täuschung seinem Schicksal zu entgehen? Er versucht es trotzdem. Und es kommt, wie es kommen muss. Denn ein feindlicher Bogenschütze, der gar nicht weiß, wen er vor sich hat, schießt auf den getarnten König und verwundet ihn tödlich (1. Kön 2,34-35). Die Aramäer siegen, König Ahab verblutet und Israels Heer kehrt genau so nach Hause zurück, wie Micha es vorausgesehen hat – nämlich wie eine zerstreute Herde von Schafen, die keinen Hirten mehr haben. Der König wird begraben, und der Sohn besteigt den Thron, weil sein Vater den Plan Gottes noch nicht mal glauben wollte, als Micha ihn offenlegte, sondern (von der Falle wissend, die Gott ihm gestellt hatte) genau das tat, was nötig war, um in die Falle zu gehen und darin umzukommen.

Tja, das ist die ganze Geschichte. Und wer sich fragt, was er daraus lernen soll, gelangt zu Einsichten, die teils erfreulich und teils verstörend sind. Zum einen kann man der Geschichte entnehmen, dass es sehr wohl möglich ist, den Willen Gottes zu erfahren, wenn man auf die hört, die einem nicht nach dem Munde reden. Auch wenn vierhundert Propheten korrupt sind, lässt Gott es doch an seinem Wort nie gänzlich fehlen. Wer sucht, kann es zu jeder Zeit finden. Und das ist gut! Zum anderen besagt die Geschichte aber, dass Gottes Wort jenen nichts nützt, die es nicht hören wollen, oder die, wenn sie's gehört haben, doch so handeln als verstünden sie's nicht. Und das ist bestürzend und betrifft auch uns heute, weil wir nicht selten jenem König gleichen und wider besseres Wissen das Falsche tun. Der König will Krieg führen mit seiner Heeresmacht und weiß doch tief drinnen, dass nicht Schwerter und Speiße einen Krieg entscheiden, sondern Gottes Fügung. Als vierhundert Schmeichler ihm den Sieg voraussagen, weiß er im Grunde schon, dass sie's aus Angst und aus Gefälligkeit tun. Er merkt sogar, dass Micha ihn täuschen will, als der anfangs versucht mit den Wölfen zu heulen! Der König weiß, dass dies der letzte echte Prophet in seinem Lande ist. Durch ihn erfährt er sogar, was Gott gegen ihn im Schilde führt. Und trotzdem nimmt des Königs Herz nicht zur Kenntnis, was seine Ohren hören! Denn dieser Mann will mit seinem Feldzug gegen Gott Recht behalten und will seinen königlichen Kopf durchsetzen – als

würde sich die prophezeite Wahrheit ihm zuliebe doch noch ändern! In verblüffendem Eigensinn meint er, mit einer Verkleidung Gott zu täuschen, und seinem Schicksal zu entgehen. Er wirft den Boten der Wahrheit ins Gefängnis, als ob die Botschaft davon ihre Gültigkeit verlöre. Und dann rennt der König sehenden Auges in sein Unglück und geht auf einen Feldzug, von dem Micha ihm verraten hat, dass er einzig dem Untergang des Königs dient. Das ist seltsam irrational – und doch überaus menschlich. Denn „Eigensinn“, sagte mal jemand, „ist der Sieg des Willens über den Verstand“. Und mit solchem Eigensinn stellt sich der Mensch sehr oft ein Bein. Denn Gottes Wahrheit nützt ihm selbst dann nichts, wenn man sie ihm unter die Nase hält wie ein aufgeschlagenes Buch. Stolz und verboht will er nur die Wahrheiten zur Kenntnis nehmen, die ihm schmeicheln. Und auch Gott soll ihm nur raten, was er sowieso schon will. Das Übrige straft er mit Verachtung. Und so siegen dann des Menschen Wunsch und Wille immer wieder über Vernunft und Gehorsam. Man hört Gottes warnende Stimme, lebt aber, als hätte es keine Warnung gegeben. Und König Ahab ist dafür nur ein besonders krasses Beispiel. Beharrlich sucht er einen Menschen, der ihm die Wahrheit sagt, und wenn die ihm dann nicht gefällt, wirft er den Boten ins Gefängnis und geht davon, um genau das zu tun, wovon man ihn gewarnt hat. Er gehört offenbar zu den Leuten, von denen Jesus sagt, dass sie mit sehenden Augen nicht sehen und mit hörenden Ohren nicht hören (Mt 13,13-15)! Doch Gottes Wahrheit ist auf des Königs Zustimmung nicht angewiesen. Und auch Gottes Vorsehung bringt er nicht aus dem Takt, sondern im Gegenteil: Selbst nachdem Micha Gottes Plan ausgeplaudert hat, den König in der Schlacht umkommen zu lassen, tut der immernoch alles, was nötig ist, damit Gottes Plan aufgeht. Das Schicksal nimmt seinen Lauf. Und es spielt gar keine Rolle, ob der Betroffene ängstlich hinsieht oder angestrengt wegsieht. Denn der für den König bestimmte Pfeil trifft ihn tödlich, auch wenn das Opfer und der Schütze beide meinen, es sei ein Zufallstreffer gewesen. Alle die trotzigsten Versuche, der Vorsehung Gottes auszuweichen, fügen ihr nichts hinzu und nehmen ihr nichts weg. Und so greift man sich an den Kopf und staunt über diesen König. Denn es ist ja gar nicht so, als habe er echte und falsche Propheten nicht unterscheiden können – nein! Wenn er seinen vierhundert Hofpropheten geglaubt hätte, hätte er nicht noch den Micha holen lassen. Im Grunde ahnte er schon, dass die Vierhundert lügen! Und wenn er nicht damit gerechnet hätte, dass Micha die Wahrheit spricht, hätte er auch nicht gezögert, ihn zu fragen. Spätestens nach Michas Auskunft weiß der König ganz genau, was Gottes Wille ist. Aber selbst da siegte sein Stolz noch über die bessere Einsicht. Durch eine Verkleidung will er seinem Schicksal entgehen. Doch genau bei diesem Versuch, der Fügung Gottes zu entrinnen, läuft der König – der Fügung entsprechend – dem Tod in die Arme. Am Ende muss er „dran glauben“ (in doppeltem Sinne). Und man kann sagen, dass niemand zu seinem Untergang so fleißig beigetragen hat, wie der König selbst. Tja, sagt Christian Morgenstern: „Jeder muss sich selbst austrinken wie einen Kelch“. Das ist bestürzend wahr! Ebenso bestürzend ist aber, was uns die Geschichte über

Gott verrät. Denn obwohl in ihr wahre und falsche Propheten auftreten, bedient sich Gott nicht etwa nur der einen, sondern beider Seiten. Und wenn wir Michas Zeugnis ernst nehmen, ist es kein Zufall, dass es auf Erden so viele Lügenpropheten gibt und so viel falsche Verkündigung, die Verwirrung stiftet, sondern die Lügenpropheten sind Gottes Werkzeug, das er nutzt, um jene zu strafen und zu verderben, die gerne gefällige Lügen hören. Sucht ein Volk Propheten, die ihm nach dem Munde reden, und falsche Lehrer, nach denen ihm die Ohren jucken (2. Tim 4,3), dann gibt ihnen Gott, was sie sich wünschen, überlässt sie ihrem Eigensinn und gibt sie ihrer Verbohrtheit preis. Sie wollen Gottes Wort nicht hören. Also nimmt er dieses Wort weg und liefert sie dem Irrtum aus, der ihnen offenbar besser schmeckt. Gott bedient sich demnach der falschen Propheten zum Gericht. Und doch ist Micha als echter und unbestechlicher Prophet nicht minder Gottes Werkzeug. Denn niemand soll sich damit entschuldigen, Gottes Wort sei nirgends zu finden gewesen – nein: Wer danach fragt und sucht, kann es durchaus finden, auch in religiös unübersichtlichen, plural-verwirrenden Zeiten. Denn Gottes Wort verschwindet nie völlig, sondern bleibt hörbar als Zeugnis gegen die, die sich verschließen, und erbringt den Beweis, dass selbst die offenbare Wahrheit – dem Volk unter die Nase gerieben – es nicht von den verkehrten Wegen abbringt. Sowohl die falschen als auch die wahren Propheten müssen Gottes Werk dienen. Sie tun es aber in verschiedener Weise, weil er die einen gebraucht, um jene durch Lüge zu verderben, die nette Lügen vorziehen, und die anderen gebraucht, um durch Wahrheit die zu retten, die Gottes Wahrheit folgen möchten. Recht besehen ist das ein Vorgang von höchster Gerechtigkeit. Denn der Mensch hat ja die Wahl. Er darf sich dem hingeben, was er liebt, und darf sicher sein, dass diese seine Vorliebe sein weiteres Schicksal bestimmt. Gewarnt sind aber alle durch das Beispiel jenes Königs, der mit sehenden Augen nicht sehen und mit hörenden Ohren nicht hören wollte.

Christus trägt sein Kreuz



*Christ Carrying the Cross / Hieronymus Bosch or follower,
Public domain, via Wikimedia Commons*

Auf den ersten Blick sieht man nur großes Gedränge und ein Durcheinander von 19 Gesichtern auf engstem Raum. Nur der Kreuzesbalken auf Jesu Schulter gibt dem Bild etwas Struktur. Und gemeinsam mit der Dornenkrone hilft er, die Szene im Leben Jesu zu verorten. Pilatus hat das Todesurteil gefällt. Jesus befindet sich auf dem Kreuzweg. Und all diese Fratzen geleiten ihn nach Golgatha. Es ist ein lautes Bild, denn offenbar rufen und reden da viele durcheinander. Weit öffnen sie die schlecht bezahnten Münder, um sich gegenseitig zu übertönen. Jesus aber schweigt still. Viele der Männer rollen wild mit den Augen. Jesus aber hält seine geschlossen. Und obwohl er sich mittendrin befindet, hat man fast das Gefühl, das Getümmel ginge ihn nichts an. Ihm trachtet man nach dem Leben, aber aufgeregt sind eher die anderen. Und bei einigen sieht es nach hämischer Vorfreude aus. Denn Hinrichtungen sind für manchen ein willkommenes Spektakel. Sie erlauben

dem Schaulustigen, seinen Hass und seine Sensationslust auszuleben. Und ist er auch selbst nicht besser, erlebt er doch mit Befriedigung, wie das Unglück einen andern trifft. Da dürfen auch die Getretenen mal kräftig nach jemand treten und dazu rufen: „Dir geschieht's ganz recht!“ Da ist endlich mal jemand noch hilfloser und verworfener als sie selbst. Diese relative Überlegenheit genießen die Gaffer und weiden sich am fremden Elend.

Doch freilich sind hier nicht alle nur Zuschauer. Vorneweg marschiert ein behelmter Soldat, der seinem Beruf nachgeht. Er ist offenbar ganz munter entschlossen, das Urteil des Pilatus ordnungsgemäß umzusetzen. Er führt einen Befehl aus, der ihn auch gar nicht bedrückt. Denn er versteht es als seine Profession, Leute ans Kreuz zu schlagen. Das kann er richtig gut. Und nach Gründen fragt er nicht. Zwischen ihm und Jesus ist ein dunkelhäutiger Mann zu sehen. Das dürfte Simon von Kyrene sein, der für den entkräfteten Jesus ein Stück weit den Kreuzesbalken tragen muss. Man sagt, Simon sei afrikanischer Herkunft gewesen und eigentlich nur auf dem Heimweg von seiner Feldarbeit. Jetzt hilft er Jesus für einen Moment. Er tut's aber nicht etwa aus Freundlichkeit, sondern nur gezwungenermaßen, weil es die römischen Soldaten von ihm verlangen. Rechts über ihm sticht ein Mann heraus, der mit seiner grauen Gesichtsfarbe extrem elend aussieht. Das ist einer der beiden Verbrecher, die mit und neben Jesus gekreuzigt werden. Doch eigentlich sieht er aus, als wäre er bereits tot. Das Leben ist schon weitgehend aus ihm gewichen. Und so fragt man sich, warum der geifernde Mann rechts noch so heftig auf ihn einredet. Dessen Frisur erinnert sehr an einen Mönch. Aber es sind sicher keine tröstlichen Worte, die aus seinem Mund kommen. Und auch sonst ist da weit und breit kein Gesicht zu sehen, das Mitleid zeigt. Der Mann mit dem Leichengesicht hofft jedenfalls auf nichts mehr. Er verzichtet auf alle Gegenwehr und will wohl nur noch, dass es endet. Sein Schicksalsgenosse unten rechts im Bild verhält sich anders. Dieser zweite „Schächer“ trägt einen Strick um den Hals. Er soll keinesfalls entkommen. Man hat ihn gefangen und verurteilt – und so wird er mit Jesus sterben. Aber bis dahin keift er noch kräftig zurück. So hasserfüllt, wie er angegangen wird, so antwortet er auch. Er gibt auf Flüche Flüche zurück und beschimpft, die ihn beschimpfen. Doch nützen wird es ihm nichts. Und bald wird's ihm auch nicht mehr gelingen, seinen Peinigern mit gleicher Münze heimzuzahlen. Unser Blick wandert herum, um all der Gehässigkeit zu entkommen. Und links unten bei dem hellen Frauengesicht würde das Auge gerne ausruhen. Doch es gelingt nicht. Denn jene Frau hat sich mit einem recht dümmlichen Gesichtsausdruck von Jesus abgewandt und ist offenbar ganz zufrieden damit, von dem Toteskandidaten ein Andenken erlangt zu haben. Es ist Veronika, die im Neuen Testament nicht vorkommt – aber dafür umso öfter in katholischen Legenden. Veronika soll dem erschöpften Jesus ein Tuch gereicht haben, damit er sich Schweiß und Blut aus dem Gesicht wischen kann. Und als sie das Tuch zurückbekommt, hat sich Jesu Gesicht wundersam darauf abgebildet. Nun besitzt sie ein Andenken und scheint damit tief zufrieden. Sie wendet sich ab und trägt die Reliquie davon.

Das Bild des Heilands interessiert sie offenbar mehr, als der Heiland selbst. Und so ist Jesus wiederum allein zwischen all den boshafte Fratzen, die entweder dumm und stumpf oder gehässig wirken. Ja, eigentlich sind all diese Gestalten Zerrbilder ihrer selbst. Zwischen den Verbrechern und ihren Henkern ist diesbezüglich kein Unterschied. Und während wir von einem zum anderen schauen, wird uns klar, dass allein Jesus in dieser Gruppe ein „menschliches“ Gesicht hat. Nur er zieht keine tumbe Grimasse. Nur sein Gesicht ist nicht entstellt von primitiver Bosheit. Nur er erscheint menschlich unter all diesen Unmenschen. Und so wird uns bewusst, dass Sünde gar nicht nur schuldig macht, sondern zugleich auch hässlich. Nur Jesus, der Sündlose, wird von diesem Übel nicht entstellt. Nur er ist keine Karikatur des Menschlichen, sondern ist wahrhaft Mensch. Und das ist im Grunde sehr seltsam. Denn Jesus ist ja tatsächlich Gott, während die anderen in ihrer blöden Brutalität Menschen sind – und doch eher wie Dämonen erscheinen. Ja, welcher seltsamer Rollenwechsel! Gott selbst nimmt menschliche Gestalt an, um unser Bruder zu sein. Als Mensch begegnet er aber nicht wirklichen Menschen, sondern all diesen Unmenschen, die begierig sind, ihn wieder loszuwerden. Als Ebenbild des himmlischen Vaters ist Jesus der einzig wahre Mensch – an ihm kann man ablesen, wie der Schöpfer den Menschen gemeint hat. Doch statt sich dies bei Jesus abzuschauen, finden ihn die Entstellten befremdlich. Er hat nicht Teil an ihrer Krankheit. Und vielleicht provoziert sie gerade das am meisten, dass er sich erlaubt anders zu sein. Jesus kommt in die Welt, um die Menschen neu zu lehren, was in einem höheren Sinne „menschlich“ ist. Er wird aber von Zerrbildern des Humanen empfangen, denen Stumpfheit, Kälte und Schadenfreude ins Gesicht geschrieben stehen. Jesus ist Gott – und will Mensch sein. Aber die Menschen, die er trifft, sind ihrerseits Unmenschen, denen die Bosheit aus dem Gesicht springt. Und so wirkt das gewöhnliche Gesicht Jesu – unter all den hässlichen und primitiven – auf einmal ungewöhnlich schön. Dass aber ein von Sünde nicht Entstellter in der Menge so auffällt und dabei gleichzeitig so einsam wirkt, das bewegt mich an diesem Bild immer wieder. Gerade weil Christus menschlich ist, passt er so schlecht in diese Gesellschaft. Und jene einfältige Veronika, die ihm nicht beisteht, sondern sein Bildnis wegträgt wie einen Fanartikel, macht es nur noch schlimmer. Denn der eine wahre Mensch wird hier von der Masse der fratzenhaften überstimmt und isoliert. Und man meint zu verstehen, dass er davor lieber die Augen verschließt. Es scheint, als kehrte sich Jesus ganz nach innen, um sich vor diesem Anblick in einen inneren Frieden zu retten. Er weiß ja auch so, dass ihm die Hässlichen auf Golgatha sehr bald Hässliches antun. Auch mit geschlossenen Augen weiß Jesus ganz gut, wovon seine Peiniger besessen sind. Und trotzdem ist der in sich Gekehrte ihnen dennoch so zugewandt, dass er bald (noch während sie ihn kreuzigen) für seine Folterer beten wird. Das ist für uns unglaublich – und doch für Jesus völlig konsequent. Denn er, der sich dem Kreuz leicht hätte entziehen können, geht diesen schrecklichen Weg ja bewusst und willentlich. Er hat beschlossen, nicht nur durch die Hände der missratenen Gotteskinder zu sterben,

sondern zugleich für sie – und damit diesen Fluchenden den größten Segen zu erwerben. Davon wissen sie freilich nichts – und wollen es auch nicht wissen. Sie ahnen nicht, wie sehr sie Jesu Opfer nötig haben, und nicht einmal, dass sie berufen sind, Ebenbilder ihres himmlischen Vaters zu sein. Ganz im Gegenteil bemüht sich hier ein jeder, dem anderen ein rechter Teufel zu werden: und sie sind es auch! Christus aber leidet nicht nur „mit“ und „an“ ihnen, sondern leidet zugleich „für sie“ – und hilft ihnen mit eben der Entschlossenheit, mit der sie ihm zu schaden versuchen. Während von den Schreihälsen keiner für ihn da ist, ist er doch für sie alle da. Und während sie ihn schlagen, hält er den Kopf für sie hin, damit sie nicht so unversöhnt bleiben müssen, wie sie es jetzt sind. Sie nageln ihn ans Kreuz. Er nagelt sie aber nicht fest auf ihre Schuld. Sondern ganz im Gegenteil reicht er ihnen die Hand. Er bringt die Liebe auf, die nötig ist, um all dies Scheußliche aufzuwiegen. Und während sie sich gegenseitig „zur Hölle wünschen“, öffnet er ihnen einen Weg in den Himmel. Ja, Christus tut, was er uns empfiehlt – was denn sonst? Er überwindet Böses mit Gutem. Wer darüber aber nicht maßlos staunt, hat dieses Bild noch nicht lang genug angeschaut.

Absalom



Absalom / Albert Weisgerber, Public domain, via Wikimedia Commons

Ja, da ist einer mit den Haaren im Baum hängengeblieben. Und hinten auf dem Weg sieht man gerade noch sein Reittier davonstürmen. Was die Landschaft aber nicht so recht erkennen lässt: das Missgeschick ereignet sich in Israel. Und der da baumelt ist ein Sohn Davids. Man muss allerdings hinzufügen, dass Absalom nicht der erstgeborene Sohn Davids war, sondern der dritte von insgesamt 19 Söhnen. Sieben Frauen Davids kennen wir namentlich, die Nebenfrauen nicht eingerechnet. Und so erklärt sich die stolze Zahl von 19 Söhnen. Der Erstgeborene heißt Amnon und verdient wenig Sympathie, weil er seiner Schwester Gewalt antat. In 2. Samuel 13 wird berichtet, dass Amnon sich in Tamar verliebt, die seine Halbschwester ist und von derselben Mutter stammt, die auch Absalom zur Welt brachte. Und weil der verliebte Amnon es nicht ohne Tamar aushalten kann, gebraucht er eine List. Er stellt sich krank und bittet König David, seine Schwester

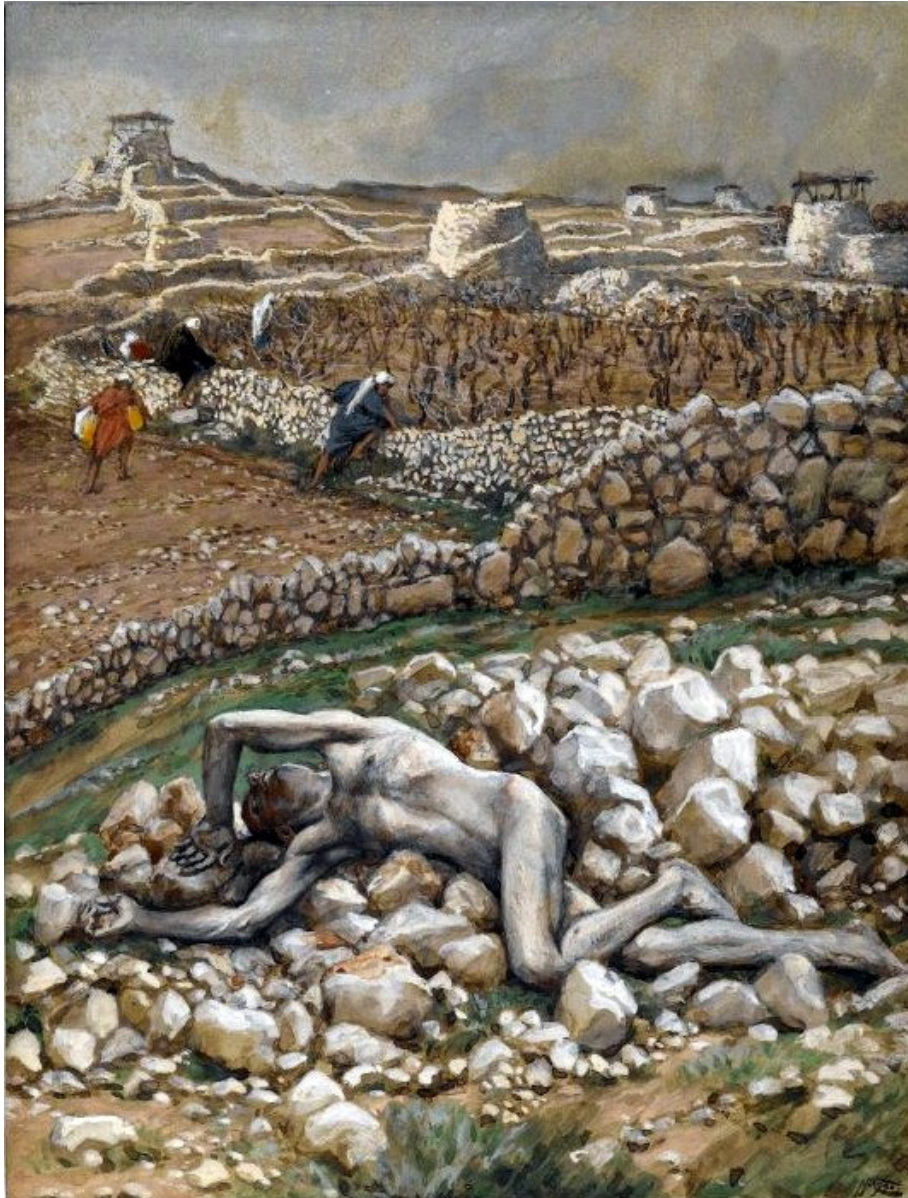
möge ihm doch als Krankenschwester zugeteilt werden, damit sie ihn auf seinem Krankenlager pflegt und ihm das Essen ans Bett bringt.

Der König denkt sich nichts Böses dabei, und Tamar bekommt den Auftrag, Amnon zu pflegen. Der spielt nun erfolgreich den Kranken. Als aber Tamar an sein Krankenlager tritt, und er mit ihr allein ist, vergewaltigt er seine Schwester. Allerdings wird er ihrer auch gleich überdrüssig – und jagt sie davon. König David erfährt das. Aber weil Amnon sein Erstgeborener ist, unternimmt er nichts. Absalom hingegen will die Schändung seiner Schwester nicht einfach hinnehmen. Er wartet zwei Jahre und nutzt dann eine günstige Gelegenheit, um seinen Bruder Amnon ermorden zu lassen. Absalom rächt damit seine Schwester, muss nun aber den Zorn seines Vaters fürchten – und flieht ins Ausland. Für König David wird die Sache damit doppelt bitter. Denn er verliert gleich zwei Söhne. Der eine ist tot. Und der andere – der Mörder – ist über alle Berge. Weil Absalom aber Fürsprecher am Hof hat, währt sein Exil nicht sehr lang (vgl. 2. Sam 14). Der alternde David hat eine sentimentale Schwäche für seine Söhne, in denen er sich wiedererkennt. Und so erlaubt er Absalom, nach Jerusalem zurückzukehren. Womit aber dankt es ihm der Sohn? Freut er sich? Nein. Kaum zuhause angekommen, beginnt der Brudermörder am Stuhle seines Vaters zu sägen, indem er Bittsteller aus dem ganzen Land, die zum König wollen, am Stadttor von Jerusalem abfängt und ihre Herzen für sich gewinnt (vgl. 2. Sam 15). Er hört sich ihre Probleme an, gibt ihnen allen Recht, schmeichelt ihnen, sagt dann aber: „Wie schade! Deine Sache ist zwar gut und recht, aber du hast keinen beim König, der dich hört. Ja, wenn ich hier König und oberster Richter wäre – ich würde dir sehr bald zu deinem Recht verhelfen!“ So stiehlt Absalom dem Vater die Zuneigung des Volkes. Und nebenbei legt er sich eine Leibwache von 50 bewaffneten Männern zu. Nach vier Jahren sind die Vorbereitungen so weit gediehen, dass er eine offene Revolte gegen David wagen kann. Er sammelt seine Leibwache mit weiteren Truppen außerhalb der Stadt, verbündet sich mit abtrünnigen Stämmen, lässt sich zum König ausrufen und schart immer mehr Volk um sich. David – als alter Stratege – weiß aber, was als nächstes passiert. Und da er die Hauptstadt nicht verteidigen kann, kommt er dem Angriff des Sohnes zuvor und flieht mit seinen Getreuen an den Jordan. Er lässt zehn Nebenfrauen zurück, die auf das Haus aufpassen sollen. Und ein paar kluge Männer, die eigentlich mit ihm gehen möchten, lässt er als Spione zurück, damit er durch sie erfährt, was Absalom weiter plant. David ist ausgewichen. Und so kann Absalom kampfflos in Jerusalem einziehen und sich auf den Thron setzen – das ist ein leichter Sieg! Um der Stadt nun aber zu zeigen, dass er vollständig mit dem Vater gebrochen hat und in jeder Hinsicht sein Nachfolger ist, errichtet Absalom auf dem Dach des Palastes ein Zelt und schläft dort mit den zehn Nebenfrauen, die David zurückließ – sozusagen als Demütigung des Vaters vor den Augen des Volkes (2. Sam 16,22). In seiner Freude über den Sieg versäumt Absalom allerdings, was strategisch richtig gewesen wäre: Er hält es nicht für nötig, dem geflohenen David mit einer Streitmacht nachzujagen. Er wartet zu lang. David hingegen, den die

zurückgelassenen Spione über alles informieren, findet dadurch Gelegenheit, die eigenen Truppen zu sammeln und zu ordnen. Bald kann David mit neuen Kräften auf die Hauptstadt marschieren. Bevor es zur Schlacht kommt, zeigt sich aber, dass der alte König bezüglich seiner Söhne ein allzu weiches Herz hat. Denn er schärft seinen Kämpfern ein, mit Absalom auf jeden Fall schonend zu verfahren und ihm bloß kein Haar zu krümmen (2. Sam 18,5). Im Walde Ephraim kommt es zu einem blutigen Gemetzel mit vielen, vielen Toten. Die Männer Davids sind siegreich. Und als sie im Wald auf Absalom treffen, muss der sein Reittier wenden und fliehen. Doch wie es das Schicksal will hat Absalom eine wilde Mähne auf dem Kopf – er hat besonders lange, kräftige Haare. Und wie er zwischen dem Bäumen davonreitet, verfängt sich sein Haar in den Zweigen einer Eiche. Absalom bleibt hängen, das Reittier läuft unter ihm weg, und er schwebt hilflos zwischen Himmel und Erde. Seine Verfolger zögern trotz der günstigen Gelegenheit, ihn zu töten. Denn David hat ja ausdrücklich geboten, seinen Sohn zu verschonen. Hauptmann Joab fackelt aber nicht lange, sondern nimmt drei Stäbe und stößt sie dem Absalom ins Herz, der noch lebend an der Eiche hängt. Und so wird David zum Sieger dieser Schlacht. Seine Leute haben ihm unter großen Opfern den Thron zurückerobert. Doch gebührend gefreut hat er sich nicht. Sondern er jammert, weint und klagt stattdessen um den Sohn – und verdirbt damit seinen Soldaten die Siegesfeier. Der König grämt sich fast, als hätten seine Männer eine Niederlage erlitten. Dem Hauptmann Joab wird das aber irgendwann zu bunt und er sagt zu David: „...du lässt heute merken, dass dir nichts gelegen ist an den Obersten und Kriegsleuten. Ja, ich merke heute wohl: wenn nur Absalom lebte und wir heute alle tot wären, das wäre dir recht“ (2 Sam 19,7). David reißt sich daraufhin zusammen und hat nun seinen Thron zurück. Aber wozu eigentlich – und für was? Der alte Mann hat das Gerangel um die Krone noch einmal gewonnen. Aber wird er nun die Kraft haben, seine Nachfolge selbst zu regeln? Nein! David ergeht es wie vielen Mächtigen. Er klebt an seiner Macht. Er duldet niemanden neben sich und lässt niemand hochkommen. Er bestimmt auch keinen Nachfolger. Und erst als er geistig nicht mehr auf der Höhe ist (1. Kön 1), und wieder einmal einer seiner Söhne gegen ihn putscht, gelingt es seiner Frau Batseba und dem Propheten Nathan, den alten Mann hereinzulegen. Sie erinnern den Greis einfach an ein Versprechen, dass er nie gegeben hat. Sie behaupten übereinstimmend, er habe Salomo den Thron versprochen. Und der verwirrte alte Mann, der offenbar selbst nicht mehr weiß, wem er was versprochen hat, fällt darauf herein und bestätigt nun öffentlich, dass er seinen Sohn Salomo zum König und Nachfolger bestimmt habe. Wahrlich – wenn es schwer ist, politische Macht zu erringen, so ist es offenbar noch viel schwerer, sie mit Anstand wieder herzugeben. Und wie in der ganzen Weltgeschichte, weiß man auch im Alten Testament nicht recht, ob man die Protagonisten bedauern soll. Denn eigentlich trifft es einen jeden verdientermaßen: Amnon wird von Absalom ermordet, weil er seine Schwester vergewaltigt hat. Und Absalom, der trotz seiner Bluttat an den Hof zurückkehren darf, dankt David die Nachsicht, indem er

ihn vom Thron verjagt. Absalom selbst, der den Aufstand mit dem Leben bezahlt, wird uns nicht sonderlich leidtun. Und auch David, dem einst so listigen Fuchs, geschieht es recht, dass er am Ende selbst überlistet wird. Wirklich zu bedauern sind hingegen Tamar und die Soldaten, die in dem unsinnigen Machtkampf zwischen Vater und Sohn ihr Leben lassen. So liegt es nahe, die Bibel an dieser Stelle zuzuklappen und in das alte Klagelied einzustimmen, dass Machtgier vielen den Charakter verdirbt. Doch dazu steht's wahrscheinlich nicht in der Heilige Schrift, dass wir mit dem Finger auf „die da oben“ zeigen. Sondern wir dürfen uns ruhig auch selbst fragen, wo wir über andere zu herrschen versuchen. Denn das geschieht nicht bloß durch äußere Machtmittel, sondern ebenso auf subtile und verborgene Weise – in der Familie, in der Schule, im Betrieb und im Verein. Wer sich prüft, entdeckt vielleicht, dass auch in ihm ein David und ein Absalom steckt, ein Tyrann und ein Rebell. Mit dem Gerangel um die Macht sind wir irgendwie alle beschäftigt! Doch Jesus (daran sollten wir uns erinnern) fand keinen Gefallen an solcher Konkurrenz. Er warnte seine Jünger vor falschem Ehrgeiz und sprach: „Ihr wisst, dass die Herrscher ihre Völker niederhalten und die Mächtigen ihnen Gewalt antun. So soll es nicht sein unter euch; sondern wer unter euch groß sein will, der sei euer Diener; und wer unter euch der Erste sein will, der sei euer Knecht“ (Mt 20,25-27). Nun, vom Dienen verstand Absalom wohl ebenso wenig wie sein Vater. Sie sind sich im Grunde sehr ähnlich. Und so hängt Absalom da im Baum – und stirbt uns allen zur Warnung.

Von den bösen Weingärtnern



The Son of the Vineyard / James Tissot, Public domain, via Wikimedia Commons

„Da sprach der Herr des Weinbergs: Was soll ich tun? Ich will meinen lieben Sohn senden; vor dem werden sie sich doch scheuen. Als aber die Weingärtner den Sohn sahen, dachten sie bei sich selbst und sprachen: Das ist der Erbe; lasst uns ihn töten, damit das Erbe unser sei!“ (Lk 20,13-14)

Die Gleichnisse Jesu sind beliebt. Denn er versteht sich auf die Kunst, himmlische Zusammenhänge an irdischen Beispielen zu verdeutlichen und damit schwierige Dinge auf anschauliche Weise darzustellen. Er redet vom Sämann, der auf dem Feld arbeitet, vom Hirten, der ein Schaf vermisst, und von der Frau, die einen Groschen sucht. Seine Gleichnisse knüpfen an die alltägliche Wirklichkeit an und sind dadurch für jeden verständlich. Denn auch wenn Jesus von Gottes Reich und von hohen Dingen spricht, redet er doch niemals abstrakt wie ein Gelehrter, sondern

stets konkret in plausiblen Bildern und Geschichten. Nur das Gleichnis von den bösen Weingärtnern (Lk 20,9ff.) scheint diesbezüglich aus dem Rahmen zu fallen. Denn das ist merkwürdig. Und die Handlung scheint, wenn man genauer hinsieht, geradezu widersinnig. Die Ausgangssituation ist noch gut verständlich. Da ist ein fleißiger Mensch, der Geld und Arbeit in einen Weinberg investiert. Er bereitet den Boden vor und pflanzt gute Weinstöcke, er zieht außenherum einen Zaun, gräbt eine Kelter zur Verarbeitung der Trauben und baut auch noch einen Turm dazu. Das Ganze verpachtete er dann an Weingärtner und geht außer Landes, wobei vereinbart wird, dass der Pachtzins nicht bar zu zahlen ist, sondern in einem gewissen Anteil der Ernte bestehen soll. Das alles dürfte zur Zeit Jesu üblich gewesen sein. Und so ist es auch normal, dass der Besitzer des Weinbergs zur Erntezeit einen Knecht zu dem Weinberg schickt, damit er von den Weingärtnern seinen Anteil an den Früchten holt. Die Pächter des Weinbergs stellen sich allerdings quer und verweigern, was sie schuldig sind. Vielleicht denken sie, der Besitzer des Weinbergs sei zu weit weg, um seine Ansprüche durchsetzen zu können. Jedenfalls wollen sie die ganze Ernte für sich behalten und meinen, sie kämen damit durch. Sie verprügeln den Knecht und schicken ihn mit leeren Händen fort. Wenn wir nun aber die Reaktion des Eigentümers betrachten, wird es merkwürdig. Denn der erkennt, dass man ihn betrügen will, er sieht, was mit dem ersten Knecht geschehen ist, und schickt daraufhin einen zweiten los, der wiederum versuchen soll, die Außenstände einzutreiben. Dem geht es nicht anders als dem ersten Boten. Die ungetreuen Pächter schlagen ihn auf den Kopf, machen sich über ihn lustig und jagen ihn davon. Spätestens hier denkt man, der Weinbergbesitzer müsste erkennen, dass es keinen Sinn hat, immer wieder einzelne Männer dorthin zu schicken – ohne Bewaffnung oder Unterstützung durch die Polizei. Doch der Grundbesitzer scheint nicht lernfähig zu sein. Er schickt wieder einen Knecht allein, der wie zu erwarten geschlagen und getötet wird. Man fragt sich, wann der Eigentümer endlich klug wird und Konsequenzen zieht. Man fragt sich, wann er eine Strafexpedition organisiert, ein Gericht einschaltet oder ein Inkasso-Unternehmen. Doch stattdessen tut er etwas geradezu Wahnsinniges. Denn einen hat er noch übrigbehalten: seinen lieben Sohn! Und ausgerechnet den schickt er zuletzt auch noch zu den Pächtern des Weinbergs und sagte sich: „Ich will meinen lieben Sohn senden; vor dem werden sie sich doch scheuen“ (Lk 20,13). „Warum sollten sie?“ – denkt man als Leser und greift sich an den Kopf. Warum sollten die Pächter nach so vielen Verbrechen vor einem weiteren zurückschrecken? Und wie kann der Mann so dumm sein, gerade seinen Sohn dorthin zu schicken, wo er mit einiger Sicherheit erschlagen wird? Was für ein Narr ist dieser Vater? Tatsächlich kommt es, wie es kommen muss. Die Weingärtner sind skrupellos und sagen sich: „Ah, da kommt der Erbe des Weinbergs. Wenn wir den auch noch umbringen, gibt der Vater vielleicht auf, und der Weinberg gehört uns!“ Sie nehmen den Sohn, töten ihn und werfen seinen Leichnam hinaus vor den Weinberg. Nachdem Jesus so weit erzählt hat, fragt er die Umstehenden: „Was wird nun der Herr des Weinbergs mit ihnen

tun?" (Lk 20,15). Und Jesus antwortet selbst: „Er wird kommen und diese Weingärtner umbringen und seinen Weinberg ändern geben" (Lk 20,16). Damit endet das Gleichnis. Und man wundert sich, dass es derart aus dem Rahmen fällt. Denn – anders als die übrigen Gleichnisse – erzählt dieses eine höchst unglaubwürdige Geschichte. Das Ganze könnte in dieser Weise nie stattfinden, denn kein liebender Vater würde seinen Sohn so mutwillig in Gefahr bringen! Wenn's Jesu aber gewiss nicht an Erzählkunst oder Realitätssinn mangelt, warum leuchtet sein Gleichnis dann so wenig ein? Nun, in Jesu Verkündigung ist nichts zufällig – auch das Irritierende hat seinen Sinn. Und den erfassen wir, sobald uns klar wird, dass Jesus hier nicht von einem Kriminalfall redet, sondern in verhüllter Weise seine eigene Geschichte erzählt. Wie alle Gleichnisse besteht auch dieses aus einer Bildhälfte (von der offen gesprochen wird) und einer Sachhälfte (die eigentlich gemeint ist). So ist mit dem Weinbergbesitzer Gott gemeint. Der Weinberg steht für Gottes Stadt Jerusalem. Und die untreuen Pächter sind das Volk Israel. Mit den Knechten, die ausgesandt werden, sind die Propheten des Alten Testaments gemeint. Und der Sohn des Weinbergsbesitzers, das ist Jesus selbst, der Sohn Gottes, der – bald nachdem er die Geschichte erzählt hat – tatsächlich unter die Räder kommt und vor den Toren Jerusalems gekreuzigt wird. Jesus deutet im Gleichnis sein eigenes Schicksal. Die Merkwürdigkeiten der Bildhälfte rühren aber daher, dass sie ganz auf die Sachhälfte hin konstruiert ist. Denn tatsächlich geht es hier um Gott und sein untreues Volk. Israel, das Land der Verheißung, ist Gottes Eigentum. Und es wird schon bei Jesaja als ein Weinberg beschrieben, um den Gott sich redlich bemüht (Jes 5). Gott befreit sein Volk aus Ägypten und führt es ins gelobte Land, um es dort zu verwurzeln, wie man Weinstöcke einpflanzt in gut vorbereiteten Boden. Gott hat seinen Weinberg sorgfältig umgegraben, bewässert und gepflegt. Und er hat auch nicht vergessen, einen schützenden Zaun darum zu ziehen. Da er's aber an Fürsorge nicht fehlen ließ, konnte er erwarten, dass Israel ihm gute Früchte bringt, und die investierte Mühe sich auszahlt. Gerechtigkeit und Barmherzigkeit wären angemessene Früchte gewesen! Treuen Gehorsam, fröhlichen Glauben und schöne Gottesdienste hätte Gott sehen wollen! Doch er wird um seine Ernte betrogen. Denn Israel bricht den Bund und wendet sich fremden Göttern zu. Die vielen Knechte, die Gott daraufhin aussendet – das sind die Propheten des Alten Testaments, die in Gottes Namen drohen, locken und mahnen. Sie rufen Gottes Volk zur Ordnung und werden zum Dank dafür verhöhnt, geschlagen und getötet. Keiner von ihnen hat dauerhaften Erfolg. Zuletzt aber sendet Gott seinen Sohn zum Weinberg. Der macht sich auf den Weg zu den ungetreuen Pächtern. Die aber töten auch Gottes Sohn, indem sie ihn aus dem Weinberg hinauswerfen (hinaus aus Jerusalem) und ihn draußen vor der Stadt ans Kreuz schlagen.

Israel verkennt den Messias. Und der Erbe des Weinbergs lässt sein Leben. Was aber ist das Ende vom Lied? Gibt der Weinbergbesitzer nun auf? Keineswegs, sagt Jesus, sondern: er wird kommen, um die untreuen Pächter zu strafen und seinen schönen Weinberg anderen zu geben. Das Gottesvolk des Alten Bundes hat sein

Erbe vorerst verspielt. Und der Weinberg wird anderen anvertraut, die Gottes Recht besser respektieren und bereitwillig guten Früchte des Glaubens bringen. Mit denen schließt Gott einen neuen Bund, der besiegelt wird durch Christi Blut. Man könnte das Gleichnis also zum Anlass nehmen, um über das schwierige Verhältnis von Juden und Christen nachzudenken. Und da wäre vor allem von der Hoffnung zu reden, dass wir einst wieder zusammenfinden. Doch scheint mir ebenso wichtig, dass wir über Gottes Geduld staunen, die Jesus hier als sehr groß beschreibt – und doch keineswegs als unendlich. Er hat sein Weinberggleichnis nämlich nicht „schlecht erzählt“, sondern es kommt uns „unglaublich“ vor, weil es die Heilsgeschichte abbildet und dabei Gottes Geduld herausstellt. So wenig die Geschichte vom verlorenen Sohn einen „normalen“ irdischen Vater beschreibt, so wenig haben wir es hier mit einem gewöhnlichen Weinbergbesitzer zu tun. Und dass uns sein Verhalten irritiert, liegt durchaus in der Absicht des Erzählers. Denn so wie der himmlische Vater seinen Sohn hingibt in einen erwartbaren Tod, so würde ja kein Mensch handeln! Unsere Verwunderung ist sachgemäß und vom Erzähler beabsichtigt. Denn dass Gott nach all den schlechten Erfahrungen, die er mit uns Menschen gemacht hat, dennoch seinen Sohn schickt: diese Hinwendung zur Welt der Sünder ist sehr zum Staunen. Schließlich weiß Gott vorher, in welche Gesellschaft sein Sohn auf Erden geraten wird. Gab es je einen Propheten, den die Welt nicht hasste? Wurden nicht alle Gottesmänner, die der Menschheit ins Gewissen reden wollten, kaltgestellt, weggesperrt oder umgebracht? Nachdem man sie unschädlich gemacht hat, baut man den toten Propheten Denkmäler und tut so, als teilte man ihre Ideale. Doch liegt es den Menschen fern, sich dem Anspruch Gottes wirklich zu beugen. Und Gott weiß das nur zu gut! Trotzdem zeigt er lange Geduld und unternimmt schließlich mit der Sendung Jesu den ultimativen Schritt zur Wiedergewinnung seines Weinbergs. Gott schickt keine weiteren Propheten, sondern wird selbst Mensch, obwohl er weiß, dass er sich damit seinen Feinden ausliefert. Er kommt zu uns, als zu ungetreuen Pächtern, die ihm seit langem nicht geben, was ihm zusteht. Und weil wir schon viele seiner Boten auf dem Gewissen haben, wird auch Jesu Sendung zum Himmelfahrtskommando. Denn wo uns Gott so nahe kommt wie in seinem Sohn, da stört er unsere Kreise. Sehenden Auges liefert sich Jesus einer Meute aus, die seine Nähe nicht ertragen kann. Und der wahrhaft Gute, der sich im Lager der Bösen zu erkennen gibt, wird auch prompt als Provokation empfunden. Am Kreuz sieht er dann, was er davon hat! Doch was Jesu Gleichnis noch nicht verrät: Gerade aus seinem Kreuz geht ein neuer Bund hervor, der wider Erwarten voller Gnade ist und uns zu Erben der Verheißung macht, weil der Tod Jesu nicht so sinnlos ist, wie der Tod des Sohnes im Gleichnis erscheint, sondern tief sinnvoll ist – als stellvertretender Tod zur Erlösung der Sünder. Auf verblüffende Weise werden jene, die Gott ablehnen, von ihm angenommen. Ganz unverdient werden die Sünder, für die Christus starb, zu neuen Pächtern des Weinbergs. Mit solch einer Wendung konnte niemand rechnen. Und doch sollten sich die Begünstigten nun beeilen, ihre Chance zu nutzen. Denn das

Gleichnis zeigt deutlich genug, dass Gott – bei aller Geduld und Milde – seinen Anspruch doch niemals aufgibt. Und wenn er uns gegenübertritt, kommt er auch nicht als Bittsteller, sondern kann erwarten, dass wir ihm Früchte der Liebe und des Glaubens bringen. Wie steht's also mit dem Ertrag unseres Lebens? Findet Gott bei uns klare Bekenntnisse, gute Werke und christliche Tugenden? Ist sein Anspruch unbestritten? Oder tun wir immernoch, als gehörte unser Leben uns? Eins dürfen wir jedenfalls nicht tun: Wir dürfen nicht mit Schadenfreude auf jene untreuen Pächter schauen, die abgestraft wurden. Sondern wir sollten aufpassen, dass wir den Weinbergbesitzer nicht ebenso falsch einschätzen wie sie. Denn so groß seine Geduld auch sein mag – unendlich ist sie nicht.

Hiobs großer Glaube



*Hiob und seine Freunde / Eberhard von Wächter (1762–1852),
Public domain, via Wikimedia Commons*

Fragt man in einer christlichen Gemeinde nach Vorbildern des Glaubens, so werden Abraham, Mose und Jeremia genannt, Petrus, Paulus, Augustinus, Luther oder Bonhoeffer. Doch selten denkt jemand an Hiob. Denn der wird viel zu oft auf seine Leiden reduziert, so als habe er sie nur passiv ertragen – und weiter nichts. Manchmal wird er für seine Geduld gerühmt. Doch hat er sein Leid keineswegs still hingenommen. Und seine Geduld hielt sich durchaus in Grenzen! Wohl steht am Anfang des biblischen Buches, Hiob habe mit seinem Schicksal nicht gehadert. Nach vielen guten Tagen ist er bereit, aus Gottes Hand auch schlechte anzunehmen. Doch wenn man weiterliest, zeigt der Hauptteil des Buches einen ungeduldigen und keineswegs „schicksalsergebenen“ Mann. Vielmehr erweist sich Hiob als ausgesprochen rebellisch. Denn schließlich weiß er nicht, warum er leiden muss. Er ahnt nicht, dass Gott mit dem Teufel eine Wette laufen hat, deren Gegenstand er ist (Hiob 1,1 - 2,10). Der Teufel unterstellt, Hiob sei nur deshalb gläubig und gut, weil Gott ihn immer gut behandelt und mit Glück überhäuft hat. Gott aber meint, so sei das keineswegs, sondern Hiobs Glaube sei unabhängig von seinem Wohlergehen und werde sich darum auch im Unglück als echt erweisen. Wer Recht hat, zeigt sich natürlich erst, wenn Hiob tatsächlich verliert, was ihm lieb und teuer ist – um es auszuprobieren, muss man ihn in Not und Elend stürzen! Doch Hiob weiß nicht, dass er einer Prüfung unterzogen wird. Er kommt nicht drauf, dass darum all seine Kinder an einem einzigen Tag sterben, und auch sein gesamter Besitz

geraubt wird. Er ahnt nicht, dass er darum von ekligen Hautkrankheiten geplagt wird. Gott hat mit dem Teufel gewettet, dass Hiobs Glaube solche Prüfungen übersteht: das ist der Grund! Doch Hiob macht nicht lange den Eindruck, als wollte er sich als „großer Dulder“ bewähren. Sondern bald fängt er an, lauthals mit Gott zu streiten – und auch mit einigen Freunden, die gekommen sind, um ihm beizustehen. Während diese Freunde immer wieder beteuern, Gott sei gerecht und verhängte solches Leid bestimmt nicht umsonst (Hiob müsse also schwer gesündigt haben und wolle es bloß nicht zugeben), beteuert Hiob immer wieder seine Unschuld und klagt Gott des Unrechts und der Willkür an. Er ist keiner, der einfach vor sich hin leidet und dabei die Klappe hält! Er ist nicht willens, all diese Plagen hinzunehmen! Und schon gar nicht will er von den Freunden hören, er sei an seinem Elend selbst schuld. Sondern im Gegenteil hält er lange Reden darüber, dass er nicht verdient habe, was Gott ihm antut. Immer wieder fordert Hiob Gott heraus, sich doch endlich seinen Beschwerden zu stellen, ihm endlich Rede und Antwort zu stehen und zuzugeben, dass ihm sein Leid willkürlich zugemutet sei. Ja, in seiner Verzweiflung streift Hiob nur knapp an der Gotteslästerung vorbei! Er trommelt sozusagen mit den Fäusten an Gottes verschlossene Tür. Er schreit Zeter und Mordio! Und dieser rebellische Hiob, der beständig Vorwürfe gegen Gott erhebt, der nicht dulden und sich auch nicht fügen will – eben der ist mir ein großes Vorbild im Glauben, weil er gegen allen Augenschein und sozusagen „gegen besseres Wissen“ nicht glaubt, dass Gott so sei, wie er zu sein scheint. Hiob glaubt einfach nicht, dass Gott im tiefsten Herzen so ungerecht sei, wie es nach Hiobs grausamem Schicksal den Anschein hat. Hiob glaubt nicht, dass Gott so unfair und so vernagelt sei, wie er ihm begegnet. Hiob besteht darauf, dass Gott in Wahrheit anders ist! Er sagt das Gott auch ins Gesicht! Und er pfeift dabei auf die Erfahrung der Freunde, die ihm raten wollen, er pfeift auf alle Mäßigung dem Himmel gegenüber – und hört nicht auf, nach dem Gott zu schreien, der sich ihm nicht zeigen will. Ja, dieser Mann legt sich ganz offen mit Gott an. Er weiß zwar genau, dass er ein Zwerg ist, der einem Riesen gegen das Schienbein tritt. Er tut's aber immer wieder und fordert, Gott solle endlich zugeben, dass er im Unrecht sei! Eine größere Provokation ist kaum denkbar. Und man fragt mit Sorge, wie lange Gott sich Hiobs Frechheiten wohl anhören wird! Aber der hat nichts mehr zu verlieren, außer vielleicht seinem Verstand. Und an einem bestimmten Punkt, scheint Hiob dann auch wirklich ins Irrationale abzuleiten. Denn im 19. Kapitel machen seine Gedanken einen seltsamen Sprung. Hiob wendet sich an seine Freunde und lamentiert in der bekannten Weise: Merkt doch endlich, dass Gott mir Unrecht tut! Er hat meinen Weg vermauert. Er hat mich zerbrochen. Er hat meine Hoffnung ausgerissen wie einen Baum. Gottes Zorn ist über mich entbrannt. Er achtet mich seinen Feinden gleich. Mein Gebein hängt nur noch an Haut und Fleisch. Und allein das nackte Leben brachte ich davon. Doch mitten aus dieser Klage erhebt sich Hiob in verwegener Zuversicht und sagt plötzlich: „Aber ich weiß, dass mein Erlöser lebt, und als der letzte wird er über dem Staub sich erheben. Und ist

meine Haut noch so zerschlagen und mein Fleisch dahingeschwunden, so werde ich doch Gott sehen. Ich selbst werde ihn sehen, meine Augen werden ihn schauen und kein Fremder" (Hiob 19,25-27).

Es ist zu diesem Zeitpunkt rein gar nichts zu erkennen, was Hiob zu solcher Zuversicht berechtigen könnte. Der Mann sitzt in der Asche und schabt seine eiternden Wunden. Er ist dem Tode nah. Und doch durchbricht etwas Mächtiges sein Klagelied – und unvermittelt erhebt sich aus größter Depression heraus dies scheinbar grundlose, aber frohe Bekenntnis trotzigen Glaubens: „Ich weiß, dass mein Erlöser lebt, und als der letzte wird er über dem Staub sich erheben.“ Man fragt sich, woher Hiob das in dieser Situation nimmt. Und man fragt sich, wie er's meint. Doch offenbar rechnet er damit, dass ihm in seinem großen Streit mit Gott bald ein Helfer zur Seite tritt. Das hebräische Wort, das hier mit „Erlöser“ wiedergegeben wird, kann auch einen Fürsprecher bezeichnen, einen Rechtsanwalt, einen, der für den Angeklagten eintritt, einen Retter und Befreier, der Schutz gewährt. So ein „Erlöser“, meint Hiob, werde sich als letzter über dem Staub erheben, wenn nach der Schlacht der Pulverdampf verflogen ist – ja, er werde ihm noch im völligen Vergehen seines Leibes Recht schaffen, so dass seine Augen Gott sehen. Die Ausleger sind sich nicht einig, ob Hiob an ein Geschehen noch vor seinem Tod denkt – oder an eines nach seiner Auferstehung. Hiob selbst scheint das aber auch wenig zu kümmern, wenn das Ergebnis nur ist, dass er mit eigenen Augen Gott schaut, und Gott sich ihm nicht weiter entzieht. Gott ist ihm momentan noch tief verborgen, wie einer, der das wilde Klopfen an seiner Haustür ignoriert und – den Kontakt beharrlich verweigernd – nicht aufmacht. Aber Hiob weiß, dass Gott zuhause ist! Er weiß, dass sein Erlöser lebt! Und wenn der sich nur als Letzter über dem Staub erhebt und sich sehen lässt, ist dem Hiob egal, was von seinem geschundenen Leib noch übrig sein mag, denn so oder so wird er Gott sehen, und Gottes Schweigen wird enden. Das ist wahrlich eine verwegene Zuversicht, die Hiob bekundet, indem er halb tot und fast schon besiegt seinen Triumph ankündigt und erwartet, rehabilitiert zu werden. Man weiß nicht, woher er das nimmt! Das Erstaunlichste ist aber, dass er als seinen „Erlöser und Verteidiger“ keinen anderen erwartet als den Gott, der ihn so grundlos angegriffen hat. Denn wer sollte der „Erlöser“ schon sein, wenn nicht Gott selbst? Und gegen wen sollte dieser „Erlöser“ Hiob verteidigen, wenn nicht gegen Gott? Der an Leib und Seele ruinierte Mann appelliert tatsächlich an Gott, auf dass Gott ihn gegen Gott verteidigen möge. Denn er glaubt Gott ganz „anders“ als er ihn momentan erlebt. Hiob glaubt gegen alle Vernunft und Erfahrung an Gottes Güte und Gerechtigkeit. Er weigert sich, gelten zu lassen, was allen anderen offenkundig erscheint, und besteht trotz darauf, dass Gott sich am Ende als der erweisen wird, der er in Wahrheit ist. Die Willkür und Grausamkeit, die Gott momentan an den Tag legt, wird sich als Maske erweisen. Gott wird diese Maske zuletzt fallen lassen. Und Hiob wird darin Recht behalten, dass er sich von Gottes feindseliger Verstellung nicht täuschen ließ. Denn er kennt Gott tatsächlich besser, als seine Freunde ihn kennen. Und

während Hiobs Frau ihm sogar rät, Gott zu verfluchen, sich von ihm abzuwenden und zu sterben, lässt Hiob nicht locker – auch wenn ihm die Haut in Fetzen herunterhängt. Er vertraut auf Gott, auch wenn der ihm keinen Grund dazu gibt, und will mit seinem Gottvertrauen sogar gegen Gott noch Recht behalten. Eben das aber nenne ich wirklich „großen Glauben“. Denn der interessiert sich nicht dafür, ob sich sein Vertrauen in absehbarer Zeit „lohlen“ wird – oder ob es ausreichende „Gründe“ anführen kann. Dieser Glaube ist unabhängig von der Stimmungslage, unabhängig vom Augenschein und von Erwägungen der Wahrscheinlichkeit. Es ist unbedingter Glaube. Und darum meine ich, dass der Teufel seine Wette genau in dem Moment verloren hatte als Hiob diese Worte sprach: „Ich weiß, dass mein Erlöser lebt, und als der letzte wird er über dem Staub sich erheben.“ Denn das ist ein Glaube, der sich nicht mal von Gott selbst irritieren lässt. Und genau solchen Glauben will Gott bei uns finden. Denn wenn die Sonne scheint und es allen gut geht, ist es ja keine Kunst, auf Gottes Güte zu vertrauen. Wenn wir bekommen, was wir meinen zu verdienen, fällt es leicht, an Gottes Gerechtigkeit zu glauben! Doch wenn Gott sich feindlich stellt und uns zu ignorieren scheint, zeigt sich, ob unser Glaube die Kraft hat, sich vor Gott zu Gott zu flüchten und genug Biss hat, sich nicht abschütteln zu lassen. Als Vorbild solchen Glaubens sollte uns Hiob gelten – und nicht als „stiller Dulder“! Denn was ist so toll daran, wenn einer hinnimmt, was er sowieso nicht ändern kann? Und was wäre an Hiob so bemerkenswert, wenn er bloß passiv schluckte, was ein rätselhafter Gott über ihn verhängt? Wäre das lobenswert gewesen, wenn Hiob sich unterwürfig und mürrisch seinem Leiden überlassen hätte? Wäre es gut gewesen, sich eine Schuld einzureden, die vermeintliche „Strafen“ erklärt, nur damit die theologische Rechnung aufgeht? War es nicht viel ehrlicher, dass Hiob es „seltsam“ nannte, als Gott sich seltsam verhielt? Ich meine, ein Überspielen der inneren Widersprüche hätte Gott viel weniger gefallen als Hiobs beharrliche Empörung. Und das Ende des biblischen Buches beweist das. Denn zuletzt bekommt Hiob Recht. Gott hüllt sich nicht endlos in Schweigen, sondern erscheint auf der Bühne des Geschehens. Der Riese, gegen dessen Schienbein Hiob unablässig getreten hat, lässt sich herausfordern. Er wäscht dem Hiob gründlich den Kopf und weist ihn in die Schranken. Gott gibt aber doch zu verstehen, dass ihm Hiobs aufmüpfiges Verhalten besser gefiel als das seiner allzu klugen Freunde, die durch eine theologische Unterstellung (das Ergehen eines Menschen müsse aus entsprechendem Tun resultieren) mehr „erklären“ wollten, als sie tatsächlich wissen konnten. Die Freunde werden als schlechte Ratgeber arg gescholten, während Gott den Hiob heilt, rehabilitiert und vielfach entschädigt. Natürlich wird er vorher zusammengestaucht, weil er in seiner Empörung den Mund ja wirklich zu voll nahm (Kap. 38,1 - 42,6). Doch zuletzt belohnt ihn Gott für die verwegene Zuversicht, mit der er Gott gegen Gott zu Hilfe rief (Kap. 42,7ff). Er belohnt Hiob dafür, dass er sich mit dem Unverständlichen nicht abfinden wollte. Und er belohnt ihn auch dafür, dass er Gott anders glaubte, als Gott sich ihm zeigte. Denn eben dadurch hat Gott seine Wette gewonnen.

Dieser Hiob, der auch im größten Leid nicht aufhörte an Gottes Tür zu trommeln und sich von keiner Seite Hilfe erhoffte als von Gott allein – dieser Hiob, der keinen heißeren Wunsch hatte als von Gott gesehen zu werden und den Kontakt wiederherzustellen: dieser Hiob war Gott gerade recht. Er war sehr zornig, aber dabei auch anhänglich! Und seine wüsten Klagen haben Gott längst nicht so gestört, als wenn sich Hiob resignierend von Gott abgewandt hätte. Vielmehr – da Hiob so fest glaubte, dass sein Erlöser lebt, sollte er auch erfahren, dass er lebt! Denn Gott gefällt es, bei seiner Güte behaftet zu werden, auch wenn er sie gerade verbirgt – und bei seiner Treue behaftet zu werden, auch wenn er sich gerade feindlich stellt. Welche Nutzenanwendung davon zu machen ist, liegt aber auf der Hand. Denn Hiob ist ein Vorbild im Glauben, das uns ermutigt, Gott in den Ohren zu liegen und in verwegener Zuversicht seine Antwort zu erwarten – auch wenn er lange schweigt. Ein Leben lang mit Gott zu streiten ist auch eine Art, mit ihm in Kontakt zu bleiben. Und es ist tausendmal besser, als sich gleichgültig von Gott abzuwenden! So lehrt uns Hiob nicht Passivität oder Resignation, sondern eine Art heiliger Penetranz, die selbst dann noch mit Gott im Gespräch bleibt, wenn dieses Gespräch aus einseitigem Klagen, Heulen und Schreien besteht. Auch das zeugt noch von Leidenschaft, wenn wir uns in unsrer Not an keine andere Adresse wenden und von niemandem Hilfe erwarten als vom Schöpfer allein. Gebe darum Gott, dass wir uns von Hiobs Haltung eine Scheibe abschneiden – und zu gegebener Zeit selbst erleben, was Hiob so herrlich erfahren durfte. Denn auch wir gehen irgendwann auf eine äußerste Bedrängnis zu, in der uns alles genommen wird. Und auch wir dürfen dann wissen, dass unser Erlöser lebt und als der letzte sich über dem Staube erheben wird.

Goethes "Faust" im Wahn



*Faust und Mephisto beim Schachspiel / Anonym - Unknown author,
Public domain, via Wikimedia Commons*

Kennen sie Goethes „Faust“? Den meisten wird er wohl geläufig sein. Denn lange war der „Faust“ Pflichtlektüre in der Schule. Und wer ihn dort nicht lesen musste, wird das Stück irgendwann im Theater gesehen haben – oder auch den Film mit Gustav Gründgens. Es geht da um den Gelehrten Dr. Faust, der einen Pakt mit dem Teufel schließt, der dann mit des Teufels Hilfe das unschuldige Gretchen für sich gewinnt und es ganz furchtbar ins Unglück stürzt. Was ich an der Sache aber nie verstand, ist, was den Dr. Faust antreibt. Denn was um alles in der Welt nötigt ihn, sich mit dem Teufel einzulassen? Ist der Mann etwa arm und leidet Hunger – oder ist er im Gefängnis und will frei werden? Nein! Fehlt's ihm an Bildung oder an gesellschaftlichem Ansehen? Nein! Ist er so alt, so hässlich oder missgestaltet, dass er ohne okkulte Hilfe keine Frau für sich gewinnen könnte? Nein! Wozu also ein Bund mit dem Teufel? Wenn Gott den Faust schlecht ausgestattet und benachteiligt hätte, könnte man's vielleicht verstehen. Aber der Mann ist ein allseits

geachteter Hochschullehrer, ein gewiss nicht schlecht besoldeter Professor. Er ist weder alt noch hässlich, weder arm noch wird er gemieden, und ist neben tadelloser Gesundheit auch noch mit scharfem Verstand begabt. Man fragt sich, was so einem wohl fehlen mag. Mancher wollte gern mit ihm tauschen! Und dennoch ist Faust kurz davor sich umzubringen. Warum? Anscheinend wegen seines ungestillten Wissensdrangs! Faust will ergründen „was die Welt im Innersten zusammenhält“, aber alle Gelehrsamkeit bleibt ihm eine letzte Antwort schuldig. Die Wissbegier des Forschers stößt an Grenzen – und das ärgert ihn. Ja, der unbefriedigt fragende Geist will aus dieser Welt fliehen, die ihm ihre letzten Geheimnisse nicht preisgibt. Aber macht ihn das wirklich klüger, wenn er sich umbringt? Faust tut es denn auch nicht. Denn ein Wunsch nach Grenzüberschreitungen anderer Art hält ihn auf der Erde fest. Kann er das Leben schon nicht ergründen, will er sich ihm wenigstens „in derber Liebeslust“ an den Hals werfen und rauschhaft auskosten, was die Welt an herrlichen Genüssen zu bieten hat. Doch auch hier genügt dem Faust nicht etwa das begrenzte Glück, das Gott jeden Menschen dann und wann in Maßen genießen lässt. Nein! Mit den alltäglichen Freuden, die ein braver Mann dankbar zu schätzen weiß, gibt Faust sich nicht zufrieden. Sondern erst wenn des Glückes Höhepunkt keine Steigerung mehr zu denken erlaubt, erst wenn Faust zum Augenblick sagt „Verweile doch! Du bist so schön!“ – erst dann will er zufrieden sein. Mit einem Wort: Der Herr Doktor möchte um jeden Preis höhere Einsicht erlangen als sie Menschen gegeben ist, und er will auch höhere Glückseligkeit als gewöhnliche Menschen sie erfahren. Es zieht ihn gewaltig, ins Übermenschliche hinauszuwachsen, ins Genialische, Heroische, Titanische. Er hat es auf eine grandiose Steigerung seiner eigenen Person abgesehen, seiner Lebensintensität und seines Machtgefühls! Faust will wohl eher einem Gott gleichen als einer Kreatur! Und genau dazu braucht er den Teufel. Denn auch der wollte einst „sein wie Gott“ und träumte denselben Traum. Wegen dieser Rebellion gegen den Schöpfer wurde der Teufel aus dem Himmel verstoßen. Und auf Erden hat er sogleich Adam und Eva dieselbe kranke Idee ins Hirn gepflanzt, in der Abkehr von Gott könnten sie „werden wie Gott“ (1. Mose 3,5). Faust trifft also im Teufel einen Geistesverwandten. Und er hofft, sich durch einen Pakt mit ihm hier und jetzt überlegener Kräfte zu bedienen, während der Teufel erst auf lange Sicht von der Sache profitiert. Der Teufel verpflichtet sich, dem Faust im Diesseits unbeschränkt dienstbar zu sein und ihm zu ungeahnten Freuden und zu beglückendem Rausch zu verhelfen. Im Jenseits hingegen (so wird es vereinbart) kehren sich die Dinge um. Denn dort muss dann Faust zum Diener des Teufels werden, dem er hier auf Erden seine Seele verschrieben und verkauft hat. Was für ein Wahnsinn – und was für ein schlechtes Geschäft! Die Leistung des Teufels ist zeitlich eng begrenzt wie das Menschenleben selbst. Wozu Faust sich aber im Gegenzug verpflichtet, das ist zeitlich so unbegrenzt wie die Ewigkeit überhaupt! Auf kurzes Vergnügen folgt endlose Reue – wie blöd muss man also sein, diesem Deal zuzustimmen? Was hat den Faust da geritten? Ist seine Gier denn so viel größer als sein Verstand? Die

Erklärung ist wohl einfach, dass der Mensch generell Schwierigkeiten hat, sich mit seiner Rolle als Geschöpf zu bescheiden – und dass er, wenn er einmal verstanden hat, wer Gott ist, nur schwer akzeptieren kann, selbst nicht Gott zu sein. Der Mensch kann's nun mal nicht lassen, sich zu vergleichen. Und wenn er erkennt, dass er in seiner Macht, in seinem Wissen und in seinen Freuden Beschränkungen unterliegt, denen Gott nicht unterliegt, kann er's kaum ertragen, nicht Gott zu sein. Ja, grün vor Neid und erbittert im Gefühl der Benachteiligung will er mit seinem Schöpfer gleichziehen, will auch alles wissen, alles verstehen, alles können, alles dürfen – und das für immer und ewig! Kann er's aber nicht haben, so ist er gekränkt und trotzig wie ein Dreijähriger und ruft: „Pah, wenn ich nicht Gott sein darf, darf Gott das auch nicht. Und wenn ich nicht an mich selbst glauben darf, befreunde ich mich jetzt mit dem Teufel – dann wird Gott sehen, was er davon hat!“ Ist das nicht kindisch? Ja, der angeblich so tiefsinnige Faust erscheint mir überaus kindisch. Er will von allem zu viel, will, was ihm nicht zukommt, und macht in diesem Wahn nicht nur sich selbst unglücklich, sondern auch die Familie der Grete, die er angeblich so sehr liebt. Ein höchst fragwürdiger „Held“ ist das, über den man den Kopf schüttelt. Ein Himmelsstürmer der bedenklichen Art. Gretchen wäre ihm besser nie begegnet. Aber – sind wir dem Faust nicht verwandter als uns lieb ist? Und ist es nicht das Kennzeichen unsrer Zeit, dass der Mensch darauf versessen ist, seine natürlichen Grenzen zu überschreiten, seine Lebenseintensität zu steigern und in freier Selbstbestimmung – durch Technik beflügelt – Gott immer ähnlicher zu werden? Früher war nur Gott „allgegenwärtig“! Inzwischen imitieren wir das aber durch digitale Präsenz, empfangen Nachrichten und Livebilder aus aller Welt, fliegen nach Afrika, skype gleichzeitig mit Südamerika – und sind virtuell überall. Früher war nur Gott „allwissend“! Aber der moderne Mensch ist ihm scheinbar knapp auf den Fersen, entlockt der Natur ihre letzten Geheimnisse, hat überall Kameraaugen, digitale Ohren, Satelliten und Sensoren – und fühlt sich „allwissend“ in Echtzeit, weil er jede Information „googlen“ kann. Früher war nur Gott „ewig“! Doch heute will auch der Mensch ewig leben, bastelt an seinem Erbgut herum, um den eigenen Bauplan zu „optimieren“, will den Tod gentechnisch austricksen – und das eigene Dasein unbegrenzt verlängern. Was aber Gottes Allmacht betrifft: Sind wir da nicht längst auf derselben Spur, dass wir durch Wissenschaft und Fortschritt immer mehr können und alles, was wir können, früher oder später auch tun – die Zerstörung des Planeten inbegriffen? Der Mensch will heute selbst Schöpfer sein und es besser machen als der Herr des Himmels. Er empfängt nicht mehr Gebote Gottes, sondern gibt sich lieber selbst welche. Er erhebt sich zum Richter in eigener Sache. Und mit großer Erlöser-Geste macht er sich daran, die Welt vor dem zu retten, was er ihr selbst angetan hat. Hat das etwa keine Ähnlichkeit mit Fausts Größenwahn, mit seinem Pathos der Grenzüberschreitung und dem Traum, Gott gleich zu werden? Der moderne Mensch möchte ohne Gott auskommen und bedenkt nicht, dass, wer Gott verdrängen will, ihn ersetzen muss! Um die Lücke zu füllen, die Gott hinterlässt, muss der Mensch

an seine Stelle treten und sich selbst vergöttern. Er muss selbst Schicksal spielen und selbst festsetzen, was „gut“ und „böse“ ist. Er muss selbst seinem Leben Sinn verleihen. Und im Himmel gibt's dann auch niemand mehr, dem er anlasten könnte, was schief läuft! Da das jüngste Gericht ausfällt, muss der Mensch selbst für Gerechtigkeit sorgen. Er muss sich als Retter an den eigenen Haaren aus dem Sumpf ziehen – und, da er kein Jenseits erwartet, auch schon im Diesseits selig werden! Ja, wer Gott verdrängen will, muss die verwaiste Rolle selbst übernehmen. Und die Menschheit merkt gerade erst, dass ihr diese Schuhe viel zu groß sind. Sie hat sich weit übernommen, als sie Gott den Abschied gab. Sie ist nun peinlich überfordert. Und Mephisto lacht dazu, weil den Menschen insgesamt charakterisiert, was er über Dr. Faust sagt: „Ihn treibt die Gärung in die Ferne, er ist sich seiner Tollheit halb bewusst; vom Himmel fordert er die schönsten Sterne, und von der Erde jede höchste Lust, und alle Näh und alle Ferne befriedigt nicht die tiefbewegte Brust.“ Freilich: welche Alternative haben wir, wenn wir nicht in diese Falle laufen wollen? Nun, wir können Gott einfach wieder Gott sein lassen – und dabei Mensch bleiben in dem Sinne, dass wir den Unterschied zwischen Schöpfer und Geschöpf nicht nur notgedrungen anerkennen, sondern ihn ehrlich bejahen und neidlos bestehen lassen. So eine fröhliche Bescheidung hilft gegen faustischen Größenwahn! Und eigentlich könnte jeder auf diese Lösung kommen. Denn wir erleben oft genug, wie Unglück daraus entsteht, wenn einer fremde Größe nicht erträgt. Ein unreifer Mensch sieht etwas Grandioses und will's vor Begeisterung gleich verschlingen, will's anfassen und besitzen. Wenn er das aber nicht kann oder darf, beginnt er die fremde Größe zu hassen und herabzusetzen. Er möchte Macht und Glanz selbst haben – oder niemand soll sie haben! Dabei könnte man einfach freudig genießen, was einem anderen gegeben ist. Ich z.B. vermag es einem großen Musikvirtuosen nicht nachzutun. Aber kann ich ihm deshalb nicht dankbar zuhören? Ich kann auch gewiss nicht Ballett tanzen. Aber soll ich darum nicht mit Freude zusehen? Ich habe dabei einen passiven Genuss, ohne mit Mühe die schwere Kunst selbst erlernen zu müssen. Wäre's da nicht sehr dumm, die Talentierten für das zu hassen, was sie mir voraushaben? Doch den faustischen Menschen wurmt es allzu sehr, wenn er nicht selber glänzt. Was ihm begehrenswert und „groß“ vorkommt, das will er selbst besitzen – oder er muss es verdammen. Fremde Vollkommenheit ist ihm ein Ärgernis! Dabei gibt es zwischen dem gierigen An-sich-reißen und dem ärgerlichen Davonlaufen ja auch noch die Möglichkeit der frohen Bescheidung, die ein wenig Demut aufbringt – und darum nicht neiden muss. Sie lässt die Großen groß – und lässt vor allem Gott Gott sein. Sie ist sogar erleichtert, nicht an seiner Stelle zu stehen. Und angesichts seiner Vollkommenheiten wahrt sie den Unterschied zwischen „Teilhaben“ und „Besitzen“, zwischen „Entsprechen“ und „Gleichen“, zwischen „leihweisem Gebrauch“ und „freier Verfügung“. Um an der Kunst eines Geigers teilzuhaben, darf ich ihm die Geige gerade nicht entreißen. Sondern viel besser entspreche ich seiner Kunst, indem ich still bin und lausche. So haben wir beide mehr davon! Denn – ohne dass

ich über sein Spiel verfügen oder es nachmachen könnte – profitiere ich von dem, was der Virtuose mir voraus hat. Und eben so sollten wir es mit Gott halten. Denn auch dem müssen und können wir nicht gleichen, dürfen ihm aber entsprechen. Wir besitzen weder sein Wissen noch seine Macht, empfangen aber doch alles, was er uns in seiner Weisheit und Güte zukommen lässt! Er lässt uns teilhaben – ohne deswegen das Ruder aus der Hand zu geben. Und sind wir auch himmelweit entfernt von seiner Genialität, dürfen wir trotzdem seine Gedanken staunend nachvollziehen. Unsereiner kann ohne vorgegebenes Material nicht das Geringste „erschaffen“. Aber wir dürfen gestaltend auf all das Schöne zugreifen, das Gott gemacht hat. Unser Schöpfer gönnt uns großen Spielraum! Ist der Mensch also gut beraten, Gott seine Vollkommenheiten zu neiden? Was hat ein Grashalm davon, wenn er sich ärgert, keine Eiche zu sein? Er macht sich nur lächerlich. So ein Dr. Faust kommt aber nicht klar mit seiner begrenzten Rolle in der Welt. Er möchte weit überlegen – oder er möchte gar nichts sein. In titanischem Drang strebt er über alle Grenzen hinaus. Seine Geltungsdrang wächst wie ein Krebsgeschwür. Und zu stolz, um sich vor Gott zu beugen, gibt er sich lieber dem Teufel in die Hand. Der Himmelsstürmer fällt dabei nicht nur selbst auf die Nase, sondern reißt auch noch Unschuldige mit. Und diesen Faust haben so viele Generationen für ein Beispiel „heroischer Größe“ gehalten? Einen Mann, der aus maßlosem Ehrgeiz etwas maßlos Dummes tut? Sloterdijk sagt völlig zu Recht: „Der moderne Mensch will die höhere Gewalt nicht erleiden, sondern sein“. Ist dieser Wahn aber ein Kennzeichen unserer Zeit, so besteht Glaube darin, bewusst unzeitgemäß zu denken, sich selbst von Gottes „höherer Gewalt“ klar zu unterscheiden – und diesen Unterschied kein bisschen zu beklagen. Denn der Glaube akzeptiert die menschlichen Grenzen. Er gibt allein Gott die Ehre. Und er bleibt gerade dadurch mit Gott eins, dass er sich unablässig von ihm unterscheidet. Er bejaht die Distanz, die Gott zwischen sich und seine Geschöpfe gelegt hat. Und er gewinnt gerade dadurch die größtmögliche Nähe zu Gott. Er besitzt Gottes Vollkommenheit nicht, hat aber rezipierend und staunend daran teil. Er gleicht dem Höchsten nicht, entspricht ihm aber durch freudigen Lobpreis und ungeheucheltes Vertrauen – auch wenn der Geist der Moderne das nicht verstehen will. Nietzsche ruft: „Wenn es Götter gäbe, wie hielte ich's aus, kein Gott zu sein!“ Doch Nietzsche ist tot. Gott lebt. Und der Glaube lehrt, ganz unbefangenen Mensch zu bleiben. Machen wir uns also nicht größer und nicht kleiner als Gott uns schuf. Füllen wir den Ort aus, an den uns Gott gestellt hat. Greifen wir aber nicht nach Sternen, die uns nicht bestimmt sind. Und neiden wir auch niemandem, was er uns voraus hat. Denn so bleiben wir im Konsens mit unserem Schöpfer. Und wer mit ihm Frieden hat, kann auf krumme Geschäfte mit der Unterwelt sehr gut verzichten.

Johannes der Täufer



*The Crucifixion (Ausschnitt), Matthias Grünewald,
Public domain, via Wikimedia Commons*

Der Mann mit der eigenwilligen Frisur und dem groben Gewand ist nicht Jesus, sondern sein Vorläufer und Wegbereiter Johannes der Täufer. Er ist nicht selbst „das Lamm, das der Welt Sünde trägt“ – das sehen wir zu seinen Füßen. Johannes ist aber der erste, der Jesus als dieses Lamm erkennt und die Welt auf ihn als den Messias Israels hinweist (Joh 1,29). Natürlich gab es schon vor ihm die Propheten des Alten Testaments, deren Schriften er in der linken Hand hält. Und viele von ihnen haben den Messias angekündigt und herbeigesehnt. Doch Johannes ist es, der ihm nun nach Jahrhunderten der Erwartung begegnet und ihn identifizieren darf. Er erkennt den Heiland, den Menschensohn und Gottesknecht aus Davids

Stamm, von dem Jesaja, Micha und die anderen nur schreiben konnten. Johannes darf sehen, was zu sehen den anderen versagt blieb! Und so wird er über seiner Entdeckung dann auch ganz zum „Zeigefinger“ und zu einem Hinweisgeber – ja, der ganze große Mann ist ein einziger Verweis auf Christus. Denn was wir in unserem Bild sehen, ist nur ein Ausschnitt. Und tatsächlich steht Johannes rechts unter dem Kreuz Christi, auf das er deutet. Sein Zeigefinger entspricht dabei nicht den anatomisch korrekten Proportionen, sondern ist eindeutig zu groß. Dieser Zeigefinger ist mindestens so lang wie das Gesicht des Johannes breit ist! Aber der Maler, Matthias Grünewald, setzt das ganz bewusst als Mittel ein: Der überdimensionale Finger charakterisiert Johannes als einen Mann, der, obwohl er selbst eine imposante Erscheinung ist, doch nicht im Mittelpunkt stehen will, sondern von sich weg auf Christus verweist. Johannes steht als Letzter der Propheten noch für den alten Bund, der in ihm seinen Abschluss findet. Mit Christus beginnt aber etwas völlig Neues, das noch größere Reichweite hat. Und darum sagt Johannes, was in Latein hinter ihm zu lesen ist: „Illum oportet crescere me autem minui“. „Jener...“ – also Jesus – „...muss wachsen, ich aber muss abnehmen“ (Joh 3,30). Die Zeit der Erwartung ist vorbei. Die Zeit der Erfüllung hat begonnen. Und als ein guter Vorläufer und Wegbereiter öffnet Johannes für Jesus nur die Tür und tritt sogleich bescheiden zur Seite, um dem Größeren Platz zu machen, dem künftig alle Aufmerksamkeit gehören soll. Doch, bevor wir seinem Hinweis folgen: Wer war dieser Mann? Und wo kam er her? Johannes ist ein später Sohn des Priesters Zacharias und seiner Frau Elisabeth. Die beiden sind schon alt und bisher kinderlos geblieben. Nachwuchs ist nicht mehr zu erwarten. Doch eines Tages, als Zacharias im Tempel Dienst tut, besucht ihn der Erzengel Gabriel und kündigt die Geburt des Johannes an. Viel Freude werde Zacharias an seinem Sohn haben, sagt der Engel: „Denn er wird groß sein vor dem Herrn; Wein und starkes Getränk wird er nicht trinken und wird schon von Mutterleib an erfüllt werden mit dem Heiligen Geist. Und er wird vom Volk Israel viele zu dem Herrn, ihrem Gott, bekehren. Und er wird vor ihm hergehen im Geist und in der Kraft Elias, zu bekehren die Herzen der Väter zu den Kindern und die Ungehorsamen zu der Klugheit der Gerechten, zuzurichten dem Herrn ein Volk, das wohl vorbereitet ist“ (Lk 1,15-17). Zacharias kann das nicht recht glauben und wird wegen seines Zweifels mit einer vorübergehenden Stummheit geschlagen. Elisabeth aber, seine Frau, freut sich sehr, dass nun die Schmach der Kinderlosigkeit von ihr genommen wird. Und im sechsten Monat ihrer Schwangerschaft kommt es zur Begegnung mit einer gleichfalls schwangeren Verwandten, die Maria heißt. Als die Frauen sich begrüßen, hüpfte das Kind im Leib der Elisabeth voller Freude, weil der noch ungeborene Johannes das Kind im Leib der Maria erkennt, das Jesus heißen wird. Johannes, als letzter Repräsentant des Alten Bundes, erkennt den Beginn des Neuen Bundes. Und im Hüpfen des Ungeborenen hüpfte gewissermaßen das ganze Alte Testament mit und freut sich über die Erfüllung seiner Verheißungen. Elisabeth wird vom Heiligen Geist erfüllt – und später dann auch Zacharias, der seinem Sohn Großes

voraussagen darf: „...du, Kindlein, wirst ein Prophet des Höchsten heißen. Denn du wirst dem Herrn vorangehen, dass du seinen Weg bereitest und Erkenntnis des Heils gebest seinem Volk in der Vergebung ihrer Sünden, durch die herzliche Barmherzigkeit unseres Gottes, durch die uns besuchen wird das aufgehende Licht aus der Höhe...“ (Lk 1,76-78).

Johannes wird ein halbes Jahr vor Jesus geboren. Dann hören wir aber lange nichts mehr von ihm. Denn erst im Jahr 28 nach Christi Geburt tritt Johannes öffentlich in Erscheinung als Bußprediger und Prophet. Er lebt in der Wüste von Judäa und ist zu einer in mancher Hinsicht erschreckenden Erscheinung geworden. Nicht nur, weil er ein grobes Gewand aus Kamelhaar und einen ledernen Gürtel trägt. Nicht nur, weil er sich von Heuschrecken und wildem Honig ernährt. Sondern vor allem, weil er eine radikal ernste Botschaft verkündigt, die die Menschen erschreckt und aufrüttelt. Johannes verkündet, das Himmelreich sei ganz nahe herbeigekommen, und niemand solle sich einbilden, er sei gut darauf vorbereitet, bloß weil er ein Nachkomme Abrahams ist und die religiösen Traditionen achtet. Vielmehr sei Buße angebracht als radikale Umkehr und Neubesinnung! Es geht Johannes nicht um eine Korrektur des Bisherigen oder um „Reformen“, sondern um einen vollständigen Umbruch und Neubeginn, dessen Zeichen die Taufe ist. Um dem künftigen Zorn zu entrinnen, kann eine gewohnheitsmäßige, halbherzige und rückwärtsgewandte Frömmigkeit nicht genügen. Vielmehr gilt es, sich ganz auf den einzustellen, der nun mit großen Schritten näher kommt – nämlich auf den Messias, dem gegenüber Johannes nur ein kleines Licht ist. „Ich taufe euch mit Wasser“, ruft Johannes, „es kommt aber einer, der ist stärker als ich, und ich bin nicht wert, dass ich ihm die Riemen seiner Schuhe löse; der wird euch mit dem Heiligen Geist und mit Feuer taufen. In seiner Hand ist die Wortschaufel, und er wird seine Tenne fegen und wird den Weizen in seine Scheune sammeln, die Spreu aber wird er mit unauslöschlichem Feuer verbrennen“ (Lk 3,16-17). Unkonventionell und hart klingt die Botschaft, erschreckend ist der ganze Mann. Und trotzdem hat Johannes großen Zulauf. Aus Jerusalem und aus dem ganzen Land kommen die Menschen zu ihm in die Wüste und lassen sich im Jordan taufen. Sie wissen, dass er Recht hat. Und auch Jesus kommt eines Tages dorthin. Nun weiß Johannes natürlich, dass Jesus nicht seinesgleichen ist, und will ihn durchaus nicht taufen. „Ich bedarf dessen, dass ich von dir getauft werde“, sagt Johannes, „und du kommst zu mir?“ Doch Jesus antwortet: „Lass es jetzt geschehen! Denn so gebührt es uns, alle Gerechtigkeit zu erfüllen“ (Mt 3,14-15). So empfängt Gottes Sohn die Taufe. Und er tut das nicht, weil er, der ohne Sünde ist, einen Akt der Buße nötig hätte, sondern um sich die Taufe durch seine Teilnahme anzueignen und das Sakrament damit zu seinem Sakrament zu machen. Johannes ist sich darüber im Klaren, dass er Jesus gegenüber nicht Meister, sondern nur Schüler sein kann. Und trotzdem scheint er später noch einmal Zweifel zu haben. Denn er lässt Jesus fragen, ob er der ist, der da kommen soll, oder ob man noch auf einen anderen warten muss (Mt 11,26). Vielleicht hat es den Täufer irritiert, dass Jesus nicht

als ein so strenger Richter auftrat, wie Johannes das vom Messias erwartet hatte. Jesus seinerseits weiß aber sehr genau, was er von Johannes hält. Und den Jüngern gegenüber stellt er ihm ein sehr ehrenvolles Zeugnis aus. Mehr als ein Prophet sei Johannes, sagt er, und unter allen, die von einer Frau geboren sind, sei keiner größer als er – ja, in Johannes sei Elia zurückgekehrt (Mt 11,7-14 / vgl. Mal 3,1 u. 3,23). Offenbar fühlte sich Jesus seinem Wegbereiter sehr nah. Und dass Johannes in asketischer Strenge lebt und mit seinen Jüngern fastet, während Jesus auch fröhliche Feste besucht, wo er mit Sündern isst und trinkt, tut der Freundschaft keinen Abbruch (Mt 9,14-15 / Mt 11,18-19). Trotzdem sind sich die beiden nah in ihrer Botschaft, sind sich nah vom Alter her – und wie sich herausstellen sollte, auch im Blick auf das gewaltsame Ende, das ihnen bevorsteht. Denn wie Jesus nimmt auch Johannes kein Blatt vor den Mund. Er forderte von den Reichen, dass sie teilen. Er mahnt die Zöllner, niemanden zu übervorteilen. Und er warnte die Soldaten vor Gewalt und Machtmissbrauch. Das hätte wohl gereicht, um sich unbeliebt zu machen. Aber Johannes geht viel weiter. Als er erfährt, dass König Herodes seine Frau verstoßen hat, um seine Schwägerin zu heiraten, zögert er nicht, dem König den Ehebruch öffentlich vorzuhalten. Er nennt die Sünden des Königs beim Namen. Der erboste König aber lässt Johannes ergreifen und ins Gefängnis stecken. Weil der Prophet beim Volk großes Ansehen genießt, zögert Herodes, ihn zu töten. Am Ende besiegelt aber eine Intrige sein Schicksal. Herodias – jene Schwägerin, die der König unrechtmäßig zur Frau genommen hat – hegt nämlich tiefen Hass gegen Johannes. Und sie hat eine Tochter, die (außerbiblischen Quellen zufolge) Salome heißt. Die stiftet Herodias an, den König zu bezirzen. An seinem Geburtstag tanzt Salome vor Herodes. Und die Darbietung begeistert ihn so sehr, dass er schwört, ihr einen Wunsch zu erfüllen, was immer es auch sei. Salome folgt aber den Einflüsterungen ihrer Mutter und sagt: „Gib mir hier auf einer Schale das Haupt Johannes des Täufers!“ Der König kann seinen öffentlichen Schwur nicht zurücknehmen. Er ist einmal mehr zum Opfer seiner Instinkte geworden. Und so lässt er Johannes im Gefängnis enthaupten und den abgetrennten Kopf dem Mädchen auf einer Schale überreichen (Mt 14,1-12). Grausig ist dieses Ende. Aber vor Johannes ist es vielen Propheten ähnlich ergangen. Und das Besondere an ihm ist, dass er die lange Reihe der Wahrheitszeugen abschließt. Johannes steht mit einem Bein noch im Alten und mit dem anderen schon im Neuen Testament. Sein kurzes Leben spiegelt den Umbruch und die Ankunft der neuen Zeit. Er ist der Wächter, der nach einer langen Nacht als erster sieht, wie in Christus Gottes Sonne aufgeht. Der Allmächtige hält Wort und lässt seinen Verheißungen die Erfüllung folgen! Darauf aber mit überlangem Zeigefinger hinzuweisen, das ist die Aufgabe des Täufers. Und weil Ankunft lateinisch „Advent“ heißt, lebt Johannes damit ein wahrhaft „adventliches“ Leben. Dieser Mann wurde so hoch angesehen, dass er sich leicht selbst als Messias hätte ausgeben können. Aber er hat von sich selbst wegverwiesen auf den wahren Erlöser. Er scheute nicht die Gewalt des Königs, scheute sich aber durchaus, Jesus zu taufen, weil er sich dessen nicht würdig fühlte. Und zum

Zeichen der anbrechenden Gottesherrschaft hat er am Ende Gott mehr gehorcht als dem Herodes und seiner Macht. Denn das war die Art des Johannes, die Ankunft Christi zu bezeugen und zu feiern. Sein „adventliche Leben“ hat ihn den Kopf gekostet. Und trotzdem kann uns Johannes zum Vorbild werden. Denn auch wir sollten uns hineinnehmen lassen in die große Zeitenwende, die der Stern von Bethlehem verkündet. All die Mächtigen dieser Welt sind längst auf Abruf! Und wenn Christi Herrschaft endgültig anbricht, werden Gewalt und Verschlagenheit sie nicht retten. Christus und den Seinen gehört die Zukunft. Der Herrschaftswechsel ist schon längst im Gange. Und darüber dürfen wir uns gemeinsam mit Johannes dem Täufer herzlich freuen.

Volkszählung zu Bethlehem



*Volkszählung in Bethlehem, Pieter Bruegel der Jüngere,
Public domain, via Wikimedia Commons*

Dieses Bild kann den Betrachter in mehr als einer Hinsicht enttäuschen. Denn einerseits ist es so vollgestopft mit kleinen Figuren, dass man sich eine Lupe wünscht, um Einzelnes besser erkennen zu können. Und andererseits erwartet man zu Weihnachten ein weihnachtliches Motiv – und nicht bloß ein Bauerndorf im Schnee. Wo ist denn da der Stall von Bethlehem? Wo sind die Engel und die Könige? Wo stecken Maria und Joseph? Auf anderen Weihnachtsbildern fällt uns sofort die Krippe ins Auge – mit einem hell leuchtenden Christuskind mittendrin. Da findet man sich zurecht und kennt sich aus! Aber diese Landschaft hier gleicht einem Wimmelbild ohne rechten Mittelpunkt. Das Auge kommt nirgends zur Ruhe, sondern springt hin und her. Und überhaupt ist das (der Vegetation und den Häusern nach) nicht Palästina und nicht Bethlehem, sondern ein flämisches Dorf im Mittelalter. Das ist nun zwar ganz hübsch gemalt. Aber wir könnten es lange betrachten, ohne drauf zu kommen, dass es hier um Weihnachten geht.

Trotzdem heißt das Bild „Volkszählung zu Bethlehem“. Und der Maler, Pieter Bruegel der Ältere, hat sich offenbar etwas dabei gedacht. Denn er kannte natürlich die üblichen Weihnachtsmotive – und hat sich doch mit Absicht der Tradition entzogen. Er hat keine Madonna mit Kind auf Goldgrund gemalt, nicht Ochs und Esel,

Engelchen und Hirten. Und statt sich selbst in den vorderen Orient zu versetzen, versetzt er das weihnachtliche Geschehen in seine eigene Gegenwart der Niederlande um 1566. Schon darin können wir eine wichtige Botschaft finden! Denn der Maler sagt damit: Was nützte mir Weihnachten in unerreichbarer Ferne? Was nützte mir die Menschwerdung Gottes in der fernen Vergangenheit, wenn sie nicht hier bei mir stattfände in meinem Alltag? Offenbar will Breugel nicht von einem Mirakel vergangener Tage erzählen, sondern will Weihnachten in seine Gegenwart hineinholen! Wir als Betrachter sind aber trotzdem abgelenkt von den vielen Figuren und den verschiedenen Schauplätzen und wissen nicht recht, was wir hier suchen sollen. Hinten am Horizont, hinter einem kahlen Baum, sehen wir die untergehende Abendsonne, die trotz der Kälte alles in ein warmes Licht taucht. Und davor liegt der zugefrorene Fluss, über den allerhand Menschen wandern. Einige haben schwere Lasten auf dem Rücken und Stäbe, auf die sie sich stützen. In Ufernähe liegt ein flaches Boot. Und rechts davon sind Kinder mit einer Schneeballschlacht beschäftigt. Hinter ihnen ist unter dem roten Schild ein Wirtshaus zu erkennen, wo man offenbar heiße Getränke bekommen kann. Rechts davon errichten Handwerker das Gerüst für einen kleinen Schuppen. Und am rechten Rand wird ein Fuhrwerk entladen. Aus dem kleinen Strohhaus mit dem Kreuz auf dem Dach schaut ein Mann mit Hut heraus, während auf der Eisfläche davor Kinder mit Kreiseln spielen und mit Schlitten fahren. Überall werden alltägliche Geschäfte getätigt. Manche arbeiten – und andere sind faul. Links unten wird ein Schwein zu dem Schlachter gezerrt, der schon über einem anderen kniet. Die Frau mit der langstieligen Pfanne will das Blut auffangen. Und Stroh liegt bereit, um damit die Schweineborsten abzuflämmen. Holz wird gesammelt, Geld gezählt, und Hühner picken im Schnee. An dem Wirtshaus links hängt ein grüner Kranz. Und dort gibt es einen Menschauflauf. Denn vor dem Haus ist ein Tisch aufgestellt, und viele drängen sich zu dem Amtmann, der sie dort in Listen einträgt und dafür Geld entgegennimmt. Das ist offenbar die Meldestelle zur Volkszählung in Bethlehem! Denn Kaiser Augustus ließ ein Gebot ausgehen, dass alle Welt geschätzt würde. Und Breugel überträgt den biblischen Bericht umstandslos in die ländliche Szenerie seiner Heimat. Neben den fassartigen Wagen rechts entdecken wir dann aber endlich Maria und Joseph, die mit ihrem Esel auch zur Meldestelle wandern. Und haben wir sie erst mal gesehen, können wir sie auch eindeutig identifizieren. Denn der vorangehende Joseph trägt als Zeichen seines Handwerks die Säge eines Zimmermanns über der Schulter und einen Holzbohrer am Gürtel. Und Maria auf dem Esel hüllt sich in den sehr weiten blauen Mantel, mit dem sie traditionell dargestellt wird. Sonst ist an den beiden aber nur das besonders, dass sie so gar nicht besonders sind, sondern überaus normal und gewöhnlich. Denn anderenfalls hätten wir sie nicht so lange übersehen. An Maria und Joseph ist rein gar nichts, wodurch sie aus der Menge der übrigen hervorstechen. Sie sind nicht heller und nicht dunkler, nicht größer und nicht kleiner dargestellt als der Rest. Da ist auch kein goldener Glanz und kein Heiligenschein. Da sind nirgends Engel zu

sehen. Und am Himmel leuchtet kein Stern von Bethlehem, der das Wunder verriete, das sich hier anbahnt. Alles ist Alltag, und gar nichts daran wirkt „feierlich“ – sondern wir sehen einfach nur einen Zimmermann, der mit seiner Verlobten unterwegs ist, um einer bürokratischen Vorschrift zu genügen. Natürlich ist die winterliche Reise für die Schwangere eine arge Belastung. Aber das kümmert hier keinen. Und gleich müssen sie sich auch noch in die Schlange einreihen und warten, um die unnütze Formalie zu erledigen. Bis die beiden zu dem Amtmann vordringen, ist die Sonne wahrscheinlich untergegangen. Dann wird es im Dorf rasch kälter. Die Einheimischen verkriechen sich in den Häusern. Und es wird sich herausstellen, dass in dem überfüllten Ort keine vernünftige Unterkunft mehr zu bekommen ist. Das Paar mit dem Esel wird improvisieren müssen. Denn da ist eben kein Glockenklang und kein Weihrauchduft. Eine Niederkunft im Schmutz eines Stalles kann sich keine Frau wünschen. Die Geburt kommt scheinbar ganz zur falschen Zeit am falschen Ort. Und so sehen wir da kein Idyll und noch nicht mal ein richtiges Drama, sondern nur ärgerlichen Alltag und den normalen Wahnsinn der Bürokratie. Wo bleibt aber der „Zauber der Weihnacht“? „Ja, was denn für ein Zauber?“ – hätte Breugel wohl geantwortet. Absichtlich verbirgt sein Bild die Hauptsache in einer Unmenge von Nebensächlichkeiten. Denn wie die Bibel sagt, wurde das Wort Fleisch, Gott wurde ein richtiger Mensch, und die himmlische Herkunft war dem Kind durchaus nicht anzusehen! Gottes Sohn entäußerte sich all seines Glanzes und nahm Knechtsgestalt an, so dass äußerlich an diesem Wunder rein gar nichts nach einem „Wunder“ aussah. Jesu Windeln waren ganz gewöhnliche Windeln, wie Josephs Familie eine gewöhnliche Familie war. Gott war hier „inkognito“ unterwegs. Er hat sich fast unbemerkt in die Welt hineingeschlichen. Er trat dabei wahrlich bescheiden auf. Und so ist es nur sachgemäß, dass unser Maler die Menschwerdung Gottes nicht spektakulärer darstellt. Denn Gott konnte uns nicht nahe kommen, ohne uns dabei ähnlich zu werden. Und aufgrund dieser Ähnlichkeit ist er nun leicht zu übersehen. Breugel zeigt also nur, wie es tatsächlich war. Sein Bild lässt die Ankunft des Gottessohnes im Alltäglichen untergehen. Denn Jesus Christus als Menschenkind ist so verwechselbar wie jedes andere Kind. Auch seine Mutter ist nur eine unter vielen. Und fürs erste erkennt niemand, dass da auf verborgene Weise weltbewegend Großes geschieht. Man sieht es nicht auf den ersten Blick, sondern staunt nachträglich, dass es Gott gefallen hat, mitten im Gewöhnlichen und durch das Gewöhnliche zu wirken! Und obwohl das nicht nach großer Erkenntnis klingt, ist doch zentral wichtig, dass wir merken, wie dieser himmlische Gast nicht das Besondere, sondern das Normale sucht. Das hört sich zunächst nicht nach einer aufregenden, guten Nachricht an. Tatsächlich ist es aber eine. Denn all die „Durchschnittsmenschen“ auf unserem Bild – das sind genau solche Leute wie wir. Wir denken zwar zunächst, das Bild sei ärgerlich – denn wozu zeigt uns Breugel Alltägliches, wo wir doch Alltägliches genug haben und selbst alltäglich sind? Aber dass Breugel die heilige Familie mitten in das hineinmalt, was wir sind: das ist dann doch wichtig und beglückend! Denn manch einer meint ja,

dass seinem Leben aller Glanz fehlt. Und wenn bei ihm keine Engel singen und keine Wunder geschehen, denkt er, Gott sei fern von ihm. Viele stellen sich vor, das Göttliche sei immer mit sensationellen Erscheinungen verknüpft – und sie folgern darum, Gott käme in ihrem Leben nicht vor. Aber eben das ist der Trugschluss. Denn schon damals in Bethlehem trat Gott so bescheiden auf, so unspektakulär und alltäglich wie der Zimmermannssohn von nebenan. Um uns nahe zu sein, musste er uns ähnlich werden – und ist nun wegen dieser Ähnlichkeit leicht zu übersehen. Er geht in der Menge unter, ist aber trotzdem da! Wenn ein Mensch also sagt: „Ach, mein Glaube ist nur ein gewöhnlicher, nicht gerade starker Glaube. Meine Gebete sind selten, sind konventionell und unkonzentriert. Meine Bibel verstehe ich immer nur zur Hälfte. Und nicht mal beim Abendmahl fühle ich etwas Heiliges oder Erhebendes“ – dann darf man ihm antworten „das macht nichts!“ Denn Gott kann dir sehr nahe sein, ohne dass es dazu spektakulärer Auftritte, mitreißender Gefühle, einer heftigen Bekehrung oder sonstwie „sprühender Funken“ bedürfte. Gottes Sohn war sich nicht zu schade, in einem Stall geboren zu werden. Seine Gegenwart braucht weder Pomp noch Getöse! Und so kann er auch unmerklich und leise in deinem Leben Einzug halten. Er rümpft nicht die Nase, weil du so „durchschnittlich“ bist. Denn das zeigt unser Bild überdeutlich und sachgemäß, dass Gottes Sohn nicht zu den Reichen und Vornehmen kam, nicht zu den Superschlaunen, Wichtigen, Mächtigen oder Heiligen, sondern zu den „kleinen Leuten“ und zum „gemeinen Fußvolk“, wie es jedes beliebige Dorf bevölkert. Auch Jesu Jünger waren einfache Leute ohne Titel und Würden. Viel eher hatten sie Schwielen an den Händen und Dreck an den Schuhen! Es scheint sogar, als habe Gott um die großen Paläste, Bankhäuser und Universitäten bewusst einen Bogen gemacht. Er ging in die Provinz, wo schmutzige Kinder auf der Straße spielen, wo man eine deftige Mahlzeit nicht verachtet und keiner die Nase allzu hoch trägt. Gott mischte sich bewusst unters Volk, um diesem Volk nah zu sein. Und – sofern wir „normale Leute“ sind – ist das eine tolle Nachricht für uns. Denn wir müssen nicht erst aus der Masse herausragen, um von Gott gesehen zu werden. Und wir müssen auch nicht aus unserem Alltag ausbrechen. Denn Gott selbst kommt in diesem Alltag vor. Er will bei uns wohnen! Und so sieht das Wasser, mit dem wir taufen, nur wie Wasser aus, und das Brot beim Abendmahl nur wie ein Stück Brot. Die Worte, mit denen wir beten, sind nicht immer passend. Und der Pfarrer, der uns den Segen spricht, kann's auch nicht besser als irgendein anderer. Aber Christus will dennoch bei uns wohnen! Niemand wird uns für besonders „heilig“ halten – und manchmal glauben wir uns unseren Glauben selbst nicht. Mit unsrem bisschen Tugend würden wir keinen Preis gewinnen. Und besondere Frömmigkeit sagt uns auch keiner nach. Aber Christus will bei uns wohnen! Und wir sollten ihn nicht übersehen, nur weil's in unserem Alltag so alltäglich zugeht. Denn eben das ist der Clou und die Botschaft dieses Bildes, dass es Gottes Sohn nicht auf „Ausnahmemenschen“ abgesehen hat, sondern dass er gewöhnlich wurde, um auch bei den Gewöhnlichen zu sein. Breugel zeigt uns Maria und Joseph als Menschen, an

denen das Besondere ist, dass sie nichts Besonderes sind. Ihr Dorf ist ein Allweltsdorf und eigentlich nicht der Rede wert. Aber für Gott hat Bethlehem gereicht. Dem Höchsten war das Niedrige gerade recht. Und dass es ihm für seinen Zweck geeignet schien, leuchtet auch ein. Denn was sollte er uns Gnade bringen, wenn wir sie schon besäßen oder dieses Geschenk verdienten? Was sollte er uns Leben und Gerechtigkeit, Heiligkeit und Ewigkeit schenken, wenn wir bereits drüber verfügten? Nur in leere Hände kann man Reichtum legen. Nur Kranke bedürfen des Arztes. Wer nicht schuldig ist, dem kann man nichts vergeben. Und wer sich schon selbst für weise hält, der kann auch nicht erleuchtet werden. Die Mühseligen und Beladenen hingegen – die brauchen einen, der ihre Lasten auf sich nimmt! Und die gefallen sind, brauchen jemand, der ihnen auf die Füße hilft. Zu denen kommt Gott auf unspektakuläre Weise – und kommt doch sehr real. Denn die ihm nichts zu bieten haben, sind ihm gerade recht. Er selbst bringt genug Glanz in unsere Hütten. Wir Gastgeber können da ruhig „gewöhnlich“ sein, denn unser Gast ist „besonders“ genug! Dass er aber kommt – und unsere Gemeinschaft tatsächlich nicht verschmäht – dafür sei ihm gedankt in Zeit und Ewigkeit.

Isaaks Opferung



*The Sacrifice of Isaac, Juan de Valdés Leal,
Public domain, via Wikimedia Commons*

„Gott sprach zu Abraham: Abraham! Und er antwortete: Hier bin ich. Und er sprach: Nimm Isaak, deinen einzigen Sohn, den du liebtest, und geh hin in das Land Morija und opfere ihn dort zum Brandopfer auf einem Berge, den ich dir sagen werde.“ (1. Mose 22,1-2)

In der Bibel stehen viele abgründige und schockierende Geschichten. Aber die Erzählung von Isaaks Opferung ist so ziemlich der Gipfel. Denn Gott hat dem Abraham große Versprechen gegeben und hat ihm Hoffnungen gemacht, die alle mit der Nachkommenschaft seines Sohnes Isaaks verbunden sind. Gott hat Abrahams Frau noch in hohem Alter zu Mutterglück verholfen und sie mit diesem Sohn Isaak gesegnet. Und dann – gerade als die alten Leute ihres unverhofften Glücks so recht froh geworden sind und ihren Sohn ins Herz geschlossen haben – gibt Gott den Befehl, alles zunichtezumachen. Abraham soll das grausige Werk mit eigenen Händen ausführen. Er soll Isaak auf einem Altar opfern wie ein Opfertier. Er soll das Blut seines Kindes vergießen und damit das Glück seiner Frau und die eigene Hoffnung zerstören. Er soll den Sohn schlachten wie ein Lamm. Und das alles ohne

erkennbaren Grund und ohne Erklärung – einfach bloß, weil Gott es so will. Ist das nicht absurd und fürchterlich? Ist das nicht himmelschreiendes Unrecht? Müsste man sich gegen diesen Gott nicht empört auflehnen? Wer Kinder hat und sich in Abraham hineinversetzen kann, ahnt, was sich in diesem Mann abgespielt haben muss. Viele hätten an seiner Stelle geschrien: „Alles, Herr, nur das nicht! Nimm statt des Kindes doch lieber mein Leben!“ Viele hätten Gott rundweg das Recht abgesprochen, weiterhin Gott zu sein, wenn er von Vätern derartiges verlangt. Und die Klugen hätten Gottes eigene Verheißung gegen den Befehl ins Feld geführt. Denn an diesem Spross Abrahams hängt nach Gottes eigenen Worten die ganze weitere Heilsgeschichte. Isaak wird dafür unbedingt gebraucht. Ohne ihn geht es nicht weiter. Man könnte Gott also vorwerfen, in unsinnigster Weise seine eigenen Pläne zu durchkreuzen. Er verwickelt sich scheinbar in Widersprüche. Man weiß gar nicht mehr, was Gott im Schilde führt. Unsere Vernunft kommt da nicht mehr mit – und die Moral schon gar nicht. Aber Abrahams Größe besteht darin, dass er sich weder empört noch Ausflüchte sucht, sondern schweigend gehorcht. Abraham weiß, dass alle Einwände vergeblich wären. Er weiß, dass man den Willen Gottes keiner moralischen oder rationalen Prüfung unterziehen kann. Und er weiß, dass Gottes Wille selbst der Maßstab für alles ist – auch für Moral und Vernunft. Abraham ist sich darüber im Klaren, dass Gott von seinen Geschöpfen alles fordern kann, weil sie ja nichts besitzen, was er ihnen nicht geliehen hätte. Und Abraham ist auch bewusst, dass Gott ihm keine Erklärung schuldet. Gewiss ist ihm Isaak das Liebste, was er auf Erden hat. Aber er weiß auch, dass das Liebste, was wir haben, uns nicht wichtiger sein darf als Gott. Abraham weiß: Wo Gottes Wille nur den zweiten Rang einnimmt, wo Gott also „zweitrangig“ wäre und „nach“ dem Kind käme, da hätte der Glaube aufgehört. Die Gemeinschaft mit Gott wäre zerbrochen. Abraham will aber eins sein mit Gott und seinem Willen. Er will Gott auch dort Gott sein lassen, wo er ihn nicht versteht. Und er glaubt gegen allen Augenschein, dass auf Gottes Güte Verlass ist. Darum ist Abraham bereit zu dem größten Opfer, das man von ihm verlangen kann. Und auf dem langen Weg jammert er Gott auch nicht die Ohren voll. Denn er weiß, dass Gott in die Herzen schaut und die innere Qual sieht, die Abraham durchmacht. Ein Wunder, dass ihm die Beine nicht den Dienst versagen. Ein Wunder, dass seine Ohren sich nicht taub stellen. Doch Abraham hört den Befehl, nimmt das Messer, das Holz und den Jungen – und geht los. Er stellt keine Fragen und verlangt keine Erklärungen. Er lamentiert nicht herum. Er versucht keine Tricks, um sich dem Willen Gottes zu entziehen. Aber bei jedem Schritt muss er sich gewünscht haben, aus diesem bösen Traum zu erwachen. Es zerreißt ihm das Herz. Doch er ist mit allem, was er ist und hat, dem Willen Gottes hingegeben. Also baut er aus Steinen einen Altar. Er schichtet das Holz auf. Er fesselt den Sohn. Und er greift nach dem Messer. In diesem Moment repräsentiert er alle Religionen der Menschheit. Er steht da stellvertretend für alles geistliche Ringen, dessen Menschen fähig sind, für Gehorsam, gläubiges Vertrauen und Selbstüberwindung. Abraham verkörpert in dieser

Sekunde die besten und äußersten Möglichkeiten des religiösen Menschen. Denn mehr Hingabe als diese Hingabe ist nicht denkbar. Und doch soll es nicht geschehen. Denn im letzten Moment erbarmt sich Gott und ruft „Halt“. Ein Engel fällt Abraham in den Arm. Der Vater darf das Messer sinken lassen. Er bekommt seinen Sohn zum zweiten Mal geschenkt. Und er findet im Gebüsch den Widder – das Opfertier, das Gott als Ersatz für Isaak bereitgestellt hat. Der Bibelleser darf aufatmen. Aber er wird sich dann auch fragen, warum Gott „Halt“ gerufen hat. Warum findet diese schwer erträgliche Geschichte ein glückliches Ende? Hat Gott es sich anders überlegt? War das Ganze nur ein Spiel? Oder ist das Blutvergießen in dem Moment unnötig geworden, als Abraham seine Glaubensprüfung bestanden hatte? Nein, Christen können eine andere und tiefere Erklärung geben. Denn eben der Gott, der es Abraham erspart, seinen Sohn zu opfern, opfert Jesus Christus, seinen eigenen Sohn, am Kreuz. Nicht darum greift der Engel ein, weil Gott im letzten Moment Zweifel gekommen wären am Recht seiner Forderung – nein! Gott hätte das Recht gehabt, dieses Opfer zu fordern, und Abraham hätte die Glaubenskraft besessen, es zu bringen. Aber der Bund mit Gott, jene große Versöhnung von Himmel und Erde, sollte nicht auf Abrahams Gehorsam gegründet werden – und damit auf eine religiöse Höchstleistung menschlicher Hingabe –, sondern auf Gottes Hingabe und freies Erbarmen. Gott entschied sich, dem Abraham diese Last zu ersparen und lieber gar nicht auf den Menschen zu setzen, sondern stattdessen das Kreuz auf die eigenen Schultern zu nehmen. Denn Abraham repräsentiert zwar die äußersten Möglichkeiten menschlicher Religiosität. Aber Gott weiß, dass sich nur wenige Menschen zu solcher Glaubenskraft aufschwingen könnten, wie Abraham sie hier zeigt. Die Mehrheit würde an solchen Prüfungen scheitern, würde aus der Gemeinschaft mit Gott ausbrechen, würde verzweifeln, lästern und verlorengelassen. Darum setzt Gott von Anfang an nicht auf die religiösen Möglichkeiten des Menschen. Er will nicht nur die wenigen erreichen, die tun könnten, was Abraham tat. Sondern er will auch die erlösen, die an solchen Aufgaben scheitern. Gott sieht unser Versagen voraus. Und er lädt darum die Last auf seine eigenen Schultern. Er knüpft nicht an die religiösen Höchstleistungen an, deren Menschen fähig sein sollten, sondern nimmt die Sache lieber selbst in die Hand und beginnt ganz unten – beim Kreuz seines eigenen Sohnes. Gott in Christus zahlt selbst den Preis für die Gemeinschaft mit dem Menschen. Und er leidet lieber selbst, als uns leiden zu sehen. Der Schöpfer schlägt die Brücke zu seinen Geschöpfen auf eigene Kosten. Und was er dem Abraham nicht abverlangen wollte, obwohl der es ihm schuldig war, das verlangt Gott am Karfreitag von sich selbst – und gibt seinen Sohn in den Tod. Ja, Gott hat sein Kostbarstes am Kreuz dahingegeben und hat damit das große Opfer gebracht, das alle anderen Opfer überflüssig macht (Hebr 10,10-18). Darum meine ich, dass der Ersatz für Isaak gar nicht jener Widder war, der sich im Gebüsch verfangen hatte. Sondern der eigentlich Ersatz für Isaak ist Jesus Christus. Nicht Abrahams, sondern Christi Gehorsam stiftet den Frieden zwischen Gott und den Menschen. Nicht der fromme Mensch in seiner höchsten religiösen

Anstrengung soll diese Brücke schlagen, sondern der barmherzige Gott selbst überwindet den Graben. Wird uns das aber bewusst, so muss es uns mit Dank erfüllen. Denn Abrahams Situation ist durchaus die eines jeden Menschen. Auch wir schulden Gott das Kostbarste, was wir haben. Auch von uns könnte Gott alles fordern, bis an Ende unserer Kraft. Auch von uns könnte er verlangen, die Gemeinschaft mit ihm um den höchsten Preis zu erkaufen. Aber Gott in seiner Güte hat keine Freude daran. Er leidet lieber selbst, als uns leiden zu sehen. Und darum verlangt er nicht alles, was wir ihm schuldig wären. Er selbst aber tut, was er seinen Geschöpfen nicht schuldet: Er sorgt dafür, dass Isaak am Leben bleibt – wie auch wir mit unseren Kindern leben dürfen. Gott selbst aber muss dafür am Kreuz sterben. Und bei seinem Opfer tritt kein rettender Engel dazwischen, der „Halt“ ruft. Im Falle Christi gab es kein erleichtertes Aufatmen. Denn dieser eine nahm den Tod aller auf sich, um möglichst viele zu retten. Wer aber kann die Liebe ermessen, die hinter dieser Tat steht? Wer kann den Schmerz Gottes ermessen bei der Kreuzigung Christi? Abrahams Geschichte gibt uns nur eine Ahnung, wie sich ein Vater da fühlen mag. Wenn wir aber dieser Ahnung und dem Anblick des Kreuzes nicht ausweichen, erkennen wir mit Bestürzung, wie groß die Schuld sein muss, die ein solches Opfer erfordert, um gesühnt zu werden. Wie schwer muss unser Schaden wiegen, wenn er solche Maßnahmen verlangt! Wie vernichtend hat Gottes Zorn Gott selbst getroffen! Und wie groß war die Liebe, die das in freiem Gehorsam auf sich nahm! Isaaks Opferung durfte im letzten Moment verhindert werden. Doch Christus musste seinen Kelch bis zur Neige leeren. Und wer beides nebeneinander stellt, erahnt die Tiefe, die hinter jenen dürren Worten steht: „Also hat Gott die Welt geliebt, dass er seinen eingeborenen Sohn gab, damit alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben“ (Joh 3,16).

Christopherus



*Landscape with Saint Christopher, Herri met de Bles,
Public domain, via Wikimedia Commons*

Nur wenige Heilige sind heute noch allgemein bekannt. Doch wer auf Bildern einen kräftigen Mann mit einem Stab durchs Wasser waten sieht und ein Kind auf seinen Schultern entdeckt weiß Bescheid: Das ist Christopherus, der Schutzpatron der Reisenden! Man kann ihm sogar im Baumarkt begegnen, wo es zwischen Autozubehör, Lenkradbezügen, Handyhaltern und Duftspender auch Christopherus-Plaketten zu kaufen gibt. Es muss noch Menschen geben, die sich so etwas aufs Armaturenbrett kleben! Aber geht der populäre Heilige auch evangelische Christen etwas an? Der historische Christopherus hat vor etwa 1800 Jahren gelebt. Ob er aus Kanaan oder aus dem Gebiet der heutigen Türkei stammte, ist nicht mehr zu klären. Er soll aber jedenfalls von gewaltiger Größe gewesen sein (ein Riese geradezu), 12 Ellen hoch – und mit einem furchtbaren Gesicht. Dieser bärenstarke Mann hat sich in den Kopf gesetzt, dass er nur dem mächtigsten aller Könige dienen will. Vor einem Geringeren mag er sich nicht beugen. Er mag sich von keiner nachgeordneten, zweitrangigen Autorität befehlen lassen, sondern nur von der höchsten. Darin hat der Riese seinen Stolz – da ist er anspruchsvoll! Und so macht er sich auf die Suche nach dem mächtigsten aller Könige, bis er einen Fürsten findet, von dem es tatsächlich heißt, der scheue niemanden und sei keinem anderen

untertan. Diesem Fürst dient Christopherus fortan. Denn er meint, er sei am Ziel. Doch eines Tages singt ein Spielmann vor dem König sein Lied. Und darin wird des Öfteren der Name des Teufels genannt. Christopherus bemerkt, dass der König sich jedes Mal bekreuzigt, wenn er den Namen hört. Er fragte nach. Und der König muss zugeben, dass er den Teufel fürchtet. Da sagt Christopherus: „Fürchtest du den Teufel, dass er dir schade, so ist offenbar, dass er größer und mächtiger ist als du, da du Angst vor ihm hast. So bin ich denn in meiner Hoffnung betrogen. Ich meinte, dass ich den mächtigsten Herrn der Welt gefunden hätte. Aber nun lebe wohl, denn ich will den Teufel selbst suchen, dass er mein Herr sei, und ich sein Knecht.“ Christopherus macht sich auf den Weg und wird bald fündig. Denn der Teufel zieht als schwarzer Ritter mit einer Schar schrecklicher Begleiter in der Einöde umher. Christopherus schließt sich ihm freudig an und ist der Meinung, er habe nun endlich den mächtigsten aller Herrscher gefunden. Doch eines Tages, als die Horde wieder unterwegs ist, wird von ferne am Straßenrand ein Wegkreuz sichtbar. Der Teufel erschrickt, weicht dem Kreuz aus und macht einen mühsamen Umweg durchs Gebüsch. Erst weit hinter dem Kreuz kommen sie wieder auf die bequeme Straße. Und als Christopherus nach dem Grund des Umwegs fragt, muss der Teufel zugeben, dass er das Bild des Gekreuzigten mehr fürchtet als alles andere auf der Welt. Christopherus zeigt sich enttäuscht und sagt: „So ist jener Christus größer und mächtiger als du, so du sein Zeichen so sehr fürchtest? Also war meine Mühe umsonst und ich habe den größten Fürsten der Welt noch nicht gefunden. Lebe nun wohl, denn ich will von dir scheiden und Christus suchen.“ Christopherus verlässt den Teufel und sucht lange vergeblich nach Christus. Schließlich trifft er einen Einsiedler, der ihm den Weg zu Christus weisen soll. Und der fromme Mann empfiehlt ihm, zu fasten und zu beten. Doch zeigt sich, dass Christopherus für beides nicht taugt. Er ist für das kontemplative Leben eines Mönchs völlig ungeeignet. Und so sagt der Einsiedler schließlich: „Kennst du den Fluss, in dem so viel Menschen umkommen, wenn sie hinüber fahren wollen? Du bist doch groß und stark. Setzt dich an den Fluss und trage die Menschen hinüber, so wirst du Christus, dem König, angenehm sein, dem du dienen möchtest. Und ich hoffe, dass er sich dir dort am Fluss offenbaren wird.“ Christopherus folgt dem Rat, geht zum Fluss und baute sich am Ufer eine Hütte. Er nimmt eine große Stange als Stab, um sich im Wasser darauf zu stützen, und trägt unermüdlich Menschen von einer Seite zur anderen. Eines Nachts allerdings, als er in seiner Hütte liegt, hört er eine Kinderstimme rufen. Und als er sie zum dritten Mal hört, geht er hinaus. Er findet ein Kind, das über den Fluss getragen werden will – und zögert nicht, ihm diesen Gefallen zu tun. Als er mit dem Kind auf den Schultern ins Wasser steigt, wird ihm die Last aber schwer wie Blei und immer schwerer. Zudem schwillt das Wasser an und steigt immer höher, so dass der Riese fürchtet, zu ertrinken. Es ist, als ob ihn das Kind unter Wasser drückte – es ist fast wie eine Taufe. Doch schließlich erreicht Christopherus mit Mühe und Not das andere Ufer. Erleichtert setzte er das Kind ab und sagt zu ihm: „Du hast mich in große Gefahr gebracht und

bist auf meinen Schultern so schwer gewesen – hätte ich die ganze Welt auf mir gehabt, es wäre nicht schwerer gewesen." Das Kind aber antwortet: „Darüber musst du dich nicht wundern, Christopherus. Denn du hast mehr als die Welt getragen. Der Herr, der die Welt erschaffen hat, war deine Last. Denn wisse, ich bin Christus, dein König, dem du mit dieser Arbeit dienst." Christus fordert den Riesen auf zurückzugehen und am anderen Ufer seinen Stab neben der Hütte in den Boden zu stecken. Christopherus tut das. Und am anderen Morgen ist aus dem Stab ein Palmbaum voller Früchte gewachsen. Da erkennt Christopherus, dass er nun wirklich sein Ziel erreicht hat und dem Herren aller Herren dient.

Soweit die Legende des Christopherus. Ob sie einen historischen Kern hat, weiß natürlich niemand. Es scheint mir aber auch nicht wichtig. Denn mir gefällt der bescheidene und zugleich unbescheidene Charakter, der da beschrieben wird. Christopherus ist so imponierend stark, dass er selbst dem Teufel kündigen kann, ohne dass der widerspricht. Und doch will der Riese nicht etwa herrschen, sondern dienen. Trotz seiner Kraft zeigt er keine Ambitionen, sich andere zu unterwerfen. Er versteht das Dienen offenbar als seine Bestimmung. Er ist aber ein anspruchsvoller „Untertan“, insofern er sich seinen König selbst aussucht – und nur mit dem allerhöchsten zufrieden ist. Christopherus ist wahrlich ein Diener, der seinen Stolz hat! Er schämt sich nicht zu dienen, schämte sich aber, einem Unwürdigen zu dienen. Christopherus zeigt selbst keine Furcht, beugt sich aber auch niemandem, der seinerseits Furcht erkennen lässt. Er ordnet sich willig unter – aber nicht unter jeden. Und wenn einer den Mund zu voll nimmt, kehrt ihm dieser freie Geist spontan den Rücken. Er setzt unausgesprochen voraus, dass es unter den vielen, die in dieser Welt „Herr“ sein wollen, nur einen geben kann, der über allen anderen steht. Und er setzt voraus, dass keine andere Bindung so lohnend sein kann wie die Bindung an diesen Höchsten. Für alles andere ist sich der hässliche Riese zu schade. Und das gefällt mir, weil leider viele Menschen vor Kriechern kriechen. Viele fragen gar nicht, in was sie ihre Kraft investieren – und ob es das wert ist. Viele dienen einem zufälligen Arbeitgeber, einem herrischen Ehepartner oder einem Vorgesetzten, den sie nicht mal achten. Viele verstricken sich in fremde oder eigene Pläne, die bei Licht besehen den Aufwand nicht wert sind. Viele verbrauchen ihre Lebenskraft und Lebenszeit, ohne den kritischen Sinn, den Christopherus beweist. Denn dem liegt es zwar fern, dass er herrschen sollte. Diesen Dünkel hat er nicht. Aber er fragt sich schon, ob sein jeweiliger Herr auch wert ist, dass man ihm dient. Er ist durchaus bereit zur Hingabe. Aber nicht zur Hingabe an jeden. Er ist in einem guten Sinne anspruchsvoll – und auf bescheidene Weise unbescheiden. Er hat nichts dagegen, Mittel zu einem fremden Zweck zu sein. Es muss aber einer sein, den er respektieren kann. Er stellt seine Kraft gern zur Verfügung. Aber nicht für jedes Ziel. Und ich wollte, alle Menschen legten diese selbstbewusst-kritische Haltung an den Tag. Denn dann müssten sich alle über kurz oder lang Christus verschreiben. Die Geschichte des Christopherus hat aber auch darin eine Stärke, dass sie die Schwierigkeiten nicht verschweigt, in die der Riese gerät.

Denn sein Wunsch, Christus zu dienen, erfüllt sich nicht auf der Stelle, sondern bringt ihm erst mal neue Probleme. Trotz entschlossener Suche kann er Christus nicht finden. So einfach ist das nicht. Und als Christopherus sich beim Einsiedler erkundigt, bereitet er auch dem Kopfschmerzen. Denn ein Riese passt nun mal nicht in das Schema, das gewöhnlichen Menschen und Klosterschülern angemessen ist. Längeres Fasten hält er nicht aus. Und Gebete kann er sich nicht merken. Für Mönchskutten und Kirchenbänke ist er zu groß. Und für die Theologie fehlt ihm der Verstand. Ein anderer hätte Christopherus vielleicht abgewiesen und hätte gesagt: „Tut mir leid – einen wie dich kann Christus nicht gebrauchen!“ Aber der Einsiedler ist weise genug, um zu erkennen, dass es mehr als einen Weg gibt, auf dem man Christus dienen kann. Der Einsiedler hat verstanden, dass Christus nicht nur Einsiedler braucht. Und so darf Christopherus seinem Herrn dienen mit der Körperkraft, die ihm gegeben ist. Dieser Teil der Erzählung ist tröstlich für alle, die irgendwie von der Norm abweichen oder aus der Art schlagen. Denn auch für sie hat Christus Verwendung. Für jeden hat er eine lohnende Lebensaufgabe, die seinen Begabungen entspricht. Und jede derartige Aufgabe ist ehrenvoll, wenn der Mensch sie mit Hingabe erfüllt – mag sie ansonsten auch banal erscheinen. Wir hören ja auch von Christopherus nicht, dass er es zu jeder Zeit und bei jedem Wetter genossen hätte, fremde Leute mit Sack und Pack über den Fluss zu tragen! Es ist keine verlockende Vorstellung, im Winter immer wieder ins kalte Wasser steigen zu müssen, nur damit Reisende trockenen Fußes ans andere Ufer gelangen. Die Schlepperei könnte auf Dauer zermürend sein. Und Christopherus hatte durchaus Alternativen. Man bedenke, was für ein stolzer Krieger er hätte sein können. Als ehemaliger Ritter des Teufels hätte er leicht in Versuchung kommen können, mit seiner Kraft nicht länger zu dienen, sondern über andere zu herrschen! Doch auch eine dienende Funktion ist ehrenvoll, wenn man sich ihr widmet um Christi willen. Und Christopherus weiß das. Er ist dankbar, dass Christus ihn brauchen kann – und tut in großer Demut, was von ihm verlangt wird. Er ist sich nicht zu schade, gewöhnliches Volk über den Fluss zu tragen. Und er steht mitten in der Nacht auf, um einer Kinderbitte nachzukommen. Er hofft auf diese Weise Christus zu gefallen. Und Christus bestätigt das, indem er sich zu erkennen gibt. Es fällt aber auf, wieviel Zeit sich Christus gelassen hat – und wie lange Christopherus ohne die erwünschte Bestätigung arbeiten musste. Erst lässt sich Christus nicht finden. Dann lässt er Christopherus an religiösen Übungen scheitern, zu denen der Riese nicht taugt. Und dann gibt er ihm eine mühsame und gefährliche Tätigkeit, von der Christopherus lange nicht weiß, ob es die richtige ist. Anfangs scheint Christus an den Diensten dieses Mannes keinerlei Interesse zu haben. Er kommt ihm nicht entgegen. Er lässt ihn warten. Und er gibt ihm keinen klaren Auftrag. Man hätte folgern können, Christopherus sei ihm egal! Doch das ist an dem starken Mann das Allerstärkste, dass Christus sich ihm lange entzieht – und er sich davon nicht abschrecken lässt. Der Riese nimmt trotzdem die Arbeit auf, die der Einsiedler ihm nahelegt – und wartet nicht erst auf eine persönliche Begegnung

mit Christus. Denn er ist entschlossen, ihm zu dienen. Und obwohl er ihn nicht findet, fängt er schon mal mit der Arbeit an. Sein neuer Herr lässt sich nicht blicken, aber der Knecht spuckt schon mal in die Hände. Christus zeigt ihm die kalte Schulter, Christopherus dagegen zeigt, was er kann. Und das beeindruckt mich, weil es viele so ganz anders machen. Viele verlangen, Christus solle sich erst mal zeigen, dann würden sie ihm vielleicht auch folgen. Christus soll sich ihnen erst mal persönlich offenbaren, dann wollen sie erwägen, mit dem Christ-Sein Ernst zu machen. Er soll ihnen vorab garantieren, dass sich die Mühe lohnt. Und wenn sich Christus nicht so zeigt, wie sie's erwarten, ist ihr Interesse schnell erlahmt. Christopherus hingegen fragt nicht lange, was Christus für ihn tut, sondern, was er für Christus tun soll. Er legt einfach schon mal los und beginnt seinen Weg der Nachfolge mit entschlossener Konsequenz. Er hofft, irgendwann einer Begegnung mit Christus gewürdigt zu werden. Doch dass er auf dem richtigen Weg ist, zeigt sich erst beim Laufen. Und bis zum Beweis des Gegenteils nimmt der Riese an, es sei im Sinne Christi, was der Einsiedler ihm geraten hat. Sein Glaube hält das Schweigen Christi ziemlich lang aus. Es wird ihm zu einer Zeit der Bewährung. Und die bestätigende Palme wird ihm erst am Ende geschenkt. Als sein Wanderstab Früchte trägt, weiß er dann wirklich, dass er Christus dient, indem er den Menschen dient. Die nächtliche Begegnung mit dem Kind führt ihm vor Augen, dass er Christus trägt, indem er das gemeine Volk auf den Schultern trägt. Was er den Menschen tut, tut er dem Herrn selbst (Mt 25,40). Und wenn ihm die Last auch manchmal zu schwer erscheint, kommt er doch durch. Dem Riesen geht das Licht auf, das er so geduldig erwartet hat. Er wollte Christus finden. Aber hat nicht Christus ihn gefunden? Er wollte Christus tragen. Aber trug nicht Christus ihn? Er wollte Christus dienen. Aber hat ihm Christus nicht viel mehr gedient? Viele Christen teilen diese Erfahrung. Denn anfangs meinen wir, ein Jünger Jesu zu sein, sei so leicht, wie ein kleines Kind über den Fluss zu tragen. Doch mitten im Strom erscheint uns das Kind schwer wie Blei. Wir sind von der Aufgabe überfordert, kommen aber irgendwie doch ans Ufer. Und im Rückblick wird uns klar, dass wir den glücklichen Ausgang gar nicht unserer eigenen Kraft verdanken, sondern der des Kindes. Wir hielten uns vielleicht für Lastenträger, doch war es Christus, der uns trug. Wer ist also in Wahrheit das „Kind“ – und wer der „Riese“? Vergessen wir das nicht. Und bitten wir Gott, dass uns die Geduld nicht verlässt, bevor auch aus unserem Wanderstab eine Palme geworden ist.

Die Verleugnung des Petrus



The Denial of Saint Peter

Adam de Coster, Public domain, via Wikimedia Commons

„Petrus saß draußen im Hof; da trat eine Magd zu ihm und sprach: Und du warst auch mit dem Jesus aus Galiläa. Er leugnete aber vor ihnen allen und sprach: Ich weiß nicht, was du sagst. Als er aber hinausging in die Torhalle, sah ihn eine andere und sprach zu denen, die da waren: Dieser war auch mit dem Jesus von Nazareth. Und er leugnete abermals und schwor dazu: Ich kenne den Menschen nicht. Und nach einer kleinen Weile traten hinzu, die da standen, und sprachen zu Petrus: Wahrhaftig, du bist auch einer von denen, denn deine Sprache verrät dich. Da fing er an, sich zu verfluchen und zu schwören: Ich kenne den Menschen nicht. Und alsbald krächte der Hahn. Da dachte Petrus an das Wort, das Jesus zu ihm gesagt hatte: Ehe der Hahn kräht, wirst du mich dreimal verleugnen. Und er ging hinaus und weinte bitterlich.“ (Mt 25,69-75)

Die blamable Geschichte, wie Petrus seinen Herrn verleugnet, ist allgemein bekannt. Der stolze Apostel, der vorher noch groß getönt hat, er werde sich von Jesus niemals trennen und lieber mit ihm in den Tod gehen, bekommt es nach Jesu Gefangennahme mit der Angst – und verhält sich feige. Doch darf man ihm nicht Unrecht tun. Denn immerhin ist er der Einzige, der den Soldaten folgt, die Jesus

zum Palast des Hohepriesters bringen. Petrus schleicht hinterher. Er will sehen, was weiter mit Jesus geschieht. Und natürlich versucht er dabei nicht aufzufallen. Er wärmt sich im Hof des Palastes an einem Feuer – so als wäre er ein zufälliger Passant. Und nur beiläufig spitzt er die Ohren. Er beobachtet aus dem Augenwinkel, um mitzubekommen, was man nun mit Jesus macht und wohin man ihn bringt. Doch dreimal wird Petrus erkannt und droht aufzufliegen. Dreimal zeigt jemand mit dem Finger auf ihn und sagt: „Du warst doch auch dabei! Haben wir dich nicht mit Jesus gesehen? Sprichst du nicht auch wie einer von diesen Galiläern?“ Petrus aber hebt abwehrend die Hand und leugnet, dass er zu Jesus gehört. „Nein, nein!“ sagt er, „Ihr irrt euch, ihr verwechselt mich, ich kenne diesen Jesus gar nicht, ich habe mit dem nichts zu schaffen!“ Sein ängstlicher Blick spricht Bände, denn offenbar wird es jetzt eng für Petrus. Der Soldat rechts im Bild hat ihn schon am Handgelenk gepackt und greift mit der linken Hand ans Schwert. Auch der zweite Soldat mit der spitzen Hellebarde ist aufmerksam geworden. Wenn sich der Verdacht bestätigt, wird der alte Mann diesen beiden nicht entkommen. Und jene Magd in der Bildmitte will es offenbar genau wissen. Sie trägt eine Fackel. Sie wird dem Petrus gleich hell ins Gesicht leuchten. Und so bekommt Petrus immer mehr Angst. Er setzt ein ganz unschuldiges Gesicht auf – wie ein zu Unrecht Verdächtigter. Und mit seinem weitgehend kahlen Kopf und dem zotteligen Bart sieht er auch wirklich nicht mehr wie ein imposanter Apostel aus, sondern nur wie ein verschreckter alter Mann. Petrus tut nicht nur verwirrt. In diesem Moment ist er es wohl auch. Denn er findet sich sozusagen eingeklemmt zwischen Wahrheit und Gewalt. Die Fackel jener Magd steht für das Licht der Wahrheit. Und jene Waffen der Wächter für die Gewalt. Petrus aber, den wir sonst als Draufgänger und großen Prediger kennen, jener „Fels der Kirche“ wirkt plötzlich gar nicht mehr imposant. Denn wie konnte er in solch eine Lage geraten? War Petrus nicht selbst ein Freund und stolzer Verkünder der Wahrheit? Nun findet er sich plötzlich auf der Seite der Lüge, denkt sich Ausreden aus, stammelt herum und spielt den Ahnungslosen! Eingeklemmt zwischen Wahrheit und Gewalt versucht er wie ein Feigling seine Haut retten. Plötzlich scheut er das Licht, als wäre er wirklich ein Verbrecher, und zieht den Kopf ein, weil er eben doch am Leben hängt. Er muss hoffen, dass er geschickt genug lügt, um kein weiteres Interesse auf sich zu ziehen. Er windet sich wie ein Wurm und kommt sich dabei gewiss erbärmlich vor. Aber wie sich zeigt, hat er doch nicht das Format, um loyal und tapfer an Jesu Seite in den Tod zu gehen. Petrus zieht seinen Kopf aus der Schlinge. Er will in diesem Moment kein Held sein – und wird auch nicht gezwungen. Gleich wenden die Soldaten ihre Aufmerksamkeit wieder anderen Dingen zu, und Petrus kann aufatmen. Aber dann kräht der Hahn genau so, wie Jesus es vorausgesagt hat. Der Hahn posaunt das Versagen des Jüngers in die Welt hinaus. Und eben so groß wie seine Angst war, so groß ist nun die Scham, die Petrus befällt. Er läuft davon und weint bitterlich über sich und seine Schwäche. Er ist von sich selbst maßlos enttäuscht. Denn während all die anderen Jünger davonliefen, hätte er derjenige sein können, der

an Jesu Seite blieb. Aber Petrus hat seinen Herrn verleugnet. Und infolgedessen steht Jesus seinen Feinden in völliger Einsamkeit gegenüber. Zu gern würde Petrus diese Episode vergessen. Doch auch 2000 Jahre später reden wir noch von dieser unrühmlichen Tat, dass Petrus gekniffen hat, als er hätte bekennen sollen. Und jeder Wetterhahn oben auf einer Kirchturmspitze erinnert an die Blamage dieser Nacht. Es liegt also nahe, über Petrus den Kopf zu schütteln, weil er den Mund so voll nahm, als er sich in Sicherheit wähnte, und dann feige war, als es drauf ankam. Aber so einfach sollten wir es uns dann doch nicht machen. Denn ganz abgesehen davon, dass wir selbst nicht in einer Lage sind, wo Glaubenstreue unser Leben gefährden könnte, muss man ja auch fragen, was es eigentlich gebracht hätte, wenn Petrus in diesem Moment ehrlich gewesen wäre. Es ist natürlich leicht, mit dem Finger auf ihn zu zeigen. Petrus aber, der nicht unbedingt zum Märtyrer werden wollte, könnte für sich in Anspruch nehmen, nicht nur aus Angst, sondern vielleicht auch vernünftig gehandelt zu haben. Denn wenn Petrus sich in so einer Situation als Jünger Jesu „outet“ – wem nützt das schon? Vermutlich wäre auch er verhaftet worden und wäre wie Jesus verurteilt, gefoltert und getötet worden. Aber – hätte das Jesus viel geholfen? Hätte es an seinem Schicksal etwas geändert? Statt einem Justizmord hätten zwei stattgefunden. Aus einfachem Unrecht wäre doppeltes geworden. Die übrigen Jünger hätten aber eine Leitfigur und einen erfahrenen Mann eingebüßt. Die Kirche hätte einen wichtigen Apostel verloren. Wäre's also vernünftig gewesen, in jener Nacht das Martyrium zu suchen? Hätte sich Jesus etwa gefreut, Petrus neben sich gekreuzigt zu sehen? Sollte sich Petrus der Brutalität des Feindes ausliefern, nur um nicht als Feigling zu gelten? Hätte es irgendwem genützt, in dieser Lage den Helden zu spielen? Freilich kann er seinen Kopf nicht aus der Schlinge ziehen, ohne zu lügen. Und Lügen ist verwerflich. Aber muss er in seiner Not jedem die Wahrheit auf die Nase binden, wenn er sich damit massiv schadet und anderen nicht wirklich nützt? Mancher von uns hat wohl schon aus schlechteren Gründen gelogen – ganz ohne Lebensgefahr, einfach nur aus Bequemlichkeit! Und so ist es ziemlich leicht, für Petrus eine Verteidigungsrede zu halten und mildernde Umstände geltend zu machen. Er war eben zwischen Wahrheit und Gewalt in die Klemme geraten. Niemand konnte das voraussehen. Und so pragmatisch wie er, sind auch wir gewohnt zu denken. Wir verstehen den Petrus nur zu gut! Und gerade das ist das Erschreckende an der Geschichte. Denn die Logik, die Petrus dazu bringt, seinen Glauben zu verleugnen, ist dieselbe, der auch wir zu folgen gewohnt sind. Ja, nach geläufigen Maßstäben war es vernünftig, dass Petrus sich nicht als Jünger zu erkennen gab. Viele von uns hätten es genauso gemacht. Und doch wissen wir zugleich, dass, was uns „vernünftig“ erscheint, dennoch falsch war. Es war eben vernünftig und es war falsch! Wenn aber das, was falsch ist, so vernünftig erscheinen kann, was besagt das dann über unsere Vernunft? Ich meine erst hier haben wir den Punkt erreicht, wo uns die Geschichte wirklich angeht und verstört. Denn unser Alltagsverstand sagt, es gebe Situationen, in denen es unvernünftig ist, Treue zu zeigen, in denen es aber vernünftig

wäre, zu lügen. Unserem Alltagsverstand nach ist Petrus nicht nur zu entschuldigen, sondern er hat das einzig Richtige getan. Was besagt das dann aber über unsere alltägliche Vernunft, wenn der Hahn trotzdem kräht, wenn Jesus trotzdem traurig ist, und Petrus sich trotzdem in Grund und Boden schämt? Bedeutet es vielleicht, dass Vernunft, Feigheit und Heuchelei manchmal Koalitionen eingehen gegen den Glauben, die Treue und das Recht? Und folgt möglicherweise, dass man sich entscheiden muss, ob man mit der Welt „vernünftig“ leben oder mit Jesus „unvernünftig“ sterben will? Schließt Christ-Sein die Bereitschaft ein, in den Augen der Welt dumm dazustehen? Oder heiligt der Zweck, am Leben zu bleiben, jedes erdenkliche Mittel? Ich meine, Petrus selbst gibt uns die Antwort, indem er so bitterlich weint und sein Versagen erkennt. Denn vor die Wahl gestellt, entweder treu oder am Leben zu sein, hat er sich für das Leben entschieden. Und er weiß, dass es falsch war. Denn bei der pragmatischen Frage, was das Martyrium schon „genützt“ hätte, wird die Hauptsache meist übersehen. Das offene Bekenntnis hätte Petrus vielleicht den Kopf gekostet. Es hätte ihn aber in der Einheit mit Jesus erhalten – und damit die Integrität seiner Person gewahrt. Und diese Einheit mit Jesus, jene Integrität der Person, ist ein höheres Gut als das Leben selbst. Denn das irdische Leben ist uns nur als Mittel gegeben, um jene Einheit mit Gott zu erlangen. Und wenn es dahin nicht führt, war's vergebens. Indem Petrus seinen Herrn verleugnet, gibt er aber einem niederen Ziel Vorrang vor einem höheren. Er erhält sein Leben, verliert darüber aber jene Integrität und Treue, die sein Leben erst zu einem guten Leben macht. Was er preisgibt, ist mehr wert, als was er dadurch gewinnt – das ist die Definition einer schlechten Entscheidung! Und weil Petrus das spürt, kann es ihn kaum trösten, dass tausend Menschen jeden Tag dasselbe tun. Sondern erst lange nach diesem Moment findet Petrus Trost, weil Christus nach seiner Auferstehung die Verbindung mit dem Jünger wieder herstellt und Petrus mit wichtigen Aufgaben betraut (vgl. Joh 21). Das Versagen des Apostels wird nicht mehr erwähnt. Und Jesus hat die Beziehung zu Petrus auch nicht abgebrochen. Er zahlt nicht etwa mit gleicher Münze heim und verleugnet nun Petrus! Der aber versteht im Nachhinein umso besser, was Gnade bedeutet, und was er seinem Herrn verdankt. Denn in derselben Nacht, in der Petrus der äußersten Konsequenz seines Glaubens ausweicht, ist Jesus auf Kurs geblieben und hat nicht zuletzt für den versagenden Petrus sein Leben gegeben. Jesus hat weder die Fackel der Wahrheit gefürchtet noch ist er der Gewalt seiner Feinde ausgewichen. Jesus konnte da in keine Klemme geraten. Und Petrus weiß, dass er hätte mitgehen sollen. Es ist immer falsch, nicht bei Jesus zu sein. Doch in jener Nacht war Petrus innerlich zerrissen – und der armselige Teil von ihm, jener, den die Angst regiert, behielt die Oberhand. Petrus wollte unbedingt an Jesu Seite stehen – und wollte es doch in diesem Moment auf keinen Fall. Er wollte davonkommen – und treu sein. Er wollte Mut zeigen – und trotzdem am Leben bleiben. Als ihm aber beides zugleich nicht gelang, weil es nicht gelingen konnte, da zerbrach das Bild, das Petrus von sich hatte. Er merkte, dass er längst nicht der Mann war,

für den er sich hielt, lief davon und weinte. Muss man da noch erklären, was die Sache mit uns zu tun hat? Muss man erst noch betonen, dass wir alle Petrus sind? Auch wir kommen jeden Tag in Situationen, in denen wir vor der Wahl stehen, entweder clever unseren Vorteil zu suchen oder um des Glaubens willen Nachteile in Kauf zu nehmen. Mit geschickter Heuchelei kommen wir glatt durchs Leben. Mit Wahrhaftigkeit und Konsequenz ecken wir ständig an. Und so ist es allemal bequemer, die Treue zu Jesus und seinem Gebot zu relativieren. Denn nach wie vor hat die Welt kein Verständnis dafür, wenn's einer mit dem Glauben übertreibt. Niemand versteht, warum einer bei der Wahrheit bleibt, wenn ihm die Wahrheit nichts einbringt als nur Leid und Ärger. Doch wer das nicht versteht, versteht auch Jesus nicht. Und wer sich davor fürchtet, der Welt töricht zu erscheinen, wird nicht lang auf Jesu Seite stehen. Denn die Logik dieser Welt und die Logik Gottes lassen sich nicht versöhnen oder kombinieren. Wer nicht mit Jesus bei den Opfern steht, wird ohne Jesus bei den Tätern stehen. Man muss sich da entscheiden. Wir können entweder nach himmlischen Maßstäben erfolgreich sein oder nach irdischen – beides zugleich wird nur selten gelingen. Und wer in den Himmel will, kommt am Kreuz nicht vorbei. Auch über unser Leben wacht dieser nimmermüde Hahn. Der wird über uns krähen – oder nicht. Und wenn er erst mal angefangen hat, unserer Schande hinauszurufen, bringt ihn niemand mehr zum Schweigen. Dieser elende Hahn wird es in die Welt hinausposaunen, wenn wir nicht bereit sind, für die Wahrheit zu leiden. Und das schöne Bild, das wir von uns selbst haben, geht dann in die Brüche. Aber immerhin: Der Hahn hatte, was Petrus betrifft, nicht das letzte Wort. Nach vielen Tränen hat ihn Christus doch für tauglich befunden, seine Kirche zu bauen. Auch Feiglinge dürfen demnach Apostel werden. Und Petrus bekam sogar eine zweite Chance zum Martyrium – und ist später in Rom für seinen Glauben gestorben (Joh 21,18-19). Wir müssen ihn darum sicher nicht beneiden. Und wir werden uns auch nicht zum Kreuz hin drängen – oh, nein! – das kommt schon ganz von selbst. Aber wenn's uns erreicht in der einen oder anderen Form, dann wollen wir Gott bitten, dass er uns allen Mut schenkt, der nötig ist, um standzuhalten. Ja, Gott helfe uns, alles zu tun, was er von uns erwartet – nicht mehr und nicht weniger. Wenn wir aber versagen, dann stehe er uns bei in Geduld und Gnade, wie er das schon bei Petrus tat.

Pilatus und die Wahrheit



"What is truth?" Christ and Pilate

Nikolai Nikolajewitsch Ge, Public domain, via Wikimedia Commons

Das Evangelium des Johannes berichtet im 18. Kapitel vom Verhör Jesu durch den römischen Stadthalter Pilatus. Und dieses Gespräch zwischen zwei gänzlich verschiedenen Männern lohnt eine nähere Betrachtung. Denn wie man es vom Verhör eines Angeklagten durch seinen Richter erwartet, ist das Gespräch entlarvend. Interessanter Weise wird hier aber nicht der Angeklagte entlarvt und überführt, sondern der Richter. Wie in jedem Prozess, soll die Wahrheit ans Licht kommen. Aber in diesem Fall ist es die Wahrheit über den Richter. Und als Jesus und Pilatus auseinandergehen, ist nicht nur das Urteil über Jesus gefallen, sondern auch das über Pilatus. Ob der das aber gemerkt hat? Wir wissen es nicht. Denn natürlich meint

Pilatus, er sei in dieser Sache der Prüfende, und Jesus der Geprüfte. Pilatus meint nicht, er habe ein Problem, sondern Jesus. Und so beginnt er die Sache wie eine Routineangelegenheit, die im Alltag eines römischen Stadthalters wohl nicht ungewöhnlich war. Der Hohepriester Kaiphas lässt früh am Morgen den Gefangenen Jesus zu Pilatus bringen. Und als Pilatus fragt, warum die jüdischen Behörden ihn nicht selbst bestrafen, antworten die Kläger ganz offen: Jesus ist in ihren Augen des Todes schuldig. Doch ein Todesurteil darf die jüdische Selbstverwaltung nicht verhängen. Die römischen Besatzer haben sich das vorbehalten. Für ein Todesurteil braucht man die Unterschrift des Stadthalters. Und die soll Pilatus nun geben. Der Römer kennt die Rechtslage und so bleibt ihm nichts übrig, als sich mit dem Fall zu befassen. Er lässt Jesus vorführen und fragt ihn, ob er tatsächlich die von den Juden unterstellten politischen Ambitionen habe: „Bist du der König der Juden?“ (Joh 18,33). Eine positive Antwort Jesu hätte Pilatus sein Geschäft erleichtert, denn wer den Machtanspruch eines Königs erhebt, tritt in offene Konkurrenz zur römischen Herrschaft und kann als Staatsfeind und Aufrührer rasch abgeurteilt werden. Doch so einfach ist die Sache nicht. Denn Jesus antwortet mit einer Gegenfrage, die aus dem prüfenden Pilatus einen Geprüften macht. Das mit dem „König der Juden“, fragt Jesus: „Sagst du das von dir aus oder haben dir's andere über mich gesagt?“ (Joh 18,34). Der Römer ist irritiert. Statt etwas zu gestehen, fordert der Angeklagte vom Richter ein Geständnis seiner eigenen Position. Und Pilatus antwortet entsprechend ausweichend: „Bin ich ein Jude?“ (Joh 18,35). Geht mich das etwas an? Jesus aber entkräftet daraufhin den Vorwurf politischer Ambitionen, indem er seine Sendung ganz klar als geistlich Sendung und seine Autorität als geistliche Autorität beschreibt: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt“, sagt er. „Wäre mein Reich von dieser Welt, meine Diener würden darum kämpfen, dass ich den Juden nicht überantwortet würde; nun aber ist mein Reich nicht von dieser Welt“ (Joh 18,36). Pilatus versteht das. Er hört aber doch heraus, dass Jesus einen herrschaftlichen Anspruch erhebt. Und im Sinne der gegen ihn erhobenen Anklage fragt der Römer nochmal nach: „So bist du dennoch ein König?“ Jesus antwortet darauf nicht mehr vorsichtig mit einer Richtigstellung, sondern mit dem offenen Bekenntnis seiner königlichen Würde, die er aber ganz unerwartet interpretiert: Jesus sagt „ja“ – „du sagst es, ich bin ein König“. Er erklärt das aber auf seltsame Weise, indem er anfügt: „Ich bin dazu geboren und in die Welt gekommen, dass ich die Wahrheit bezeugen soll. Wer aus der Wahrheit ist, der hört meine Stimme“ (Joh 18,37). Das ist eine überraschende Auskunft – und in den Ohren des Pilatus gewiss auch eine steile These. Denn was Jesus vorbringt, klingt nicht nach Verteidigung, sondern nach Angriff. Und zudem verschiebt es den Schwerpunkt des Gesprächs. Pilatus verhört den Angeklagten in gewohnter Weise und versucht die Wahrheit ans Licht zu bringen, die ein Beschuldigter doch meist vertuschen will. Jesus aber reagiert ganz untypisch, weil er das Aufdecken der Wahrheit nicht etwa fürchtet, sondern offensiv den Anspruch erhebt, Zeuge und Anwalt einer Wahrheit zu sein, die Pilatus hören sollte. Genau das ist die Sendung Jesu, dass er der Welt

die Wahrheit bringt, dass er der Wahrheit Gottes Geltung verschafft – und sogar selbst die Wahrheit ist (Joh 14,6). Denn Jesus bringt nicht nur das Wort Gottes, sondern ist das Wort Gottes in eigener Person. Das Wort Gottes aber ist die Wahrheit über die Welt, die Wahrheit über diesen inszenierten Prozess – und somit auch die Wahrheit über Pilatus! Wenn der Römer aus der Wahrheit leben wollte, wäre jetzt der richtige Moment, sich der Wahrheit zu beugen. Denn Jesus sagt: „Wer aus der Wahrheit ist, der hört meine Stimme“. Statt sich ängstlich zu verteidigen, konfrontiert er den Stadthalter mit einem gottgleichen Anspruch, demgegenüber es nur ein klares „ja“ oder „nein“ geben kann. Pilatus sollte nun Farbe bekennen, denn in Jesu Person steht die Wahrheit leibhaftig vor ihm. Sie macht den Verhörenden zum Verhörten, und den Untersuchenden zum Untersuchten. Jesus hat den Spieß herumgedreht. Doch wie reagiert Pilatus? Bekennt oder leugnet er? Beginnt er einen Streit – oder fragt nach? Nichts von alledem. Jesus hat das Gespräch auf eine Ebene gebracht, auf der sich Pilatus immer weniger wohl fühlt. Und bevor es ihm zu verbindlich wird, verlässt Pilatus den Ring, weicht ins Ungefähre aus und sagt: „Was ist Wahrheit?“ (Joh 18,38). Man könnte die Frage positiv deuten und ein ernsthaftes Interesse heraushören, im Sinne von „Was ist denn Wahrheit, Jesus? Erkläre es mir!“ Doch wahrscheinlich sind die Worte spöttisch-ironisch zu verstehen, im Sinne von „Was ist denn schon Wahrheit? Wahrheit gibt's doch gar nicht!“ Pilatus möchte nicht etwa mit der Wahrheitssuche beginnen, sondern signalisiert, dass er mit der Wahrheit längst fertig ist. Er will sich dem Anspruch Jesu entziehen und sich auf keine Debatte einlassen. Denn die Wahrheit Gottes steht zwar leibhaftig vor ihm. Aber Pilatus kann damit nicht umgehen. Er scheut die Verbindlichkeit, die mit der Wahrheit einhergeht. Das Ganze wird ihm auch zu persönlich. Darum winkt er ab und sagt: „Was ist schon Wahrheit? Was soll das überhaupt sein? Die eine, absolute Wahrheit gibt's doch gar nicht. Also lass mich mit Wahrheit in Ruhe!“ Für einen Richter im Verhör ist das natürlich ein seltsamer Standpunkt. Denn genau das ist doch sein Amt, die Wahrheit festzustellen! Wenn es sie nicht gäbe, wozu diente eine Befragung vor Gericht? Doch Pilatus weicht aus und gibt sich relativistisch. Er flieht vor der Glaubensforderung Jesu in die Indifferenz. Er winkt ab, weil er die Wahrheit, für die Jesus steht, nicht hören will. Und müsste er sie hören, würde sie ihn ziemlich stören. Denn wer Wahrheit anerkennt, muss ihr dann auch folgen. Wo es Wahres gibt, da gibt es auch Falsches. Da kann man nicht mehr alles nach Gutdünken regeln. Und von so einer verbindlichen Wahrheit, die er nicht selbst kontrolliert, will der Stadthalter nichts wissen. Doch eben damit, dass Pilatus der Entscheidung ausweicht, ist die Entscheidung gefallen – über Pilatus. Denn wer aus der Wahrheit ist, der hört Jesu Stimme. Und wer sie trotz guter Akustik nicht hören will, sondern so tut, als könne er gerade gar nichts verstehen oder als gäb's keine Wahrheit, der ist offenbar nicht „aus der Wahrheit“, sondern bevorzugt die Lüge. Ja, dass er ernsthaft die Wahrheit suchte, eben das ist die Lebenslüge des gebildeten Mannes. Tatsächlich pflegt er seinen Zweifel, um sie nicht zu finden! Und damit hat sich

Pilatus selbst das Urteil gesprochen. Der Richter geht aus der Begegnung mit Jesus als Gerichteter hervor. Der Jesu Schuld prüfen sollte, hat in der Prüfung durch Jesus versagt. Der Staatsdiener, der mit der Wahrheitsfindung beauftragt war, ist vor der Wahrheit in die Skepsis geflohen. Und er leugnet den Anspruch Jesu nicht mal. Er behauptet einfach, keine Wahrheit zu kennen. Er will, dass sie immer ungewiss und diskutabel in der Schwebelage bleibt – und damit auf Distanz. Doch wenn Gott selbst die Wahrheit ist, muss der Entschluss, Wahrheitsansprüche zu ignorieren, faktisch Atheismus sein. Es ist eine schon im Ansatz misslingende Flucht vor Gott, weil es den neutralen Boden, auf den Pilatus sich zurückziehen möchte, gar nicht gibt. „Aber“, könnte man sagen, „ist Pilatus nicht zu entschuldigen, weil Jesus ihm doch gar keine Beweise und nicht mal Indizien vorlegt, die ihn überzeugen müssten?“ Der Einwand unterstellt, die Wahrheit hätte eine Bringschuld – und müsse für ihre Anerkennung schon selbst sorgen. Aber ist das so? Ist die Wahrheit schuld, wenn Pilatus sie nicht sehen will? Nein. Die Wahrheit schuldet es niemandem, sich ihm zu beweisen. Und sie bleibt genauso wahr, wenn sie keiner anerkennt. Nur wenn ein Mensch den anderen argumentativ zwingen will, eine alte Überzeugung gegen eine neue zu tauschen – dann ist er dem Gesprächspartner hinreichende Gründe schuldig. Aber ist das hier der Fall? Die Wahrheit muss sich niemandem aufdrängen, der sie offenkundig nicht hören will. Sie hat die Freiheit, solche Leute „dumm sterben zu lassen“. Und am allerwenigsten ist Gottes Sohn verpflichtet, sich diesem Römer zu offenbaren. Es ist Gnade, wenn Gott sich mitteilt. Aber auf diese Gnade hat niemand einen Anspruch. Und Jesus, als die Wahrheit in Person, hat umso weniger Grund Pilatus zu erhellen, als der die Wahrheit ja gar nicht sucht, sondern sie sich vom Leib zu halten bemüht ist. Dieser Römer will die Wahrheit nicht mal sehen, wenn sie in Menschengestalt vor ihm steht! Sie kommt ihm auf Armeslänge nahe – und er fragt immernoch, ob's denn Wahrheit überhaupt gibt! Jesus sagt ihm ganz freimütig die Wahrheit über die Wahrheit – direkter geht's ja gar nicht! Aber Pilatus will lieber im Ungewissen bleiben. Er flüchtet in unverbindlichen Relativismus. Und in der Konsequenz ist das schlimm für ihn. Aber ist es schlimm für die Wahrheit? Der Richter wäre in diesem Fall auf die Gnade seines Gefangenen angewiesen. Aber genau das will Pilatus nicht denken. Diese Rollenumkehr lässt er nicht zu. Und Jesus erzwingt sie auch nicht. Denn der möchte in diesem Verhör gar nicht „davonkommen“. Jesus will sein Werk am Kreuz vollenden und will tun, was zur Erlösung derer nötig ist, die Wahrheit und Gnade wirklich suchen. Doch zu denen gehört Pilatus nicht. Und so muss ihm Jesus ebensowenig etwas beweisen wie seinen modernen Geistesverwandten. Die meinen auch heute, die Wahrheit müsse eifrig um sie werben, um sie für die Wahrheit zu gewinnen – vermutlich soll sie anschließend auch noch für ihre Anerkennung dankbar sein! Doch die Wahrheit braucht niemandes Zustimmung. Sie bleibt auch so, was sie ist. Und nur denjenigen muss sie der Wahrheit überführen, den sie retten möchte. Sie muss aber nicht jeden retten. Und jene, die sich besonders weise dünken, macht das Wort vom Kreuz ohnehin zuschanden (1. Kor 1,18-31).

Wenn der Skeptiker die Wahrheit verfehlt, kommt sie gut ohne ihn aus. Er aber kommt nicht ohne sie aus. Und auf Wunder und Zeichen wartet er vergebens. Denn Gott weiß, dass er sie ohnehin nicht gelten ließe. Tatsächlich kultiviert der Skeptiker seinen Zweifel, um die Wahrheit nicht zu finden! Wenn überhaupt, soll man ihm eine Wahrheit vorlegen, die ihm gefällt – die wäre er vielleicht bereit zu prüfen! Doch Jesus geht ungerührt an ihm vorüber. Denn Gottes Sohn ist nicht in die Welt gekommen, um Zustimmung zu erheischen oder über Stöckchen zu springen, die man ihm hinhält. Pilatus darf sich ruhig hinter seinen Zweifeln verstecken – und zweifelnd untergehen. Jesus zwingt ihm die Erleuchtung nicht auf. Und Pilatus, der von Jesu Schuld keineswegs überzeugt ist (Joh 19,4.6.12), verurteilt ihn trotzdem zum Tode. Der Richter begeht damit ganz bewusst einen Justizmord. Aber tragischer als für Jesus ist das für Pilatus. Ihm entging Gottes Wahrheit, obwohl sie leibhaftig vor ihm stand. Was aber wäre dadurch der Wahrheit entgangen? Sie bleibt auch so, was sie ist. Was geht's uns aber an? Ich fürchte, es geht uns viel an. Denn die skeptische Haltung ist heute sehr populär. Diese Methode, sich allen Glaubens- und Wahrheitsfragen zu entziehen, nennt man derzeit „postmodernen Pluralismus“. Und es gehört zum Standardprogramm philosophischer Halbbildung, nicht nur die Erkennbarkeit, sondern auch die Existenz von Wahrheit zu leugnen. Angeblich ist alles relativ, alles ist „Ansichtssache“, alles kann man auch anders sehen. Und je weiter man das treibt, umso weniger sind der menschlichen Willkür Grenzen gesetzt. Ist alles gleich gültig, ist faktisch nichts gültig. Und wo nichts gilt, kann der Mensch machen, was ihm einfällt. Nichts ist objektiv, alles ist subjektiv. Und über den Anspruch Gottes lächelt man milde, weil man sich so „gebildet“ und „kritisch“ vorkommt. Man hinterfragt jede Autorität – und nimmt dabei nur die eigene aus. Das ist praktischer Atheismus. Denn wo nichts wahr ist, bleibt alles dahingestellt. Und wo alles relativ ist, ist auch Gott nicht absolut. Was wäre also komfortabler, als mit Pilatus zu seufzen: „Was ist schon Wahrheit? Es gibt keine Wahrheit!“ Doch wenn wir sie verleugnen, ändert sie sich deswegen nicht. Die Menschen reden wie eh und je: „Ach, lass mich doch mit Gott in Ruhe!“, „Das kann man so sehen – oder auch anders!“ Doch wenn sie Jesus abwimmeln und denken, er müsse ihnen etwas beweisen, geht's übel aus. Denn sie meinen, Gottes Wort zu prüfen. Doch geprüft werden sie. Und sobald sie Jesu Anspruch verwerfen, sind sie von Jesus verworfen. Als Pilatus sich entschloss, die Wahrheit zu ignorieren, war der Richter gerichtet. Und so kann man nur an jeden appellieren, die Frage des Pilatus entschiedener zu stellen, als er es damals tat. Denn – „Was ist Wahrheit?“ – das ist durchaus die richtige Frage! Nur darf es keine rhetorische Frage oder Floskel sein, die uns gegen Wahrheitsansprüche immunisieren soll, sondern wir müssen sie ernsthaft und ausdauernd stellen, bis wir Antwort bekommen. Die Antwort wird nicht von menschlichem Geist ergrübelt, sondern wenn, dann wird sie durch Gottes Geist geschenkt. Nicht wir ergreifen Gottes Wahrheit, sondern sie ergreift uns! Doch das kann uns recht sein und kann uns umso dankbarer machen, wenn sie denn nur nicht an uns vorübergeht. Jesus

Christus ist die Wahrheit in Person. Bei ihm klopfen wir nicht vergeblich. Und darum wollen wir das auch mit Beharrlichkeit und Zuversicht tun: Er, der selbst das Licht ist, erleuchte uns!

Josef von Arimathäa



Christ with Joseph of Arimathea

Giovanni Girolamo Savoldo, Public domain, via Wikimedia Commons

Wir begegnen im Neuen Testament nicht nur Hauptakteuren. Sondern wir stolpern auch über Menschen, die nur am Rande vorkommen. Und so eine Randfigur ist Josef von Arimathäa. Ein reicher Mann soll er gewesen sein und ein angesehener Ratsherr, ein Jünger Jesu – oder doch zumindest ein Sympathisant. Die Evangelien berichten, dass er am Abend des Karfreitags zu Pilatus geht und um den Leichnam Jesu bittet, um ihn bestatten zu können (Mt 27,57-60). Er bekommt die Erlaubnis, wickelt den Leichnam in ein sauberes Leinentuch und legt ihn in ein neues Grab, das er vorsorglich schon für sich selbst in den Fels hat hauen lassen. Er wälzt einen großen Stein vor die Tür des Grabes – und geht davon. Das ist eigentlich schon alles, was wir von Josef hören. Aber es genügt, um ins Grübeln zu kommen. Denn – warum hat sich dieser Josef schon zu Lebzeiten ein Grab hergerichtet? War er vielleicht krank, und sein Sterben absehbar? Oder wollte er durch ein aufwendiges Felsengrab seinen Reichtum demonstrieren? Gehörte er zu denen, die sich sowieso ständig mit ihrem Tod beschäftigen? Oder wollte er seinen Nachkommen die Mühe ersparen, bei seinem Ableben eine geeignete Grabstätte zu suchen? Hatte Josef vielleicht keine Nachkommen, die sich kümmern konnten – und musste darum Vorsorge treffen? Oder gehörte er zu denen, die demonstrativ ihr Ende vorbereiten, um aller Welt zu zeigen, wie wenig sie den Tod fürchten? „Seht her“, hieße das, „ich bin so unerschrocken, dass ich mich schon zu Lebzeiten probenhalber in mein Grab lege!“ Oder trieb ihn der Wunsch, über den unberechenbaren Tod zumindest so viel Kontrolle zu erlangen, dass er seine Ruhestätte selbst

bestimmt? Was immer die Gründe waren – ich könnte mir vorstellen, dass Josef nach Abschluss der Bauarbeiten nicht nur zufrieden, sondern auch mit einem mulmigen Gefühl um sein Felsengrab herumgeschlichen ist. Denn auch wenn das Grab solide gemacht war, tadellos gearbeitet und vorzeigbar, war's innendrin doch genauso dunkel wie in jedem anderen Grab. Kalt und hart war die steinerne Nische, die einmal den Leichnam aufnehmen sollte. Und der große Stein, der bereitlag, um den Ausgang zu verschließen, war vermutlich dick und schwer wie eine Gefängniswand. Ob der Erbauer da nicht doch etwas beklommen auf sein Grab geblickt hat? Ob ihm die gähnende Leere darin nicht bedrohlich vorkam – und der Eingang wie ein weit aufgerissener Schlund, der nur darauf wartet, ihn zu verschlingen? Sollte dies wirklich das letzte Ziel seiner Reise sein – das „Endlager“ seiner Gebeine, der Punkt, an dem all sein Hoffen und Streben zum Stillstand kommt? Noch konnte Josef in beliebiger Richtung hinein- und hinausgehen, konnte sein Grab begutachten und danach aus der engen Höhle wieder in die Sonne hinaustreten, an die frische Luft. Aber später dann? Wenn Josef ab und zu so unfrohe Gedanken hatte, würde das jedenfalls erklären, warum er sein etwas voreilig errichtetes Grab so bereitwillig weggab und es spontan für den gekreuzigten Jesus zur Verfügung stellte. Natürlich hat dabei die Verehrung für den Mann aus Nazareth die größte Rolle gespielt. Ein anständiges Begräbnis war ja am Karfreitag der letzte Dienst, den man Jesus noch erweisen konnte. Auch heute nutzt mancher eine Beisetzung als letzte Gelegenheit, um mit großem Aufwand zu kompensieren, was er dem Lebenden schuldig blieb! Und immerhin war Josef Ratsherr in Jerusalem. Die Behörden seiner Stadt hatten diesen Justizmord zu verantworten. Und wir hören nicht, dass Josef viel unternommen hätte, um ihn zu verhindern. Hat er etwa seinen Einfluss in der Lokalpolitik nicht geltend gemacht? Oder kam sein Protest zu spät? Vielleicht machte sich Josef Vorwürfe, nicht mehr für Jesus getan zu haben. Und die Bestattung Jesu in seinem eigenen Grab wäre dann ein etwas hilfloser Versuch der „Wiedergutmachung“ gewesen. Aber ganz nebenbei war's dann auch eine gute Gelegenheit, dies lästige Grab loszuwerden. Denn das dunkel-kalte Loch, das drohend aufgesperrte Maul, wurde ja mit Jesu Leichnam gefüllt und bis auf Weiteres gesättigt. Die Gruft war damit besetzt – und Josefs Platz nicht länger leer. Ein anderer war für ihn in sein Grab gegangen. Ein Ersatzmann sozusagen, für den es ihm sicher leidtat. Doch die für Josef bestimmte Lücke war erst mal gefüllt. Und ein gutes Werk hatte er auch noch getan! So stelle ich mir vor, dass Josef von Arimathäa danach irgendwie erleichtert im Sonnenschein spazieren ging. Gewiss hat ihn die Sache mit Jesus traurig gemacht. Aber irgendwie wäre es doch uns allen recht, wenn ein anderer an unserer Stelle unter die Erde käme. Mein Ort im Totenreich wäre dann „besetzt“. Ich dürfte also weiterleben. Und ich könnte darauf verweisen, dass da schon einer mein Grab ausfüllt, so dass für mich leider kein Platz mehr bleibt! So ein Stellvertreter, der für mich das Sterben übernimmt – das wär' schon was! Das hätte seinen Charme! Mein Grab wäre belegt, „wegen Überfüllung geschlossen“. Und so würde der Tod

vielleicht gar nicht merken, dass ich ihm fehle! Ja, das wäre doch nicht schlecht, wenn man das Sterben delegieren könnte, indem man das eigene Grab einem anderen zur Verfügung stellt. Vielleicht war das für Josef von Arimathäa ein richtig gutes Gefühl! Nur stelle man sich vor, mit welcher Bestürzung er anschließend die Osterbotschaft gehört haben muss. Sein verschenktes Grab hatte quasi eine Fehlfunktion – es hatte Christus wieder herausgegeben. So wie der Walfisch den Jona, so hatte das Grab Jesus wieder ausgespien – fast als hätte der Tod den Schwindel bemerkt. Fast als wäre aufgefallen, dass die Gruft mit dem Falschen belegt war. Hatte sich das Grab etwa wieder aufgetan, weil es den Tausch bemerkte – und einen anderen als Josefs Leichnam nicht beherbergen wollte? Was mag da wohl in Josefs Kopf vorgegangen sein? Gewiss hat der Ratsherr mit Freude und ungläubigem Staunen gehört, dass Jesus lebt. Die Jünger sind ihm begegnet! Aber mit dieser Wendung war dann auch Josefs Grab wieder leer. Sein Platz in der Gruft war wieder frei – und der kalte Stein wartete auf den ursprünglichen Besitzer. Die Zwischenlösung hatte nur drei Tage gehalten. Die Lücke war nicht auf Dauer gefüllt, der Gottessohn dem Tod entkommen. War also wieder alles wie zuvor? Oder war jetzt alles ganz anders? Josef muss furchtbar verwirrt gewesen sein, als er die Grabstätte in Augenschein nahm, die er so erfolglos verschenkt hatte. Denn wie würde das nun sein, wenn man ihn selbst eines Tages in dieses Grab bettet, aus dem Jesus auferstanden war? Wie sollte er sich vorkommen als „Nachrücker“ für diesen Nicht-mehr-Toten, der in dem geschenkten Grab nicht hatte bleiben wollen? Würde sich das Grab eines solchen Vorgängers überhaupt noch als Grab eignen? „Ruhe in Frieden“ sagt man schließlich. Jesus hatte aber in diesem Grab wenig „Frieden“ gefunden – und definitiv keine „ewige Ruhe“! Wenn aber selbst auf den Tod nicht mehr Verlass ist, kann man ihn dann nach Jesu Auferstehung noch ernst nehmen? Und wenn das Grab für Jesus keine Endstation war: welche Bedeutung hat es dann noch für seine Jünger? Ist es am Ende gar keine Sackgasse mehr, sondern nur ein Durchgang zum Leben – wie an Jesus zu sehen? Und wenn's so wäre: muss man das Grab dann noch fürchten? Josef von Arimathäa (betroffen vor seinem Grab stehend) wird wohl eine Weile gebraucht haben, um das zu Ende zu denken. Wenn er aber später mit Petrus und den anderen sprach, werden die ihm bestätigt haben, dass Christi Auferstehung nicht allein an Josefs Grab etwas verändert hat, sondern an allen Gräbern dieser Welt. Tatsächlich sind sie nach Ostern nicht mehr Endlager für verbrauchte Menschen, sondern nur noch Durchgangsstationen auf dem Weg zur Auferstehung. Denn Jesus ist nicht speziell und nicht nur für Josef von Arimathäa in sein Grab gegangen, sondern stellvertretend für alle Menschen. Der Gekreuzigte starb unser aller Tod und ging für uns alle durch die Hölle. Dem Ende unseres Lebens vorgreifend legte er sich gewissermaßen in all unsere Gräber, Säрге, Urnen, Grüfte. Jesus fand da nicht nur hinein, er fand auch wieder heraus. Er öffnete all diese Sackgassen für den Durchgangsverkehr. Und so wurde Jesu Auferstehung zum Vorlauf für unsere Auferstehung – und zugleich zum Grund ihrer Möglichkeit. Denn nicht nur Josefs Grab hat dünne Wände

bekommen. Alle Gräber sind nun nicht mehr Endbahnhof, sondern Zwischenstopp. Denn Christus ist nicht bloß auf den Tod zugegangen und in den Tod hinein, sondern auch durch den Tod hindurch und über ihn hinaus. Und so ist jeder noch so bittere Tod, der einem Christen begegnen mag, zuvor schon Christus begegnet – und hat an ihm seinen Meister gefunden. Statt zu herrschen, wird unser Tod uns dienen müssen! Und wenn wir demnächst mal wieder über einen Friedhof gehen, dürfen wir an Josef von Arimathäa denken. Wir können uns fragen, in welcher Grabreihe wir mal liegen werden. Wir können über den Boden schreiten, der uns einmal bedecken wird. Wir dürfen uns auch ruhig vorstellen, wie's da unten in zwei Metern Tiefe aussieht. Aber unsere Gedanken müssen dabei keineswegs beklommen sein. Denn ganz egal, wohin man uns bettet: Christus ist längst dagewesen. Er kennt sich aus mit unserem Tod. Und sind wir auch Anfänger im Sterben, so ist er das doch nicht. Keine Grube ist ihm zu tief und keine Höhle zu dunkel, dass er die Seinen nicht fände. Warum sollte uns also der Gedanke an unser Grab bedrücken? Es wird uns auf unserem Weg zu Gott nicht aufhalten, sondern voranbringen. Nichts kann uns hindern, am Leben des Auferstandenen teilzuhaben – nicht die zwei Meter Erde über uns und nicht die Last der vergangenen Jahre. Denn über den Gräbern weht heute schon die Siegesfahne Christi. Und vielleicht ist Josef von Arimathäa der erste gewesen, der das in aller Konsequenz verstanden hat.

Okkultismus



König Saul bei der Hexe von Endor / Which of Endor
Edward Henry Corbould, Public domain, via Wikimedia Commons

Kennen sie die Hexe von Endor? Es würde mich fast wundern. Denn in der Bibel kommen zwar diese Menschen vor, die man „Wahrsager“ und „Magier“, „Geisterbeschwörer“ und „Hellseher“ nennt. Sie leben auch heute weiter als Okkultisten und Spiritisten, Parapsychologen und Astrologen, Kartenleger, Esoteriker, Schamanen und Wunderheiler. Aber die Kirche zieht es doch vor, sich mit diesen Dingen nicht groß auseinanderzusetzen. Denn von „Hexerei“ zu reden, ist politisch nicht korrekt. Mit „Hexenverbrennung“, „Inquisition“ und „Aberglauben“ will man keinesfalls in Verbindung gebracht werden. Und so macht man sich eilig die Mehrheitsmeinung zu eigen, dass ein aufgeklärter Mensch an den ganzen „Geisterkram“ nicht glaubt. Manche Pfarrer kommen schon in Schwierigkeiten, wenn Jesus Dämonen austreibt – eigentlich meinen sie, so etwas gäbe es gar nicht. Und so predigen sie erst recht nicht über die Hexe von Endor. Ich will mich aber schon deshalb nicht drücken, weil diese Frau für König Saul eine wichtige Rolle spielte. Sie erinnern sich an Saul? Er ist der erste König Israels und eine wahrhaft tragische Figur.

Denn er hat sich durchaus nicht gedrängt, König zu werden (1. Sam 9-10). Nachdem ihn aber der Prophet Samuel in Gottes Auftrag gesalbt und zum König erhoben hat, ist ihm nur kurzer Erfolg gegönnt. Saul siegt zwar über die Ammoniter (1. Sam 11). Aber schon im Krieg gegen die Philister verliert er die Nerven und handelt voreilig, so dass ihm Samuel das Ende seines Königtums ansagt (1. Sam 13,10-14). Und im Kampf gegen die Amalekiter macht Saul dann seinen schwersten Fehler. Denn er nimmt ihre Stadt zwar ein. Er tötet darin aber nicht alles Lebendige (wie es von Gott geboten war), sondern verschont den besiegten König und bringt auch vom Vieh des Gegners die besten Tiere lebend nach Hause. Der Prophet Samuel stellt ihn deswegen zur Rede, denn es ist ein offener Ungehorsam gegen Gottes Weisung! Saul aber sucht Ausflüchte und will nicht wahrhaben, dass er durch diesen Fehler seine Königswürde verspielt hat. Samuel sagt ihm auf den Kopf zu, dass Gott ihn nun verworfen und das Königtum von ihm genommen hat. Aber Saul sieht es nicht ein, will alles wiedergutmachen, klebt an der Macht, leugnet sein Scheitern, agiert einfach weiter als König – und verbittert immer mehr (1. Sam 15). In dem jungen David erwächst ihm bald ein Konkurrent, den er unversöhnlich verfolgt. Denn David ist offensichtlich Gottes Liebling. Dem gelingt einfach alles! Und während David die Herzen zufliegen, gerät Saul immer mehr in düstere Gemütszustände des Trübsinns, der Bitternis und des ohnmächtigen Zorns. Aller Segen fällt auf David, auf Saul aber dieser böse Geist der Depression und des Neides. Saul versucht David mehrfach zu töten und jagt ihm mit seinen Soldaten vergeblich hinterher (1. Sam 18,5-16; Kap. 24 u. 26). Der Prophet Samuel aber stirbt unterdessen. Und damit verliert Saul die wichtigste ihm verbliebene Verbindung zu Gott. Bald steht ein neuer Krieg gegen das mächtige Heer der Philister bevor. Und Saul – voller Furcht und Verzagtheit – will Gott befragen, was er tun soll. Doch Gott antwortet ihm weder durch Träume noch durch Propheten. Und Samuel lebt nicht mehr (1. Sam 28,3-6). Saul sieht sich alleingelassen. Und so kommt er dann auf seine vielleicht schlechteste Idee: Ratlos, wie er ist, wendet er sich dunklen Mächten zu. Und obwohl er in besseren Tagen selbst die Zeichendeuter und Geisterbeschwörer aus Israel vertrieben hat, sucht er nun deren Rat und geht inkognito zu jener Hexe von Endor, die Tote beschwören kann. Verkleidet und mit zwei Begleitern schleicht Saul sich nachts zu ihr und bittet, sie möge ihm den Geist des verstorbenen Propheten Samuel heraufbeschwören – seinen ehemaligen Ratgeber. Doch an dem Wunsch erkennt die Frau den König und fürchtet, er wolle ihr eine Falle stellen. Schließlich hat Saul selbst alle Zauberei verboten! Er kann sie aber beschwichtigen – und so ruft sie ihm dann den Samuel herbei, der auch tatsächlich kommt. Saul sieht die Erscheinung nicht so deutlich wie die Hexe. Er fällt aber vor dem Geist des Toten nieder und schöpft Hoffnung, von seinem alten Berater nun gute Auskunft und Weisung zu erhalten. Samuels Geist zeigt sich aber gar nicht erfreut, sondern sagt: „Warum hast du meine Ruhe gestört, dass du mich heraufsteigen lässt?“ Das ist eine frostige Begrüßung. Doch Saul gesteht ihm seine ganze Verlegenheit und spricht: „Ich bin in großer Bedrängnis, die Philister kämpfen

gegen mich, und Gott ist von mir gewichen und antwortet mir nicht, weder durch Propheten noch durch Träume; darum hab ich dich rufen lassen, dass du mir kundtust, was ich tun soll" (1. Sam 28,15). Es hat etwas Kindliches und Rührendes, wie der unglückliche König den Propheten anfleht, ihn an die Hand zu nehmen! Und doch hätte er die Ruhe des Toten besser nicht gestört. Denn der verstorbene Samuel hat ihm nicht viel mehr (und vor allem nichts Besseres) zu sagen als der lebende: „Warum willst du mich befragen“, sagt er, „da doch der Herr von dir gewichen und dein Feind geworden ist? Der Herr hat dir getan, wie er durch mich geredet hat, und hat das Königtum aus deiner Hand gerissen und David, deinem Nächsten, gegeben. Weil du der Stimme des Herrn nicht gehorcht und seinen grimmen Zorn nicht an Amalek vollstreckt hast, darum hat der Herr dir das jetzt getan. Dazu wird der Herr mit dir auch Israel in die Hände der Philister geben. Morgen wirst du mit deinen Söhnen bei mir sein" (1. Sam 28,16-19). Man könnte sagen: Gott zeigt sich beinhart. Er bleibt in der Ablehnung Sauls unverändert fest. Und der erneut von Gott verworfene König, der zur Hexe ging, um aufgerichtet zu werden, stürzt nun in voller Länge zu Boden und gerät erst recht in Panik, weil ihm der Prophet gleich für morgen seinen Tod ansagt: „Morgen wirst du mit deinen Söhnen bei mir sein.“ Das hatte Saul gewiss nicht hören wollen. Und so lesen wir, dass „keine Kraft mehr in ihm“ war. Denn Saul weiß nun, was es bedeutet, Gott zum Feind zu haben. Sein letzter Versuch der Kontaktaufnahme ist nach hinten losgegangen. Er hat sich in den Widerspruch verwickelt, auf der Suche nach Gottes Beistand ausgerechnet den Okkultismus zu bemühen, den Gott verabscheut, und den er als König darum selbst unter Strafe stellte. Das war eine ganz unsinnige Verzweiflungstat. Doch Gott lässt sich so nicht erweichen – ob man ihn nun mit „Magie“ befragt oder ohne. Mitten durch das Falsche hindurch führt kein Weg zum Richtigen. Saul hat den Graben, der ihn von Gott trennte, nicht überbrückt, sondern weiter vertieft. Und ausgerechnet die Totenbeschwörerin, dieses verrufene Weib, bekommt nun mütterliche Gefühle und päppelt den König auf. Sie kocht ihm etwas Gutes und nötigt ihn zum Essen. Sie setzt ihn aufs Bett und wartet, bis er wenigstens wieder auf den eigenen Beinen laufen kann (1. Sam 28,21-25). Zusammen mit seinen Begleitern wankt Saul dann aber in die Nacht hinaus und geht seinem Schicksal entgegen, das natürlich genau so eintrifft, wie es Samuels Geist vorausgesagt hat. In der großen Schlacht am nächsten Tag wird Saul schwer verwundet. Um seinen Feinden nicht lebend in die Hände zu fallen, stürzt er sich in das eigene Schwert. Er begeht Selbstmord. Und am selben Tag sterben auch seine drei Söhne (1. Sam 31). Was können wir aber draus lernen? Mir fallen da sechs Dinge ein. Zum 1.: Man möchte Gott nicht zum Feind haben. Denn er ist offenbar nicht der Ansicht, dass jeder Mensch eine zweite oder dritte Chance verdient. Saul ist einmal falsch abgebogen und hat danach nie wieder zu Gott zurückgefunden, sondern ist in der Konfrontation mit Gott kläglich untergegangen. Der zeigt hier „null Toleranz“, nimmt den Ungehorsam sehr übel und lässt Saul am ausgestreckten Arm verhungern. Also nein – man möchte Gott nicht zum Feind

haben. 2. Wenn Gott keine Antworten geben möchte, kann man auch keine erzwingen, sondern man respektiert dann besser Gottes Schweigen. Saul durfte zwar jederzeit die Hände falten und alle erlaubten Wege gehen, um Auskunft zu erhalten. Er konnte lebende Propheten fragen, den Rat weiser Menschen suchen oder einfach beten und warten. Aber Gott lässt sich nicht nötigen oder zwingen. Wenn er schweigen will, dann schweigt er. Und wer statt seiner die Toten befragt, um zu zeigen, dass er auf Gott nicht angewiesen ist – der riskiert, eine so niederschmetternde Auskunft zu bekommen wie Saul. Denn das ist die 3. Einsicht aus dieser Geschichte, dass man die Toten besser in Frieden lässt. Wenn Gott wollte, dass wir uns weiter mit ihnen unterhalten, hätte er sie leben lassen. Er hat sie aber bestimmt nicht aus dieser Welt herausgenommen, damit wir sie mit magischen Praktiken wieder hineinzerrn und sie in unsere Angelegenheiten verwickeln. Wenn wir einen Kontakt suchen, den Gott selbst unterbrochen hat, kann ihm das schwerlich gefallen. Und ganz abgesehen davon wissen wir nie, ob wir es in solchen Erscheinungen wirklich mit der gewünschten Person zu tun haben oder mit einem bösen Geist, der uns an der Nase herumführt. Zum 4. sehen wir an Saul, dass es keinen geringen Preis hat, die Hilfe dunkler Mächte in Anspruch zu nehmen. Denn wer ihre Hilfe will, muss sie herbeirufen, ihre Nähe suchen, auf ihre Seite treten. Und er darf sich dabei nichts vormachen. Denn (Kontakt suchend) sich mit ihnen verbinden, heißt, sich mit ihnen zu verbünden. So oder so schließt man einen Pakt mit diesen Mächten. Denn umsonst machen sie's ja nicht. Man erhofft sich von ihnen, was Gott verweigert hat! Man versucht, es hinter seinem Rücken doch noch zu bekommen. Man erstrebt ein Glück, eine Macht oder ein Wissen, das Gott nicht geben will – und sucht darum im Finstern, was man im Licht nicht finden konnte. Die Finsternis aber, die freut sich sehr, wenn man ihr jenes Vertrauen schenkt, das nur Gott zusteht. Sie fühlt sich dadurch höchst geschmeichelt und ergreift scheinbar „hilfreich“ unsere Hand, um sie danach nie wieder loszulassen. Ja, man kann sich nicht an dunkle Mächten wenden, ohne dabei Gott den Rücken zuzukehren – und darf sich erst recht nicht einbilden, man könne „zweigleisig“ fahren. Denn wenn von okkulten Praktiken keine Gefahr ausginge, würde sich die Bibel nicht die Mühe machen, sie ausdrücklich zu verbieten (2. Mose 22,17; 3. Mose 19,26; 20,6; 20,27; 5. Mose 18,10; 2. Kön 17,17; 21,6; 23,24; Mal 3,5; Gal 5,19). Wir gewinnen daher aus Sauls Geschichte als 5. Einsicht, dass eine rein materialistische Haltung, die den ganzen „Geisterkram“ zur Illusion erklärt und lachend beiseite wischt, nicht die christlich Antwort sein kann. Denn die Bibel bestreitet durchaus nicht, dass es solche Dinge gibt. Sondern sie sagt nur, dass die Beschäftigung damit niemandem zum Segen gereicht. Und das ist erkennbar etwas anderes, als die Phänomene einfach abzutun und zu leugnen. Die Bibel sagt nicht, dass Okkultisten und Spiritisten von vornherein nichts könnten, oder dass böse Geister nicht existierten. Jesus schlägt sich ja sehr ernsthaft mit Dämonen herum. Und er täte das kaum, wenn er's für Aberglauben hielte. Der Vergleich mit Jesus zeigt dann aber auch, dass solche Geister nur mächtig sind, wo dem

Menschen der rechte Glaube fehlt. Denn mag die Höllenbrut auch noch so real sein, hat sie doch Christus nichts entgegenzusetzen. Sie kuscht vor ihm und flieht. Und mit Christus an unserer Seite müssen wir darum auch keinen satanischen Hokusfokus fürchten. Zum 6. offenbart uns Sauls Geschichte dann aber den grundlegenden Fehler, der Saul mit vielen heutigen Okkultisten und Esoterikern verbindet: Dass sie nämlich, was Gott ihnen nicht gewährt, aus anderen Quellen zu schöpfen versuchen – und damit verraten, wie wenig sie der Fürsorge Gottes vertrauen. Denn was bekundet Saul mit dem Gang zur Hexe, wenn nicht eine offene Kritik an der Informationspolitik Gottes? Saul will sich nicht mit dem bescheiden, was Gott ihm an Einsicht gewährt hat. Und weil Gott seine Neugier nicht befriedigt, holt er sich eine zweite Meinung aus der Unterwelt. Was er vorneherum nicht kriegen kann, will er sich hintenherum holen. Denn wenn Gott nicht mitspielt, tut's ja vielleicht die Gegenseite! Saul sucht sich Verbündete, wo er sie bekommen kann. Wenn Gott nicht will, reicht er notfalls auch dem Teufel die Hand. Doch damit bricht er endgültig das Vertrauen, das ihn einst mit Gott verband. Denn wenn es noch bestünde, könnte er sich ja mit dem zufrieden geben, was Gott ihm wissen lässt. Was ein gläubiger Mensch braucht, an Glück und Einsicht und Macht, das nimmt er auf geradem Wege aus Gottes Hand. Wenn der's ihm aber verweigert, dann begehrt es ein Christ auch nicht aus andern Quellen zu erlangen und erschleicht es sich nicht, sondern verzichtet, eben weil er zu Gott Vertrauen hat. Möchte der unsere Wünsche erfüllen, so kann er das jederzeit. Möchte Gott aber nicht, so hat er dafür bestimmt Gründe – und weiß besser, was für uns gut ist, als wir selbst. Natürlich ist das nicht immer leicht zu akzeptieren! Es gibt quälende Fragen und unerfüllte Bedürfnisse, die uns keine Ruhe lassen. Doch den Satan um Antworten zu bitten, die Gott mir nicht geben will, ist trotzdem eine sensationell dumme Idee. Denn der Böse wartet nur drauf – und gewährt bereitwillig so mancherlei. Er tut's aber nicht umsonst. Denn wer sich auf ihn einlässt, den hat er am Haken – und fordert von ihm genau die Hingabe, die der Mensch dann Gott nicht mehr geben kann. Wiederholen wir also nicht den Fehler Sauls, der Gott etwas abtrotzen wollte. Saul setzte nach dem Himmel auch noch die Hölle in Bewegung, störte die Ruhe der Toten und befragte eine Hexe – so als ob ausgerechnet die am Willen Gottes etwas drehen könnte! Am Ende bekam er von dem toten Samuel aber nur bestätigt, was ihm der lebende auch schon sagte: dass er nämlich verworfen ist. Und hätte es noch eines Beweises dieser Verworfenheit bedurft, so hätte ihn Saul durch seine okkulte Praxis selbst erbracht. Kläglicher konnte er nicht enden. Und darum sollten wir nicht meinen, entsprechende Moden der Gegenwart seien harmlos. Natürlich ist das meiste davon Spinnerei. Es ist zu 99% Schaumschlägerei, Kommerz und Show – mit nichts dahinter. Aber das heißt nicht, dass man es bedenkenlos mit dem christlichen Glauben kombinieren könnte. Denn wer wirklich glaubt, hat keine okkulte Hilfe nötig. Und wer meint, sie nötig zu haben, glaubt offenbar nicht. So werfen wir gewiss nicht alles in einen Topf, was es da in der Esoterik-Ecke gibt – an Astrologie und Pendelei, an

Engelsbotschaften, Ufos und Erdstrahlen, Schamanen, Psychokulten, Satanisten und Neuheiden. Das Grundproblem bleibt aber immer dasselbe, dass man nämlich erfahren will, was Gott verborgen hat, dass man erlangen will, was er verweigert, mehr fordert, als er zu geben bereit ist. Und darin liegt dann immer ein Widerspruch. Denn wäre das Gewünschte gut für uns, würde Gott es geben. Ist es aber nicht gut für uns, warum wollen wir's dann haben? Man fragt neugierig nach den Toten, aber nicht nach dem lebendigen Gott. Man deutet die Sterne und den Kaffeesatz, aber nicht die klaren Worte der Schrift. Man findet das Dunkle reizvoller als das Licht und sucht sein Heil mal hier und mal da. Doch der Gott der Bibel ist nie Teil eines religiösen Orchesters, sondern immer Solist. Und wenn Christen anderswo suchen, was er ihnen nicht gibt, beleidigt ihn das ganz erheblich. Denn was ist das wohl für ein Mensch, dem Gott und seine Weisheit nicht genügen? So ist das Gruseligste an Sauls Geschichte gar nicht die Hexe oder die Geist-Erscheinung, sondern das Gruseligste daran ist Sauls große Verwirrung: Er sucht den Heiligen – und wenden sich dem Okkulten zu. Er sucht angeblich den Höchsten – und blickt dazu in die Tiefe. Er verbietet die schwarzen Künste – will sich ihrer aber doch bedienen. Gott hat ihn als König abgesetzt – und doch will er sich vor Gott als König bewähren. Der Herr ist von ihm gewichen – und trotzdem will Saul noch etwas hoffen. An solchen Widersprüchen geht der Mensch notwendig kaputt. Und das ist an dieser Sache schauerlicher als der ganze Rest.

Wachsamkeit



*Crane in its vigilance - illustration in the Harley Bestiary
Unknown author, Public domain, via Wikimedia Commons*

Was sind das für komische Vögel? Und was hält der Rechte so seltsam mit seinem Fuß, während die anderen die Augen schließen und schlafen? Es ist der „Kranich mit dem Stein“. Wenn sie das Motiv nicht kennen, ist es aber nicht verwunderlich. Denn es geht auf den römischen Gelehrten Plinius zurück, der vor 2000 Jahren in einem Buch zur Naturkunde behauptete, bei Kranichen sei ein erstaunliches Verhalten zu beobachten:

„Zur Nachtzeit stellen die Kraniche Wachen auf, die mit einem Fuß einen kleinen Stein hochhalten. Lassen sie ihn schlafmüde fallen, so wird ihre Unachtsamkeit offenbar. Die anderen Kraniche schlafen, von einem Fuß auf den anderen wechselnd, den Kopf unter einem Flügel geborgen.“

Die Sache ist nicht darum bemerkenswert, weil die Vögel Wache halten – das kennt man von vielen Tierarten. Sondern erstaunlich ist, dass die postierten Wächter sich offenbar selbst misstrauen. Sie rechnen damit, vom Schlaf übermannt zu werden. Und sie treffen für diesen Fall die kluge Vorkehrung, dass sie mit der Kralle einen Stein aufheben. Denn sobald sie einschlafen, wird ihnen dieser Stein

entgleiten – er fällt klappernd zu Boden – und schon sind sie wieder wach. Das Verfahren beweist hohe Intelligenz! Es zeigt, dass die Tiere mit ihrer eigenen Schwäche rechnen. Wenn man bei ihnen von „Bewusstsein“ sprechen könnte, müsste man folgern, sie seien sich der eigenen Fehlbarkeit „bewusst“. Und gerade ihr eingeschränktes Selbstvertrauen macht sie zu hervorragenden Wächtern. Denn mit Hilfe des Steins haben sie einen Weg gefunden, sich im kritischen Moment selbst zu wecken. Nun kann es sein, dass Kraniche gar nicht tun, was Plinius da behauptet. Vielleicht ist es eine Legende. Doch so oder so hat die Geschichte den „Kranich mit dem Stein“ zu einem beliebten Wappentier gemacht, zu einem verbreiteten Symbol kluger Wachsamkeit. Und selbst wenn Plinius die Intelligenz der Tiere überschätzt haben sollte, steckt in der Sache noch viel Wahrheit. Denn oft ist ungebrochenes Vertrauen in die eigene Willenskraft ein Zeichen gefährlicher Naivität – während der, der seine Schwächen kennt, Vorkehrungen treffen kann, um sich (und andere!) vor ihren Folgen zu schützen. Der Kranich mit dem Stein ist gerade darum ein zuverlässiger Wächter, weil er sich nicht für unfehlbar hält. Er rechnet damit, dass ihn seine Aufgabe überfordern könnte – und schämt sich dessen nicht. Weil sich die schlafenden Kraniche aber auf den Wächter verlassen, sorgt er vor. Das beweist Nüchternheit und Demut, wenn einer seiner Schwäche so offen ins Auge schaut! Und diese Tugenden spielen auch im christlichen Glauben eine Rolle. Denn der empfiehlt den Starken, lieber nicht „groß“ von sich zu denken, sondern auf den zu vertrauen, der größer ist als alles. Gewiss freut man sich als Christ über die Kräfte und Gaben, die man hat. Man verlässt sich aber nicht auf seine Gaben, sondern auf Gott. Und das scheint mir der Weisheit des Kranichs sehr verwandt. Auch der bietet seine ganze Willenskraft auf. Aber er sieht voraus, dass er allzu bald müde werden wird. Er hat die Weisheit dessen, der sich nicht für weise hält. Er ist nicht so naiv, sich selbst zu vertrauen. Er will aber auch nicht versagen, wo sich andere auf ihn verlassen. Und man erkennt es daran, dass er nach dem Stein greift. Wie ist das also? Haben wir auch so einen Stein, der im Moment der Schwäche zu unserer Stärke wird? Für mich ist das der Glaube.

Bileams Eselin



*Balaam and his Ass, 1622, Pieter Lastman,
Public domain, via Wikimedia Commons*

Manche Bilder erklären sich von selbst. Dieses hier gehört aber nicht dazu. Denn wenn man die Geschichte nicht schon kennt, wird man aus dem Gemälde nicht schlau. Wir sehen da nur einen Mann mit Turban und rotem Umhang, der uns entsetzt anstarrt und gleichzeitig den Esel prügelt, der unter ihm zusammengebrochen ist. Der schreiende Esel schaut den bewaffneten Engel an, der auf ihn zukommt – kein Wunder, dass er nicht vorwärts will! Der Engel aber hat nicht etwa den Esel im Blick, sondern seinen Reiter. Und dieser überforderte Reiter – warum schaut der zu uns und nicht zum Engel hin? Sieht er den etwa nicht, wo ihn doch die Männer hinten im Schatten sehr wohl sehen? Wir werden aus dem Bild nicht schlau, wenn wir die Geschichte nicht kennen. Und so will ich verraten, dass der unglückliche Reiter Bileam heißt, dass er ins Alte Testament gehört und hier gerade unterwegs ist, um das Volk Israel zu verfluchen.

Warum aber das? Nun, weil ihm der König der Moabiter dafür reichen Lohn verspricht! Wir befinden uns in der Zeit der Wüstenwanderung. Und das Volk Israel (aus Ägypten kommend) sucht seine neue Heimat im gelobten Land. Doch die sesshaften Völker, durch deren Gebiete die Israeliten hindurch müssen, betrachten einen so großen Haufen wandernder Nomaden mit verständlichem Misstrauen. Sie sind sehr zahlreich, sie sind bewaffnet – und niemand kann genau wissen, was sie vorhaben. Daher war schon Sihon, der König der Amoriter, misstrauisch als die

Israeliten an den Grenzen seines Landes erschienen. Sie versicherten ihm zwar, sie wollten bloß durchziehen und nirgends abbiegen, sie würden auch weder seine Felder antasten noch seine Weinberge (4. Mose 21,21-22). Doch als der König das nicht glauben will und Israel mit seinem Heer entgegentritt, wird er schmachvoll besiegt. Und dem König von Baschan geht es anschließend genauso. Wo man Gottes Volk nicht freiwillig durchlässt, erkämpfte es sich seinen Weg. Und Gott schenkte ihnen auch jedes Mal den Sieg. So gelangen sie dann an die Grenzen Moabs. Und als Balak, der König der Moabiter, das mächtige Volk kommen sieht, ist ihm klar, dass er es mit militärischen Mittel allein nicht besiegen kann, solange Israel den Segen Gottes auf seiner Seite hat. Balak ist in diesem Punkt klüger als andere Könige. Er versteht, dass es hier weniger um Waffen geht als um den „himmlischen Rückenwind“ der Israeliten. Bei ihrem Siegeszug sind höhere Mächte im Spiel als nur Soldaten, Schwerter und Speiße. Folglich will Balak zuerst diese höheren Mächte auf seine Seite ziehen, um anschließend gegen Israel bestehen zu können. Und da kommt unser Reiter mit dem roten Mantel ins Spiel. Denn Bileam ist ein berühmter Gottesmann, Magier und Wahrsager, der am fernen Euphrat wohnt. Er ist ein anerkannter Spezialist für religiöse Angelegenheiten – sozusagen ein „Profi“ fürs Segnen und Fluchen, Beschwören und Verwünschen. Darum lässt ihn König Balak durch Boten herbeirufen, verspricht ihm großen Lohn und sagt: **„Siehe, es ist ein Volk aus Ägypten gezogen, das bedeckt das ganze Land und lagert mir gegenüber. So komm nun und verfluche mir das Volk, denn es ist mir zu mächtig; vielleicht kann ich's dann schlagen und aus dem Lande vertreiben; denn ich weiß: Wen du segnest, der ist gesegnet, und wen du verfluchst, der ist verflucht“** (4. Mose 22,5-6). Bileam ist nicht abgeneigt, den Auftrag zu übernehmen. Auch er muss von etwas leben! Doch in der Nacht spricht Gott zu ihm und sagt: **„Geh nicht mit ihnen, verfluche das Volk auch nicht; denn es ist gesegnet“** (4. Mose 22,12). Bileam akzeptiert das und erteilt der Gesandtschaft am nächsten Morgen eine Abfuhr. Doch König Balak lässt so schnell nicht locker. Er schickt eine neue Delegation, die Bileam wiederum Gold, Silber und große Ehre verspricht, wenn er nur den Auftrag zur Verfluchung Israels übernimmt. Bileam will nicht recht und sagt: **„Wenn mir Balak sein Haus voll Silber und Gold gäbe, so könnte ich doch nicht übertreten das Wort des Herrn, meines Gottes, weder im Kleinen noch im Großen“** (4. Mose 22,18). Doch Bileam schläft nochmal eine Nacht drüber. Und tatsächlich erlaubt Gott ihm, dem Ansinnen der Moabiter nachzugeben, wenn er bei dem Unternehmen nur jederzeit tut, was Gott ihm sagt. Bileam meint, er habe nun „grünes Licht“. Aber hat er Gottes Weisung auch recht verstanden? Oder hat er im Schlaf bloß gehört, was er hören wollte? Am nächsten Morgen sattelt er jedenfalls seine Eselin und will mit der königlichen Delegation nach Moab ziehen. Unterwegs passiert aber das, was unser Gemälde zeigt. Denn Gott ist mit Bileams Entschluss keineswegs einverstanden, sondern ist sehr zornig und stellt dem Reisenden seinen Engel entgegen. Wir lesen:

„Die Eselin sah den Engel des Herrn auf dem Wege stehen mit einem bloßen Schwert in seiner Hand. Und die Eselin wich vom Weg ab und ging auf dem Felde; Bileam aber schlug sie, um sie wieder auf den Weg zu bringen. Da trat der Engel des Herrn auf den Pfad zwischen den Weinbergen, wo auf beiden Seiten Mauern waren. Und als die Eselin den Engel des Herrn sah, drängte sie sich an die Mauer und klemmte Bileam den Fuß ein an der Mauer, und er schlug sie noch mehr. Da ging der Engel des Herrn weiter und trat an eine enge Stelle, wo kein Platz mehr war auszuweichen, weder zur Rechten noch zur Linken. Und als die Eselin den Engel des Herrn sah, fiel sie in die Knie unter Bileam. Da entbrannte der Zorn Bileams und er schlug die Eselin mit dem Stecken. Da tat der Herr der Eselin den Mund auf und sie sprach zu Bileam: Was hab ich dir getan, dass du mich nun dreimal geschlagen hast? Bileam sprach zur Eselin: Weil du Mutwillen mit mir treibst! Ach dass ich jetzt ein Schwert in der Hand hätte, ich wollte dich töten! Die Eselin sprach zu Bileam: Bin ich nicht deine Eselin, auf der du geritten bist von jeher bis auf diesen Tag? War es je meine Art, es so mit dir zu treiben? Er sprach: Nein. Da öffnete der Herr dem Bileam die Augen, dass er den Engel des Herrn auf dem Wege stehen sah mit einem bloßen Schwert in seiner Hand, und er neigte sich und fiel nieder auf sein Angesicht. Und der Engel des Herrn sprach zu ihm: Warum hast du deine Eselin nun dreimal geschlagen? Siehe, ich habe mich aufgemacht, um dir zu widerstehen; denn dein Weg ist verkehrt in meinen Augen. Und die Eselin hat mich gesehen und ist mir dreimal ausgewichen. Sonst, wenn sie mir nicht ausgewichen wäre, so hätte ich dich jetzt getötet, aber die Eselin am Leben gelassen. Da sprach Bileam zu dem Engel des Herrn: Ich habe gesündigt; ich hab's ja nicht gewusst, dass du mir entgegenstandest auf dem Wege. Und nun, wenn dir's nicht gefällt, will ich wieder umkehren. Der Engel des Herrn sprach zu ihm: Zieh hin mit den Männern, aber nichts anderes, als was ich zu dir sagen werde, sollst du reden“ (4. Mose 22,23-35).

Nun, das ist eine arge Demütigung für den berühmten Magier und Wahrsager, dass seine Eselin klarer sieht als er! Bileam galt schließlich als höchst gebildet, religiös kompetent und erfahren! Und doch – das vermeintlich dumme Tier, auf das er hier einprügelt, erweist sich als klüger und gottesfürchtiger als sein Reiter. Die sture Eselin rettet Bileam nicht nur das Leben, sondern erteilt ihm auch eine Lehre. Ohne ihre Leidenschaft und Treue hätte der Engel ihn einen Kopf kürzer gemacht! Die Eselin hat ihren Besitzer vor großem Schaden bewahrt, während er sie in maßloser Wut misshandelte und schlug! Für einen berühmten Hellseher ist soviel Blindheit schon ziemlich peinlich. Vom Engel zur Rede gestellt, zeigt sich Bileam dann aber einsichtig. Er setzt seine Reise zwar fort und trifft den Auftraggeber. Er verspricht dem König aber nichts. Balak freut sich natürlich, dass sein ausländischer Spezialist fürs Okkulte endlich angekommen ist. Und er führt Bileam auf einen Berg, von wo er das Lager Israels gut überblicken kann. Die beiden bringen Opfer dar und beten. Aber aus Bileams Mund kommt anschließend nicht der bestellte Fluch über Israel, sondern ein Segenswort. Denn – so sagt

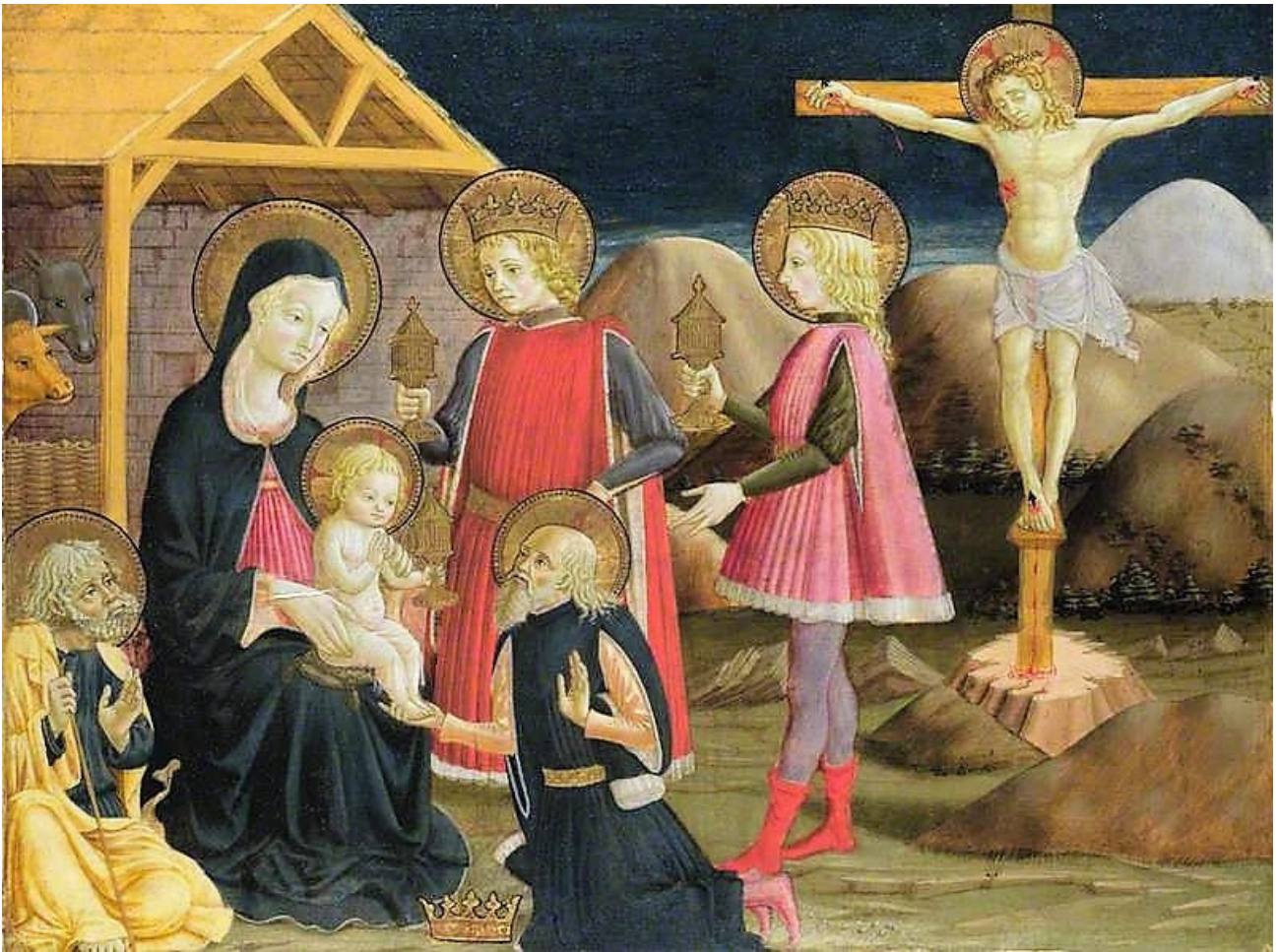
er: „**Wie soll ich fluchen, dem Gott nicht flucht? Wie soll ich verwünschen, den der Herr nicht verwünscht?**“ (4. Mose 23,8). Sein Auftraggeber ist empört und schimpft: „**Ich habe dich holen lassen, um meinen Feinden zu fluchen, und siehe, du segnest**“ (4. Mose 23,11). Doch Bileam antwortet: „**Muss ich nicht das halten und reden, was mir der Herr in den Mund gibt?**“ (4. Mose 23,12). Der König gibt trotzdem nicht auf. Er meint, der Anblick Israels habe den Gottesmann vielleicht zu sehr eingeschüchtert. Er wiederholt den Versuch darum an einer anderen Stelle, wo man von dem mächtigen Volk nur einen kleinen Zipfel sieht. Dort werden erneut Opfer dargebracht. Aber der Spruch Bileams entspricht wieder nicht den Erwartungen. Denn er sagt: „**Gott ist nicht ein Mensch, dass er lüge, noch ein Menschenkind, dass ihn etwas gereue. Sollte er etwas sagen und nicht tun? Sollte er etwas reden und nicht halten? Siehe, zu segnen ist mir befohlen; er hat gesegnet und ich kann's nicht wenden. Man sieht kein Unheil in Jakob und kein Verderben in Israel. Der Herr, sein Gott, ist bei ihm und es jauchzt dem König zu**“ (4. Mose 23,19-21). Wahrscheinlich ist Balak die Zornesröte ins Gesicht gestiegen. Da lässt er für teures Geld eine Magier vom Euphrat kommen – und statt seine Feinde zu verfluchen, singt er ihnen ein Loblied! Gilt denn nicht „Wer zahlt, bestimmt auch die Musik“? Will Bileam seinen Job nicht erledigen? Oder überfordert ihn das, ein wenig Unheil heraufzubeschwören über ein dahergelaufenes Nomadenvolk? Da der Gottesmann schon mal da ist, besteht der König auf einem dritten Versuch. Aber der geht noch übler aus und endet in einem Fiasko. Denn Bileam wird jetzt erst so recht vom Geist Gottes ergriffen, er sieht des Allmächtigen Offenbarung und jubelt: „**Wie fein sind deine Zelte, Jakob, und deine Wohnungen, Israel! ... Gesegnet sei, wer dich segnet, und verflucht, wer dich verflucht!**“ (4. Mose 24,5.9.). König Balak ist nun stinksauer. Er hat in den besten Propheten investiert, den er bekommen konnte. Er hat viel Geld auf den Tisch gelegt, um Gott auf seine Seite ziehen. Und nun hat dreifacher Segen seine Feinde nur umso mächtiger gemacht. Total frustriert schickt der König den Bileam nach Hause, jagt ihn regelrecht davon und gibt ihm statt eines Lohns böse Worte mit. Bileam ist aber auch nicht faul und hinterlässt dem König noch eine ganz kostenlose Prophezeiung des Inhalts, dass die Israeliten eines fernen Tages sein Volk der Moabiter vernichten werden. Na, schönen Dank, wird sich der König gesagt haben, das hat ja toll geklappt! Diesen Propheten empfehle ich bestimmt nicht weiter. Freilich – was geht uns das alles an? Und welche Lehren sind daraus zu ziehen? Die erste Erkenntnis dürfte wohl sein, dass Gottes Wort fest steht, und kein Mensch etwas daran ändern kann. Hat Gott geredet, so gibt es kein Vertun und es ist auch keine Sache der „Auslegung“, ganz egal wieviele Priester, Professoren und Potentaten sich daran versuchen. Holen wir den Papst aus Rom und den Patriarchen aus Moskau, stecken wir noch den Erzbischof von Canterbury dazu, die EKD-Vorsitzende, den Dalai-Lama, Anselm Grün, zehn Voodoo-Priester und zwanzig Schamanen – auch wenn die sich alle einig würden, etwas zu segnen, was Gott nicht segnen will, wär's doch umsonst und änderte rein gar nichts. Denn was in Gottes Augen verkehrt ist, wird durch

keine irdische Autorität richtiger. Und wenn's die UNO zum Menschenrecht erklären wollte, bliebe es doch verwerflich – und niemals würde etwas anderes daraus. Denn wo Gott geredet hat, ist die Diskussion zu Ende. Was er ablehnt, können geistliche Würdenträger mit tausend Segensworten schönreden, sie können es in Weihwasser baden und mit Weihrauch umnebeln, sie können es stundenlang beten und goldene Schnörkel daran machen – es hört davon doch nicht auf zu stinken und bleibt vor Gott genauso falsch wie zuvor. Wer will also wagen zu segnen, was Gott ablehnt, oder abzulehnen, was er segnet? Wer möchte den Fehler Bileams wiederholen und jenen Engel kennenlernen? Wer will, nachdem Gott geredet hat, noch seinen Mund aufmachen und „aber“ sagen? Wer traut sich, Gottes Wort zu verbiegen und zu verdrehen? Dem möge König Balak zur Warnung dienen. Denn der dachte auch, er könnte Gottes Autorität seinen Zwecken dienstbar machen. Und als ihm Gottes Wort nicht gefiel, jagte er den Boten davon. Aber geändert hat es nichts. Denn wer behielte jemals Recht gegen den Ewigen? Wenn die Bibel also Dinge sagt, die uns nicht in den Kram passen – wartet Gott dann etwa darauf, von uns darüber belehrt zu werden, was er besser hätte sagen sollen? Die führenden Theologen unserer Zeit sind da sehr schlecht beraten. Und ich wünschte ihnen, sie hätten eine klarsichtige Eselin, die unter ihnen in die Knie geht. Denn jener Engel versteht keinen Spaß.

Allerdings enthält Bileams Geschichte auch herrlichen Trost und macht uns große Freude, sobald wir die Sache aus der Perspektive des Gottesvolkes betrachten. Denn dann zeigt sich, wie wenig es von seinen Feinden zu fürchten hat. Wenn wir wirklich Gottes Volk sind, und er uns zu segnen beschlossen hat, kann uns kein Bileam mit einem wirksamen Fluch belegen, und auch die Hölle selbst gewinnt keine Macht über uns. Denn was will sie schon gegen Gottes Volk aufbieten? Beschwörungen und schwarze Magie? Böse Blicke und dunkle Rituale, okkulte Praktiken, Verwünschungen oder sonst einen faulen Zauber? Nichts davon kann uns treffen. Denn solange Gottes Segen auf uns ruht, neutralisiert er alles Böse, das uns jemand an den Hals wünscht. Niemand kann Gottes Volk wirksam verfluchen, solange er es segnen möchte. Daher sind wir unter seinem Schutz unantastbar. Und das darf uns frech und fröhlich machen. Denn Menschen, die im Glauben stehen, kann der Feind zwar umbringen, aber besiegen kann er sie nicht. Er kann sie schinden, aber nicht überwinden. Er kann sie töten, aber nicht im Tod festhalten. So wie Christus selbst, stehen sie wieder auf. Und macht man sie auf Erden bettelarm, werden sie dadurch im Himmel nur umso reicher. Denn dass Gott sein Volk schützt, das gilt auch heute, da sein Volk des Neuen Bundes „Kirche“ heißt. Und kein Bileam kann etwas dran ändern. Denn mit all dem, was die Welt zu Unrecht gegen Gottes Volk geifert und spuckt, trifft sie immer Jesus Christus. Und der gibt ihr die passende Antwort, so dass wir, solange wir in Christus bleiben, tatsächlich so unüberwindlich sind wie Gottes Sohn selbst. Eine dritte Einsicht aus Bileams Geschichte sei zum Schluss noch kurz erwähnt – dass wir uns nämlich die Hemmungen und Hindernisse auf unserem Weg genau anschauen sollten,

bevor wir uns drüber ärgern und anfangen die Eselin zu schlagen. Denn was Bileam für ein Unglück hält, erweist sich ja als großes Glück. Dass sein Reittier unter ihm einknickt, macht ihn zornig. Und doch hat es ihm den Kopf gerettet. Ja, ausgerechnet die arme Kreatur, die er für dumm und störrisch hielt, gab ihm wertvolle Weisung. Könnte es also sein, dass Gottes Vorsehung auch uns Steine in den Weg legt, die verborgenen Sinn haben? Wir erkennen ihn nicht gleich, sondern stöhnen und schimpfen, wenn unsere Pläne gehemmt werden. Aber vielleicht wären wir ohne diese Störung dem Engel schon ins Schwert gelaufen. Daher urteile man nicht zu schnell über die Sturheit des Tieres. Vielleicht ist es Gott selbst, der uns den Weg verstellt. Und in dem Fall nützt es sehr wenig, den Esel zu prügeln, sondern es lohnt viel eher, ihm zuzuhören. Schon mancher hat kostbare Wahrheit aus dem Mund eines Esels erfahren. Und vieles kann richtig sein, auch wenn's scheinbar der Falsche sagt. Prügeln wir in solchen Momenten also nicht den Esel, sondern fragen wir uns lieber, was er wohl gesehen hat.

Krippe und Kreuz



The Adoration of the Kings, and Christ on the Cross
Benedetto Bonfigli, Public domain, via Wikimedia Commons

Dieses Bild ist vertraut und irritierend zugleich. Denn was der Maler zeigt, ist zwar alles geläufig und leicht zu entschlüsseln. Aber die Elemente, die er zusammenstellt, gehören normalerweise nicht zusammen, sondern liegen räumlich, zeitlich und auch stimmungsmäßig weit auseinander. Zwei Drittel des Bildes füllt die weihnachtliche Idylle. Und dort finden wir alles, was wir am Heiligabend erwarten: Einen Stall mit Ochs und Esel. Maria mit dem Kind. Und links am Boden einen Joseph, der allerdings nur halb so groß erscheint wie seine Frau. Daneben sehen wir die drei Könige, deren erster zur Anbetung des Kindes die Krone abgesetzt hat und niedergekniet ist. Das Jesuskind hat sein Geschenk bereits entgegengenommen und scheint den Knienden mit leichtem Lächeln zu segnen. Vielleicht vermischen wir einen dunkelhäutigen König und wundern uns, dass sich da zu Bethlehem lauter blonde Menschen treffen. Aber sonst hätte schon alles seine Richtigkeit und nichts würde uns überraschen – wenn nicht hart neben dem Stall das Kreuz Christi stünde, das da ziemlich unvermittelt aus einem Baumstumpf zu erwachsen scheint. Und ist es auch ganz im selben Stil gemalt wie das übrige Bild, irritiert es uns doch, weil sich die Idylle von Bethlehem und die Brutalität von Golgatha so ganz und gar nicht vertragen wollen. Ja, sobald wir uns emotional auf die heimelig-

anrührende Szene links einlassen wollen, ragt das Kreuz von rechts hinein und stört die Stimmung. Die Krippenszene links hat etwas von „heiler Welt“, denn die Repräsentanten der Macht beugen sich anbetend vor Gottes Sohn. Sie nehmen ihm gegenüber innerlich wie äußerlich die angemessene Haltung ein – sie tun ganz recht daran. Und dies beschauend käme unser Auge zur Ruhe, denn so wäre die Welt ja wirklich „in Ordnung“! Doch die sich hineindrängende rechte Bildhälfte stört unsere Beschaulichkeit. Denn da liegt die Welt ihrem Herrn keineswegs zu Füßen, sondern hat ihm zum Spott eine Dornenkrone aufs Haupt gedrückt, hat ihm jede Art von Unrecht angetan und ihn mit tödlicher Gewalt aus der Welt geschafft. Der Gegensatz könnte gar nicht größer sein. Links scheint die Welt Christus zu huldigen. Rechts schmäht und schlägt sie ihn. Links wird er dankbar aufgenommen. Rechts mit Härte weggestoßen. Was will der Maler aber damit sagen, dass er die Gegensätze so hart nebeneinanderstellt, ohne sie im Geringsten zu vermitteln oder zu versöhnen? Platzmangel kann's doch wohl nicht gewesen sein, der ihn zwang, beide Themen in einer kleinen Bildtafel zusammenzudrängen! Und dass Lebensanfang und Lebensende immer irgendwie zusammengehören, ist auch noch kein überzeugender Grund. Denn der Maler war sich ja darüber im Klaren, dass jener Stall in Bethlehem stand, und das Kreuz etliche Kilometer entfernt in Jerusalem. Der Maler wusste auch, dass zwischen den Ereignissen mindestens 30 Jahre liegen. Wenn er sie hier aber dennoch optisch zusammenpresst, dann wahrscheinlich, weil er begriffen hat, dass jener Anfang Jesu nur von seinem Ende her richtig zu verstehen ist – und jenes Ende nur von Anfang her. Die Ehre, die man Christus früh entgegenbringt, und die Schande, die man ihm später bereitet, drängt der Maler in einem Bild zusammen – so als wollte er sagen, das Idyllische links sei nur die halbe Wahrheit und bedürfe der schrecklichen Ergänzung rechts. Denn zwischen der sündigen Menschheit und ihrem Heiland besteht so etwas wie Hassliebe. Und folglich muss man Anziehung und Abstoßung zusammen sehen, damit das Bild Christi vollständig wird. Nur so versteht man dann, dass jenes niedliche Jesuskind nicht in Frieden leben durfte, sondern in Schande sterben musste, dass Jesus die Menschen segnen wollte – und doch von ihnen verflucht wurde. Gottes Sohn kam gerade in keine „heile Welt“, sondern kam, um diese kranke Welt zu heilen! Er hing nicht süßen Kinderträumen nach, sondern bekam es mit der harten Realität zu tun. Und wir verstehen seinen Weg überhaupt nur, wenn wir uns klar machen, dass er mit eben diesem Ziel zur Welt kam, dass er für die Sünder sterben wollte. Jesus nahm diesen Anfang, um am Ende genau jenes Werk zu vollbringen. Und das eine ohne das andere hätte keinen Sinn gemacht. Denn Gottes Sohn wollte nicht bloß „etwas“ geben, sondern wollte sich selbst hingeben – zum stellvertretenden Opfer für unsere Schuld. Und er wusste vorher, worauf er sich da einließ. Indem Gottes Sohn den sicheren Himmel verließ und Mensch wurde, gab er sich in die Gewalt der Menschen. Er lieferte sich unserer Willkür aus und ging diesen Weg der Liebe in dem Wissen, dass wir es ihm schlecht lohnen und seine Liebe nicht erwidern würden. Dass er aber – dieses Ende kennend – dennoch

jenen Anfang nicht scheute, eben das ist verblüffend! Johannes sagt: Der die Welt gemacht hat, der kam in sein Eigentum, und die Seinen nahmen ihn doch nicht auf (Joh 1,10-11). Er aber, der das schon vorher wusste, ließ sich trotzdem nicht davon abhalten, sondern kam zu eben denen, von denen er wusste, dass sie ihn töten würden. Ohne sich die geringsten Illusionen zu machen, ging er wie ein Lamm unter die Wölfe. Ja, er erduldet den Hass vieler, um einige zu retten. Er litt zugleich unter uns und für uns. Er hielt es nicht nur bei uns aus, er hielt uns aus. Er ertrug unser Fluchen, damit er uns segnen könne. Er nahm unser Problem auf sich, um es einer Lösung zuzuführen, trug unsere Schuld, starb unseren Tod. Und weil er dazu in unsere Haut schlüpfen musste, darum gehören Krippe und Kreuz so eng zusammen wie auf diesem Bild. Historisch liegen 30 Jahre dazwischen – und räumlich etliche Kilometer. Aber in der Sache ist es eins. Denn zu keinem anderen Zweck entäußerte sich Gottes Sohn seiner Macht und Herrlichkeit, zu keinem anderen Zweck nahm er hier menschliche Gestalt an, als um dort am Kreuz den Fluch zu brechen, der auf der Menschheit lastete. Gottes Sohn kam nicht zur Welt, weil er geehrt werden, sondern weil er dienen wollte. Und so kam er auch nicht mit Pomp und Macht, sondern wohlbedacht in der Gestalt eines hilflosen Kindes. Gott hätte den Hass der Gottlosen einfach niederschlagen können! Doch wollte er ihren Hass mit Liebe beantworten, wollte ihre Bosheit mit Güte überwinden und am Ende für die sterben, die anders nicht zu retten waren. Und so gesehen beschränkt sich die Leidensgeschichte Jesu nicht auf ein paar Tage am Ende seines Lebens, sondern beginnt schon in Bethlehem. Weil Gott sich da der Menschheit annimmt, der Gesunde sich unserer Krankheit aussetzt, der Starke unsre Schwäche übernimmt, der Reine sich an uns schmutzig macht und der Quell des Lebens sich zumutet, unter unseren Händen zu sterben. Das Gewicht seiner Liebe zieht Gott aus dem Himmel herab und ins Leiden hinein. Aus Liebe sucht er unsre Nähe, wohl wissend, dass wir seine Liebe kreuzigen werden. Ob man sich aber die schöne Weihnachtsstimmung verdirbt, wenn man das bildlich darstellt und zum Fest der Geburt gleich den grausamen Tod des „Christuskindes“ mit bedenkt? Muss das denn sein? Ich verstehe den Einwand, erlaube mir aber umgekehrt zu fragen: Was stimmt nicht mit unserem Glauben, wenn wir das Bedürfnis haben, um der Gemütlichkeit willen das Wichtigste auszublenden? Wüssten wir überhaupt, was es an Weihnachten zu feiern gibt, wenn wir nicht vor Augen hätten, welches Opfer das Kind von Bethlehem am Ende bringt? Wäre ohne dieses Ende nicht jener Anfang längst vergessen? So gehören Krippe und Kreuz doch zusammen – auch wenn sie in diesem Bild geradezu schmerzhaft aufeinanderprallen. Und wenn jemand meint, von den zwei Themen sei vielleicht doch eins zu viel, möchte ich ganz im Gegenteil fordern, noch ein drittes hinzuzufügen. Denn ich wünschte mir nicht, das Kreuz hier herauszunehmen, sondern wünschte eher, der Maler hätte das Bild noch um ein österliches Motiv ergänzt. Denn eigentlich ist Christus erst verstanden, wenn Weihnachten, Karfreitag und Ostern auf einen Tag fallen. Gottes Sohn ging schließlich nur ans Kreuz, um mit uns gemeinsam über

das Kreuz hinauszugelangen. Und ein Weihnachtsfest, das nur auf den Karfreitag zuliefe, wäre schwer auszuhalten! Erst der Ostermorgen lässt uns aufatmen und macht aus Jesu scheinbar tragischem Ende eine so gute Nachricht. Darum fände ich es schön, wenn möglichst viele Krippenbilder dazu anregten, beim Geburtsfest Jesu den Rest seiner Geschichte gleich mitzudenken. Denn erst so bekommen wir die ganze Wahrheit in den Blick.

Sodom, Lot und Christus



The Destruction Of Sodom And Gomorrah
John Martin, Public domain, via Wikimedia Commons

Ich will von den Städten Sodom und Gomorra erzählen, deren Verdorbenheit sprichwörtlich ist. Denn ihre Bewohner lassen nichts aus, was als böse und abscheulich gilt. Sie lügen und betrügen, stehlen und vergewaltigen, sie brechen die Ehe und brechen jeden Eid. Sie spucken auf Gottes Wort und lästern gegen das Heilige. Nach einiger Zeit hat Gott aber keine Lust mehr, sich das anzusehen. Seine Geduld ist zu Ende. Doch vor dem verdienten Strafgericht, das die Städte auslöschen wird, schickt Gott zu einer letzte Prüfung der Lage zwei Engel dorthin. Sie sollen sich nochmal vergewissern, ob die Vernichtung wirklich unumgänglich ist. Und diese Engel kommen auf ihrem Weg nach Sodom bei Abraham vorbei. Sie erzählen von ihrem Auftrag. Abraham aber erschrickt und sucht den drohenden Untergang so vieler Menschen zu verhindern, indem er mit Gott zu feilschen beginnt und sehr geschickt darauf hinweist, es könnten sich vielleicht unter den vielen bösen Menschen auch ein paar gute befinden, die sich nicht gegen Gottes Gebote vergangen haben. Abraham sagt zu Gott: „**Willst du denn den Gerechten mit dem Gottlosen umbringen? Es könnten vielleicht fünfzig Gerechte in der Stadt sein; wolltest du die umbringen und dem Ort nicht vergeben um fünfzig Gerechter willen, die darin wären? Das sei ferne von dir, dass du das tust und tötest den Gerechten mit dem Gottlosen, so dass der Gerechte wäre gleich wie der Gottlose! Das sei ferne von dir!**“ (1. Mose 18,23-25). Wahrlich, Abraham traut sich was,

Gottes Pläne so offen in Frage zu stellen! Aber er weiß eben genau, dass es gegen Gottes Natur wäre, zusammen mit den Schuldigen auch nur einen einzigen Unschuldigen zu strafen. Es wäre nicht gerecht, alle über einen Kamm zu scheren! Und so beginnt Abraham mit Gott zu feilschen wie ein Teppichhändler auf dem orientalischen Basar. Zunächst geht es um 50 Gerechte, die sich vielleicht in den Städten befinden, und um deren willen Gott die Städte verschonen soll. Und Gott lässt sich erweichen. Er verspricht, er werde Gnade walten lassen, wenn er 50 Gerechte findet. Doch Abraham geht noch weiter. Vielleicht sind es ja nur 45 oder 40, gibt er Gott zu bedenken, vielleicht nur 30 oder 20 Gerechte? Sollten die denn das Schicksal ihrer bösen Mitbürger teilen? Darf man sie mit den anderen in einen Topf werfen? Könnte man nicht, um der 20 Gerechten willen, die 1000 anderen davonkommen lassen? Als Bibelleser wartet man förmlich darauf, dass Gott die Geduld verliert und Abraham in die Schranken weist. Er redet ja mit Gott, als müsste er den Allwissenden darüber belehren, was angemessen ist! Gott aber lässt sich das gefallen. Und Abrahams Mut wächst um so mehr, je nachgiebiger Gott sich zeigt. Am Ende sagt Gott zu, um 10 Gerechter willen Sodom und Gomorra zu verschonen. Und Abraham kann wirklich stolz sein. Sein Beharren darauf, Gott könne doch die Gerechten nicht in das Schicksal der Gottlosen mit hineinziehen, zeigt erstaunliche Wirkung. Sein Drängen hat Erfolg. Und der weitere Verlauf bestätigt auch wirklich, wie sehr ein einziger Gerechter das Gericht Gottes aufzuhalten vermag. Die Engel verlassen nämlich Abraham, sie gehen nach Sodom und treffen dort nicht etwa die geforderten zehn, sondern nur einen einzigen gerechten Mann. Allein Lot, der Neffe Abrahams, begegnet den Fremden freundlich, heißt sie in der Stadt willkommen und beherbergt sie. Als die Nacht hereinbricht wird Lots Haus dann aber von einer wilden Meute umlagert, und die Bewohner Sodoms beweisen, dass sie wirklich so schlecht sind wie ihr Ruf. Sie verlangen von Lot, seine Gäste herauszugeben und sie auf die Straße zu schicken, weil die Meute sich einen brutalen Spaß machen und sich an den Gästen vergehen will. Der Mob möchte Blut sehen, man will Lots Gäste vergewaltigen, missbrauchen und lynchen! Und nur weil es nicht gewöhnliche Reisende sind, sondern unerkannte Engel, die jene grölende Menge mit Blindheit schlagen, wird die böse Absicht vereitelt. Die Angreifer können die Tür nicht mehr finden, der Anschlag auf Lots Haus scheitert, und die Meute verzieht sich. Doch das Urteil über Sodom ist damit definitiv gefallen. Der verdiente Untergang ist nicht mehr abzuwenden, weil sich gezeigt hat, dass es keine zehn Gerechte in Sodom gibt, sondern nur den einen Lot. Aber darin ist die Erzählung ganz konsequent: Gottes Strafgericht kann nicht stattfinden, solange sich Lot mit seiner Familie in der Stadt befindet. So zornig entschlossen Gott auch ist – er will auf keinen Fall, dass ein Gerechter das Schicksal der Schuldigen teilt, und so wird Lot aufgefordert, schleunigst die Stadt zu verlassen, bevor das Feuer vom Himmel fällt. Man könnte annehmen, dass Lot jetzt von Sodom die Nase voll hat, die Beine in die Hand nimmt und sich aus dem Staub macht! Aber Lot ist ein wirklich guter Mann. Er ahnt, welches Unheil über die Stadt kommt, sobald er weg

ist. Er ahnt, dass es nur seine Anwesenheit ist, die den vernichtenden Schlag noch aufhält – und zögert darum fortzugehen. Er will nicht weg! Er wehrt sich! Die Engel müssen ihn tatsächlich packen und aus der Stadt hinauszerren! Er sträubt sich, denn ohne ihn ist Sodom dem Untergang geweiht. Und selbst an der Stadtgrenze, wo die Engel ihn loslassen, will Lot nicht weiter ins Gebirge fliehen, wo er sicher wäre. Sondern er sucht sich gleich das nächstliegende Örtchen aus, um dort zu bleiben, weil er weiß, dass diesem Ort dann um seinetwillen nichts geschieht. Damit ist allerdings der letzte Gerechte aus Sodom evakuiert – und die Hölle bricht los, um auszulöschen, was verdorben war. Was nicht sein soll, wird von Gott ins Nicht-Sein befördert. Es regnet Feuer und Schwefel. Und Sodom und Gomorra werden mit ihren Bewohnern von der Landkarte getilgt. Denn wenn man unseren guten Gott lange genug reizt, tut er bösen Menschen böse Dinge an. Wer deswegen aber meint, in der Geschichte läge nur eine düstere Drohung, irrt sich sehr. Denn außer, dass mit Gott nicht zu spaßen ist, offenbart sie eben auch, dass er selbst im zornigsten Strafgericht außer Stande ist, einem Unschuldigen Unrecht zu tun. Sind die Gottlosen auch noch so in der Überzahl, wird doch nicht ein einziger guter Mensch in ihren Untergang mit hineingezogen. Sondern – wenn sie sich nicht voneinander trennen lassen – wird Gott es jederzeit vorziehen, um des einen Gerechten willen tausend Ungerechten zu vergeben. Doch was geht uns das heute an? Ich meine sehr viel. Und bitte sie, an dieser Stelle einen großen gedanklichen Sprung mitzumachen. Denn was geschah eigentlich, als Jesus Christus geboren wurde – als Mensch unter Menschen? Entstand da nicht eine ähnliche Lage wie einst in Sodom? In der Menschwerdung Christi mischte sich ein Gerechter unter viele Ungerechte und ein Heiliger unter viele Unheilige. In der Person Jesu gesellte sich ein Unschuldiger zu den Schuldigen und ein Ewiger zu den Sterblichen. Der Schöpfer selbst trat in der Gestalt eines Geschöpfes unter seine Geschöpfe – der einzig wahrhaft Reine stellte sich den Schmutzigen gleich. Ja, der so ganz anders ist als wir, wurde unser Bruder, um nicht länger von uns geschieden zu sein. Christus wollte die Grenze zwischen ihm und uns bewusst verwischen, lief darum in unseren Schuhen, aß von unsren Tellern und wurde überhaupt ganz „einer von uns“. Dieser wahrhaft besondere Mensch verschwand in der anonymen Masse der gewöhnlichen kleinen Leute. Und das ist darum ein Grund zur Freude, weil der „Seitenwechsel“ Jesu, weil sein Untertauchen in unseren Reihen das Gesamtbild ändert. Denn wie könnte Gott die Menschheit in Bausch und Bogen verwerfen, wenn sein eigener Sohn dazugehört? Machen wir uns bewusst, dass Gott nach wie vor derselben Logik folgt wie in Sodom und Gomorra – derselben Logik, die Abraham so erfolgreich zur Geltung brachte: Gott verdammt niemals eine Gruppe von Übeltätern, wenn sich unter ihnen ein Gerechter befindet, den dieses Schicksal zu Unrecht mit beträfe. Gott würde kein Volk strafen, wenn auch nur ein Unschuldiger in das Gericht mit hineingezogen würde. Eher würde er wegen einem Unschuldigen das ganze missratene Volk verschonen! Lots Geschichte zeigt, dass allein seinetwegen über der gesamten Stadt ein Schutzschild lag! Jesus Christus aber hat

dieselbe Wirkung für uns. Denn wir sind zwar nicht besser als die Leute von Sodom. Seit Adam und Eva sind wir ein einziges Volk von Schuldigen. Und lange machte keiner eine Ausnahme. Die Geburt Jesu aber veränderte das Bild und erzwang eine neue Bewertung der Gattung Mensch. Als dieser eine Gerechte in unseren Reihen erschien, änderte sich alles. Denn wenn unter Millionen auch nur einer nicht verdient, verdammt zu werden, bringt Gott es nicht über sich, diesem einen Unrecht zu tun und ihn zusammen mit der Masse seiner Geschwister zu verwerfen. Es ist Gott unmöglich, derart gegen seine Natur zu handeln. Gottes Sohn wusste das aber – und wurde genau darum einer von uns. Ihm war klar, welch drohendes Gericht über unseren Köpfen schwebte. Und er stellte sich uns zur Seite, um eben dieses Unheil abzuwenden. Er wurde unser „Lot“, der für uns den Untergang aufhält. Das aber natürlich mit dem Unterschied, dass er sich nicht wie Lot zwingen lässt, die Stadt zu verlassen. Einmal Mensch geworden bleibt Christus Mensch in Ewigkeit. Und mit ihm an unserer Seite kann uns tatsächlich nichts geschehen. Denn nur wenn Christus sich von uns trennte (oder wir so törricht wären, uns von ihm zu trennen), nur wenn dieser „Lot“ unsre Stadt verlasse, wären wir verloren. Eben darin ist Jesus aber viel besser als Lot, dass er seine Evakuierung nicht bloß hinauszögert, sondern gänzlich ablehnt. Jesus macht seine Menschwerdung niemals rückgängig. Er hat den Seinen versprochen, immer bei ihnen zu sein. Er ist gekommen, um zu bleiben. Und das erlaubt uns, dauerhaft hinter ihm in Deckung zu gehen. Wo Jesus steht, kann Gottes Schwert nicht niedersausen. Und darum ist Jesu Menschwerdung nicht etwa nur eine äußere Voraussetzung für das dann folgende Heilswerk seines Sterbens und Auferstehens, sondern ist selbst schon rettende Tat. Ein Mensch werdend schloss sich Gottes Sohn mit der Menschheit zusammen. Und wie Lot an der Stadtgrenze Sodoms in den kleinen Ort „Zoar“ ziehen wollte, damit er um seinetwillen nicht vernichtet werde, so kam Jesus zu uns. Der Gerechte mischte sich bewusst unter die Ungerechten und der Heilige unter die Frevler. Der Schöpfer mischte sich unter die Geschöpfe und der Reine unter die Schmutzigen. Gottes Sohn wollte von uns Menschen nicht mehr unterschieden werden und hat die Grenze zwischen ihm und uns absichtlich verwischt. Er verschwand in der Menge der Schuldigen, deren Bruder und Retter er nun ist. Denn wo Jesus steht, da kann kein Gericht ergehen. Wo er wohnt, fällt kein Feuer vom Himmel. Und in seiner Nähe kann auch der Böseste nicht böse bleiben. Denn nur, wer ein Herz aus Stein hätte, würde von soviel Freundlichkeit nicht angesteckt. Mit Jesus ist unser Lot erschienen. Aber im Unterschied zu Lot hemmt er das Gericht nicht bloß für gewisse Zeit, sondern ein für allemal. Und für alle, die an ihm dran bleiben, hebt er es gänzlich auf. Er scheute nicht den Stall, nicht das Kreuz und nicht das Grab, weil er wusste, dass uns anders nicht mehr zu helfen war. Wir aber haben Anlass zu großer Freude, weil wir nun wissen, dass Gott um des einen Gerechten willen bereit ist, vielen Ungerechten zu vergeben.

Sollten Christen erlöst aussehen?



*Hugo Simberg: Kirchgängerin
Churchgoer; Old Woman, Public domain, via Wikimedia Commons*

*Bessere Lieder müssten sie mir singen,
dass ich an ihren Erlöser glauben lerne;
erlöster müssten mir seine Jünger aussehen!*
F. Nietzsche

Finden sie Kirche eigentlich „spannend“? Und haben sie den Eindruck, dass Christen interessante, aufgeweckte, lebensfrohe Menschen sind? Wenn das so ist, hoffe ich nun ihre Gefühle nicht zu verletzen. Aber ich muss bekennen, dass mich kirchliche Versammlungen schon oft gelangweilt haben. Und ich denke seit Längerem darüber nach, woran das liegt. Denn schließlich vertritt niemand gern eine langweilige Institution. Es wäre schöner, wenn auch junge Leute „cool“ fänden, was Kirche so macht. Und trotzdem verstehe ich, dass es ihnen oft ein bisschen „öde“

vorkommt. Denn da ist so eine etwas müde Atmosphäre, da liegt so was „Braves“ in der Luft, das man in unseren Gemeindehäusern geradezu riechen kann. Die kirchlichen Häuser verströmen alle die gleiche gemischte „Duftnote“ aus Bohnerwachs, Früchtetee und alten Keksen. Und man trifft dort auch immer denselben Menschenschlag. Denn Kirchen-Leute sind meist nicht mehr ganz jung, sind dafür aber freundlich, umgänglich und hilfsbereit. In einer christlichen Gruppe kann man gar nicht so schnell stolpern – man wird gleich aufgefangen von Menschen, die „guten Willens“ sind. Und oft ist das Gold wert – verstehen sie mich da nicht falsch! Nur, einigen Gottesdienstbesuchern sieht man halt an, dass sie vor 30 Jahren zum letzten Mal ein wenig über die Stränge geschlagen sind. Selbstkontrolle steht ihnen ins Gesicht geschrieben – wie auch die Bereitschaft zum Verzicht. Und so wirken sie ein wenig „bieder“, gerade als trüge ihre Seele ein unsichtbares Korsett, das ihnen zwar eine aufrechte Haltung verleiht, das sie aber zugleich einengt und nicht wirklich fröhlich macht. Pfarrer möchten manchmal beweisen, dass Christentum gar nicht so sei. Sie versuchen dann betont jugendlich aufzutreten, fahren Skateboard und rappen. Aber keiner nimmt es ihnen so richtig ab. Denn das Christentum in unseren Breiten ist immer noch bürgerlich maßvoll gewesen, gesellig, traditionell, kulturbeflissen – und darum auch „überraschungsarm“. Man trifft „bei Kirchens“ viele Leute, die scheinbar ohne Abgrund sind. Alles „Wilde“ oder „Extreme“ haben sie sich durch jahrelange Gewohnheit aberzogen. Und so steht von vornherein fest (man sieht es ihnen an), dass sie nie etwas Falsches oder Verletzendes sagen würden. Es läuft ihnen nichts aus dem Ruder, alles ist hübsch ausgewogen – und nicht mal ihre Gesichtszüge entgleisen. In der ganzen Gemeinde findet man keinen, der mit dem Feuer spielte. Wenn Konflikte aufkommen, werden sie unter einem dicken Teppich aus Nächstenliebe erstickt. Und Grenzüberschreitungen kommen gar nicht erst vor. Denn schließlich ist in der Kirche neben der Moral auch der Familiensinn zuhause – mit all den anderen moderaten bürgerlichen Tugenden. Verstehen sie mich nicht falsch, das sind alles Dinge, die ich als Pfarrerskind selbst verinnerlicht habe! Aber ich kann nachvollziehen, dass sie für Außenstehende etwas „altbacken“ wirken – so als hätten die Christen bereits alle Leidenschaften niedergerungen, die sie je verspürten, so als hätten sie sich jeden Zweifel komplett „weggebetet“ und trügen statt Knochen einfach nur feste Prinzipien im Leib. Man traut uns Kirchgängern schon altersbedingt keine großen Sünden mehr zu. Und tatsächlich versuchen wir ja, ihnen aus dem Weg zu gehen. Denn wer sich zur Kirche hält, wird an den Idealen gemessen, von denen da sonntags zu hören ist. Und angesichts dieser Fallhöhe traut man sich dann eher wenig. In christlichen Kreisen sollen sich alle liebhaben. Darum wird selten etwas mit Schärfe gesagt. Kontrollverlust erntet sofort die missbilligenden Blicke älterer Damen. Aber nicht mal das mit der Kontrolle wird übertrieben. Und so entsteht eine durchschnittlich strenge Milde nach bürgerlichem Geschmack. Man bewacht die Feuer der Leidenschaft selbst dort, wo längst keine mehr brennen. Und der erwünschte Humor darf nie sarkastisch oder doppelbödig sein.

Fürsorge gibt's für jeden, Extrawürste aber für keinen. Denn Kirche ist ein geschützter Raum. Und die wirklich Wilden und Lebenshungrigen fühlen sich darum fehl am Platz. Aber, muss das eigentlich so sein? Oder wollen wir's so haben? Liegt's am bürgerlichen Milieu? Oder hängt es mit dem Wesen des Christentum zusammen?

Soviel ist jedenfalls sicher, dass es von Jesus nicht kommen kann. Denn der war in vielerlei Hinsicht ein radikaler Mann. Er hat das Leben seiner Jünger gründlich auf den Kopf gestellt und das Establishment seiner Zeit so aufgemischt, dass man ihn mit Gewalt beseitigte. Die Schärfe seiner Aussagen erschreckt uns noch heute. Und so war Jesus alles Mögliche, aber bestimmt nicht langweilig! In seinem Evangelium ist auch nirgends vom „goldenen Mittelweg“ die Rede. Den finden wir bei Aristoteles. Und Jesu Forderungen wirken demgegenüber ziemlich maßlos. Könnte es aber gerade an dieser Eindeutigkeit liegen, dass dem christlichen Charakter alles „Ambivalente“, „Schillernde“ und „Doppelbödig“ fehlt? Macht das am Ende einen langweiligen Menschen aus, dass er halt grundehrlich ist, immer gute Absichten hegt und mit dem Bösen nicht mal zu flirten versteht? Wenn das aber wirklich so wäre, dass uns Menschen, die stets „guten Willens“ sind, gerade durch ihren Anstand langweilen – was sagt das dann eigentlich über unseren Geisteszustand? Kann einer seine Gefühlsausbrüche und seine spitze Zunge kontrollieren, will er auf Sarkasmus, Stichelei und verletzenden Spott verzichten – warum macht ihn das weniger interessant? Finden wir's zur „Würze des Lebens“ etwa nötig, dass einer mit den Möglichkeiten des Bösen spielt, dass er unberechenbar austeilt und hart am moralischen Abgrund segelt? Ist das unser kranker Geschmack, dass wir den Reiz des Verbotenen brauchen, um etwas spannend zu finden? Kennen wir keine bessere Lust als die an der Grenzüberschreitung? Gangster-Rap und Heavy Metal finden viele toll, weil da Illegalität und Gewalt mitschwingen. Hollywood feiert stets den Provokateur, der sich Freiheiten herausnimmt, Konventionen bricht und alles hinter sich lässt, um „auszusteigen“. Aber, ach, den braven Christen ist scheinbar alles verboten, was Spaß macht. Die versauern lieber in treuer Pflichterfüllung. Und für ihre moralisch überlegene Haltung rächt man sich, indem man sie „humorlos“, „verklemmt“ und „spießig“ nennt. Weil sie über den Horizont ihrer Glaubenslehre scheinbar nicht hinausdenken, hält man sie für einfältig-unkritisch. Und wenn Christen sich weigern, mit dem Feuer zu spielen, verspottet man sie als Musterschüler des lieben Gottes. Sie scheinen brave Schäfchen zu sein, die ihrem Hirten nachlaufen, während jene mit dem Wolfsblut in den Adern ihre Fremdheit fühlen und über die geborenen Opfer lachen. Ist das nun aber ein Missverständnis – oder ist es das nur zum Teil?

Man könnte dagegenhalten, dass Christen zu Schärfe und entschlossenem Handeln vielleicht gar nicht unfähig, sondern nur nicht willens sind. Denn eine Sache ist es, keine Zähne zu haben. Und eine andere ist es, sich mit intaktem Gebiss das

Beißen zu verkneifen. Eine Sache ist es, wenn man zum Lügen zu dumm ist. Und eine andere, bei ausreichender Klugheit aufs Lügen zu verzichten. Eins ist es, Versuchungen gar nicht zu kennen. Und etwas anderes, ihnen zu widerstehen. Doch vermutlich liegt das Problem noch tiefer und gründet darin, dass zwar alle Menschen, was sie tun, unter Gottes Augen tun, dass dieser Umstand aber nur den Gläubigen dauerhaft bewusst ist, während der Rest ihn gern verdrängt. Und diese stets bewusste Gegenwart Gottes könnte es sein, die das Verhalten der Christen auf eine Weise verändert, die Atheisten nicht verstehen. Denken sie nur mal zurück an ihre Kindheit. Da gab es doch Spielkameraden, die, wenn man mit ihnen durch Feld und Wald streunte, die übelsten Schimpfworte benutzten, fluchten, spuckten und gefährliche Ideen hatten. Fern des Elternhauses machten sie sich gern dreckig, warfen mit Steinen und versuchten mit ihrem Feuerzeug alles Mögliche anzuzünden. Doch wenn man mit demselben Jungen zuhause bei ihm in Garten spielte, war er wie ausgewechselt. Denn während der Vater ein paar Meter entfernt auf der Terrasse saß, und die Mutter aus dem Fenster spähte, benahm sich der Sohn ganz anders. Unter elterlicher Beobachtung war er die höflichere Version seiner selbst und verkniff sich alles, was ihm Ärger eingebracht hätte. Er war nicht unbedingt verkrampft, aber doch kontrolliert. Er tat nichts, was sein Vater nicht hätte sehen dürfen. Und das entspricht ziemlich genau dem Normalzustand eines Christen, der ja auch weiß, dass Gott immer zusieht. Als Christ muss man darunter keineswegs leiden – im Gegenteil: Wenn die Gottesbeziehung gut und gesund ist, lebt man gerne in steter Verantwortung vor Gott. Seine unausgesetzte Gegenwart, sein Beistand, ist vor allem eine tröstliche Tatsache! Und als Christ will man eigentlich auch gar nichts tun, was man nicht bedenkenlos unter Gottes Augen tun könnte. Paulus sagt: **„Alles, was ihr tut mit Worten oder mit Werken, das tut alles im Namen des Herrn“** (Kol 3,17). Das ist ein guter Tipp, weil man dann all das Blöde unterlässt, das man unmöglich im Namen Gottes tun könnte! Doch gelegentlich, wenn ein ausgeprägtes „Über-Ich“ bedrückende Schatten wirft (und man ihm trotz guter Absicht nicht zu genügen vermag) – kippt das ins Düstere. Und wenn dem Menschen dann zum schlechten Gewissen auch noch die Hemmung sämtlicher Triebe ins Gesicht geschrieben steht, wirkt er wie innerlich in seine Tugend eingesperrt. Er scheint unfrei und unglücklich, wie „eingefroren“ in seiner moralischen Haltung. Und das mag es sein, was andere als „ungesund“, „bedauernswert brav“ oder „langweilig“ empfinden. Dass es aber nicht notwendig ist (und auch ziemlich schlecht zur „frohen Botschaft“ passt), zeigt ein Blick auf Jesus. Denn der ist sich wie kein Zweiter der Gegenwart des Vaters unablässig bewusst. Und doch wirkt er darum kein bisschen gehemmt, sondern eher gilt das Gegenteil: Jesus ist ein spürbar „freier Geist“ voller radikaler Ideen. Und seine Haltung wirkt nie wie ein äußerlich aufgezwungenes Korsett, sondern, was er sagt und tut, kommt kraftvoll und natürlich von innen heraus! Wenn aber manche Christen so wirken, als lebten sie mit angezogener Handbremse oder stünden

im Krieg mit den eigenen Überzeugungen – was stimmt dann nicht? Was läuft da falsch?

Die Gegenwart Gottes kann nicht das Problem sein. Der Beistand des Höchsten sollte uns eher beflügeln und mutig machen! Wenn's aber anders läuft, und der Mensch unter Gottes Augen irgendwie nicht er selbst sein kann – dann ist er entweder mit Gott nicht im Reinen oder macht sich eine falsche Vorstellung von ihm. Denn ein kleines Kind, das sich von den Eltern geliebt weiß, verliert in ihrer Gegenwart nichts von seiner Spontaneität, sondern gerade da fühlt es sich geborgen und kann ausgelassen spielen! Wo sich aber um Gottes willen Herz und Gesicht verkrampfen, da sind wir augenscheinlich nicht mit ihm versöhnt – oder in unserer Wahrnehmung Gottes fehlt das befreiende und barmherzige Moment. Daran muss man dann arbeiten. Genau dafür gibt es Seelsorge. Die korrigiert aber nicht etwa das Bewusstsein, dass Gott präsent und jederzeit „mit im Spiel“ ist, sondern sie geht der Frage nach, warum der Mensch dran leidet. Denn tatsächlich hat Gott kein Interesse daran, dass wir an inneren Widersprüchen kaputtgehen, sondern will uns aus ihnen lösen. Gott führt Gutes im Schilde. Wenn uns aber trotzdem ins Gesicht geschrieben steht, dass wir ängstlich beherrscht sind von einem „knechtischen Geist“, dann gefällt ihm das keineswegs, sondern Gott möchte viel lieber, dass wir unbeschwert in „kindlichem Geiste“ zu ihm rufen „Abba, lieber Vater!“ (Röm 8,14-17). Christus will uns definitiv nicht plagen, sondern mit dem Vater versöhnen. Und wo ein Mensch in seinem Christentum dennoch so unglücklich drinsteckt wie in einer Jacke, die ihm nicht passt, da ist das Werk des Heiligen Geistes noch nicht zum Ziel gelangt. Wenn uns der Glaube keine Zuversicht schenkt, haben wir Gott seine Treue noch nicht geglaubt. Und wenn wir mit unserer Vergangenheit nicht abschließen können, haben wir Gottes Vergebung nicht angenommen. Gott will mit seiner Weisheit und Güte kompensieren, was uns daran fehlt. Und wer das begreift, wird sich nirgends wohler fühlen als gerade in der Gegenwart Gottes. Wenn das aber so ist – warum wirken Christen dann nicht entspannter? Warum wirken die Erlösten dann nicht erlöster? Warum laufen Christen nicht ständig mit einem breiten Grinsen herum?

Wer ins Neue Testament schaut, muss da nicht lange rätseln. Denn Jesus sagt seinen Jüngern viel Schweres voraus (Mt 10,24-25; 16,24; Lk 14,26-27). Genau in dem Maße, wie ein Mensch mit Gott versöhnt ist, gerät er mit der Welt in Streit. Und eben derselbe Glaube, der die Christen erlöst, führt sie sogleich auch in die Nachfolge unter dem Kreuz. Während sie also nicht mehr leiden an Gott (weil er nun ihre Freude und ihr Fels ist), leiden sie umso mehr an dieser verkehrten, von Gott entfremdeten Welt. Von Gottes Geist erfüllt passen sie nicht mehr in eine Welt voller Bosheit. Sie widersteht ihnen, wie sie schon Jesus widerstand. Und so sehen manche Erlöste eben auch aus „wie das Leiden Christi“. Denn als die Sanftmütigen schmerzt sie alles Hartherzige, und als die Wahrhaftigen kommen sie mit

Heuchelei nicht zurecht. Als Friedfertige leiden sie unter aller Gewalt, und als Gerechte können sie die schmutzigen Spiele nicht mehr mitspielen. Den Himmel ersehrend fühlen sie sich auf der Erde zunehmend fremd. Und (ganz wie bei Christus) geht auch ihrem Ostermorgen das Kreuz voraus. So hat jeder Christ seine persönliche „Passionsgeschichte“ – nicht obwohl, sondern gerade weil er erlöst ist. Und so wie Christus sieht auch der Christ in seiner Passion nicht fröhlich aus. Doch während die Kinder der Welt das nicht begreifen und meinen, der arme Christ litte an seinem allzu strengen Gott, leidet er tatsächlich an dieser verkehrten Welt. Stärker als ein Atheist spürt er, was an der gefallenen Schöpfung „falsch“ ist, weil er erkannt hat, wie sie nach dem Willen Gottes „richtig“ wäre. Und manchmal, wenn der Christ dann weint, tut er's gar nicht um seiner selbst willen, sondern weint, wie Christus über Jerusalem weinte, weil er den Untergang der anderen kommen sieht, während sie noch ahnungslos feiern (vgl. Lk 19,41-44; 23,27-31).

So kann man denn aus den falschen Gründen fröhlich, und aus den falschen Gründen betrübt sein – kann ebenso leicht an der falschen Stelle trauern, wie man an der falschen Stelle lachen kann. Und was bei einem Menschen gerade der Fall ist, das verrät nicht schon sein Gesicht. Denn manche sind optimistisch aus reiner Dummheit – und andere sind pessimistisch, weil ihnen der Glaube fehlt. Man liest das den Leuten nicht an der Nasenspitze ab. Noch schlechter als die anderen versteht man sich selbst. Und darum fällt es Christen nicht immer leicht, ein strenges Wertebewusstsein mit kindlich-frohem Geist zu verbinden. Üben sollten wir's aber schon, in der Art Jesu die rechte Schwere mit der rechten Leichtigkeit zu vereinen. Denn schließlich gehen wir als Zeugen Jesu durch die Welt. Und Außenstehende erwarten zu Recht, dass Christen von dem geprägt sein müssten, auf den sie sich berufen. Sie nehmen an, dass sich das Wesen Gottes doch irgendwie im Gemüt seiner Gläubigen spiegeln wird. Und in der Tat sollte Gottes Handschrift an uns sichtbar sein – sowohl nach seiner Strenge wie nach seiner Güte. Bekennen wir also ein Gott der Freiheit und der Barmherzigkeit, so wär's schade, wenn davon nichts auf uns abfärbte, und wir nichts davon ausstrahlten. Denn ein resignierter Christ bleibt immer ein Widerspruch in sich. Schauen wir also ruhig mal in den Spiegel und denken wir dran, dass Gott uns nicht gegeben hat **„den Geist der Furcht, sondern der Kraft und der Liebe und der Besonnenheit“** (2. Tim 1,7). Wenn dieser Geist aber in uns lebendig ist, dann sind wir, wie Gott uns haben will. Und was andere meinen, wie wir wirken „sollten“, muss uns dann auch nicht mehr kümmern.

Irrgarten und Labyrinth

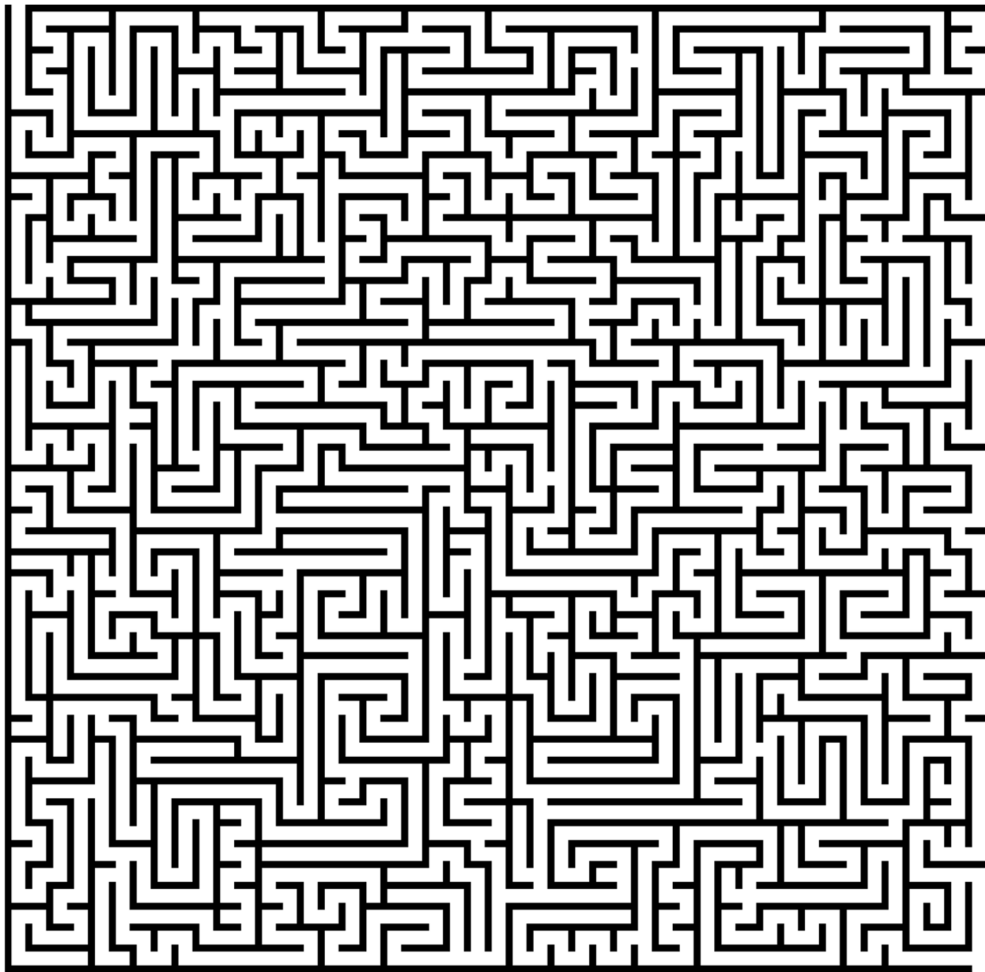


Pleasure Garden with a Maze

Lodewijk Toeput, Public domain, via Wikimedia Commons

An Wendepunkten des Lebens ist es unvermeidlich, dass wir über Vergangenes und Kommendes nachdenken – über das, was hinter uns liegt, wie über das, was vor uns liegt. Und so vergleichen wir unser Leben dann mit einem Weg, der uns von Woche zu Woche und von Jahr zu Jahr führt wie eine lange Wanderung durch die Zeit. Leben scheint eine Reise zu sein, die Anfang und Ende hat – und viele Stationen dazwischen. Nur dass man eben mit den Wendungen seines Lebensweges nicht immer glücklich ist, und das Wandern auch nicht dauernd Spaß macht. Manches ist schön und fühlt sich nach „Fortschritt“ an, doch manchmal kommt es uns vor, als seien wir nur unnützlich im Kreis gelaufen oder in eine Sackgasse geraten. Manchmal stolpern wir auf dem Lebensweg in eine Krise hinein oder gehen in endlos langen Schleifen. Und dann fragen wir uns, ob wir nicht vielleicht an der nächsten Kreuzung abbiegen und unser Leben ändern sollten. Aber ist es dann besser links zu gehen oder rechts? Das große Weltgeschehen ist nicht gerade übersichtlich. Auch im Privaten fällt die Orientierung schwer. Und bitten wir andere um Rat, bringen die uns zusätzlich durcheinander, weil einer sagt „geh dahin“, und der andere „geh dorthin“. So läuft man durch Wochen und Monate, läuft vom

Herbst in den Winter und vom Frühling in den Sommer. Aber hat das Wandern auch ein Ziel? Haben wir einen Plan? Oder gleicht unser Leben einem großen Irrgarten – einem System sich kreuzender Wege, in das wir mit der Geburt hineingestoßen werden und in dem wir dann herumirren, weil wir zwar viele Alternativen haben, aber keinen Überblick?



Irrgarten: DigitalShards auf Pixabay

Irrgärten gibt es manchmal bei Schlössern und als „Spiegelkabinette“ in Vergnügungsparks. Es gibt sie als „Maislabyrinth“ auf dem Feld und auch schon früher in der griechischen Mythologie. Dort allerdings dient der Irrgarten nicht zur Belustigung, sondern dient als ein raffiniertes Gefängnis, aus dem das Ungeheuer Minotaurus nicht wieder herausfinden soll. Es kann sich darin viel bewegen, bleibt aber dennoch eingesperrt. Und tatsächlich macht das Herumwandern im Irrgarten nicht immer fröhlich, sondern, wenn wir uns darin verlaufen, macht uns das einfach nur hilflos. Wir gehen verloren, weil nicht etwa zu wenige, sondern zu viele Wege zur Wahl stehen – und uns dieses „Überangebot“ ratlos macht. Im Irrgarten sind wir zwar frei, uns darin zu bewegen, sind aber nicht frei, ihm zu entkommen! Und der Gedanke, das könnte ein Gleichnis unseres Lebens sein, ist ziemlich beunruhigend. Denn der Irrgarten verbindet ein Maximum an Möglichkeiten mit einem Minimum an Information. Mit all seinen Kreuzungen und Abzweigungen

stellt er uns ständig vor Entscheidungen, die wir treffen müssen, ohne zu wissen, ob sie richtig sind. Und weil uns der Überblick fehlt, entscheiden wir dann willkürlich. Wir versuchen etwas Beliebigen, um aus dem Irrtum gegebenenfalls zu lernen. Doch ob es wirklich ein Irrtum war, wissen wir erst drei Ecken weiter. Wenn wir uns dann umdrehen, sieht alles gleich aus. Und weil wir nicht mehr wissen, woher wir kamen, haben wir auch nicht wirklich etwas gelernt. Wir versuchen anders abzubiegen – finden uns aber doch wieder in einer Sackgasse. Und so irren wir dann herum, haben immer die Wahl, uns für eine neue Richtung zu entscheiden, bleiben aber trotzdem Gefangene des Systems. Denn der Irrgarten will ja gar nicht, dass wir irgendwo ankommen. Er wurde gebaut, um genau das zu verhindern! Er verspottet mich in meiner Hilflosigkeit und lässt mich im Kreis laufen, damit ich mich vergeblich mühe und gerade durch meine Fluchtversuche immer tiefer in das Spinnennetz seiner Wege hineingerate. Orientierungslos gehe ich mir selbst verloren, weil ich zwar die Freiheit habe, zu laufen wie ich will, aber nicht die Freiheit habe, dort anzukommen, wo ich hinmöchte. Der Irrgarten hält mich zum Narren, weil ich zwar weiß, dass es einen richtigen Weg gibt, ihn aber nicht als den richtigen erkenne – und ihn darum auch nicht gehen kann. Aus der Vogelperspektive würde man bald den Überblick gewinnen. Doch wer kein Vogel ist und uninformiert einfach nur seinen Schritt beschleunigt, kann tagelang laufen, bis ihm irgendwann der Zufall zu Hilfe kommt. Dann steht er plötzlich am Ausgang, ohne zu wissen, wie er da hingekommen ist. Der Irrgarten hat ihn ausgespuckt. Er ist ebenso erschöpft wie erleichtert. Aber klüger ist er eigentlich nicht geworden – und hat auch keine Lust auf einen zweiten Versuch. Denn die Erfahrung sich zu verlaufen, kränkt unseren Stolz. Der Irrgarten gewährt uns volle Freiheit, uns selbst zu führen. Wir entscheiden darin „autonom“. Aber all die „Selbstbestimmung“ nützt wenig, wenn wir den Weg nicht kennen. Ohne Plan gehen wir doch verloren. Und die vielen alternativen Wege helfen gar nichts, wenn man sich zwischen ihnen nicht begründet entscheiden kann, sondern raten muss, wenn man Willkür walten lässt oder eine Münze wirft. Auf diese Weise lernt man nur, dass eine zufällig Wahl nicht dasselbe ist wie „Freiheit“. Beliebigkeit ohne Orientierung erweist sich als subtile Form der Gefangenschaft! Doch mehr als diese negative Erkenntnis wird man im Irrgarten nicht gewinnen. Und das soll nun ein Gleichnis unseres Lebens sein? Das wäre sehr bedenklich!



Grafik Labyrinth: tatlin auf Pixabay

Was auf den ersten Blick einem Irrgarten ähnlich scheint, ist in Wahrheit etwas ganz anderes. Denn wir sehen hier das begehbare Labyrinth, das den Fußboden der Kathedrale von Chartres ziert. Und obwohl auch dieses Labyrinth aus verschlungenen Wegen besteht, darf man's doch keinesfalls mit einem Irrgarten verwechseln. Denn hier haben wir nicht unendlich viele Wege vor uns, sondern tatsächlich nur einen einzigen, zu dem es keine Alternativen gibt – und der auch weder Abzweigungen noch Sackgassen kennt. Der gangbare Weg ist vorgezeichnet. Und wer ihn beschreitet, hat mit der Orientierung keine Last. Denn im Gegensatz zum Irrgarten will das Labyrinth gerade nicht, dass ich mich darin verlaufe und verloren gehe, sondern will, dass ich gut und sicher ankomme. Ich laufe nicht bloß hindurch, um auf der anderen Seite wieder herauszufallen, sondern mittendrin im Labyrinth gibt es ein Ziel! Und wenn man das unterwegs auch nicht immer vor sich sieht, steht doch fest, dass es im Herzen des Labyrinths dieses Ziel gibt – und der geduldige Wanderer es auch erreichen soll. Seine Lauferei wird nicht vergeblich sein, sie wird sich lohnen! Nur – vorangehen muss der Mensch schon. Denn wenn er sich irgendwo hinsetzt und Wurzeln schlägt, kann er die Herzkammer nicht erreichen. Auch im Labyrinth kommt das Ziel nicht zu mir. Ich muss mich schon zum Ziel hinbemühen. Und obwohl der Weg vorgezeichnet ist, macht er's

mir nicht ganz leicht: Ich habe zwar ein Maximum an Information, weil ich sicher sein kann, dass der Weg richtig ist. Und ich habe ein Minimum an Alternativen, weil ich den Weg nur gehen oder mich ihm verweigern kann. Aber ich muss hinnehmen, dass der Weg viel länger ist, als er sein müsste. Er folgt nicht der „Luftlinie“ zwischen Start und Ziel, sondern stellt den größtmöglichen Umweg dar. Und wozu ist das gut? Soll es etwa bedeuten, unser Leben sei ein verschlungener Umweg zwischen Geburt und Tod? Zumindest zeigt des Weges Länge, dass sich das Ziel unsres Lebens nicht billiger geben will als so, dass man es zuvor geduldig erstrebt und umkreist hat. Das Ziel zu erreichen und zur Mitte zu finden, hat seinen Preis. Und wer die nötige Zeit nicht aufwenden möchte, ist des Zieles nicht wert. Das besagt aber nicht, dass unser Ziel nicht erreicht werden wollte, sondern nur, dass es zuvor unseren Gehorsam prüft, unsere Geduld und unser Vertrauen. Wer auf schnelle Erfolge aus ist, die nichts kosten, der wird hier scheitern – und soll scheitern. Denn offenbar ist der Wanderer im Labyrinth nicht eher reif für das Ziel, bis er alle Stationen des Weges durchlaufen hat. Sein Lebensweg enthält lange Geraden und scharfe Kehren, Höhen und Tiefen. Dem muss er sich fügen. Und damit ist auch das Labyrinth eine Herausforderung. Es ist aber nicht wie der Irrgarten eine Herausforderung der boshafte Sorte, ist weder Falle noch Gefängnis. Denn das Labyrinth will keineswegs, dass der Wanderer auf der Strecke bleibt. Sondern es verlangt bloß, dass er den Weg auf sich nimmt, sich dabei nichts schenkt und nichts erspart. Wer ans Ziel will, muss den ganzen Weg gegangen sein, er muss ihn sich angeeignet und sich in den langen Weg gefügt haben. Das aber nicht, weil der Wanderer den Weg veränderte, sondern weil der Weg den Wanderer verändert. Der scheinbar unnütze Umweg um das Zentrum ist nicht sinnlos, weil der Mensch anders herauskommt, als er hineingegangen ist, und der Weg ihn bis dahin geübt hat in geduldiger Zuversicht. Ein Irrgarten lehrt uns eher das Gegenteil – der lehrt uns das Fürchten, denn wir haben begründete Angst, uns darin zu verlieren! Der Irrgarten verwirrt uns absichtsvoll und erzieht uns dadurch zu ärgerlichen, rastlosen Leuten! Das Labyrinth hingegen leitet sicher zum Ziel, verlangt dafür aber, dass wir uns ihm anvertrauen. Und solches Vertrauen ist vor allem darum nötig, weil der Weg den Wanderer oft am Ziel vorbei oder auch vom Ziel wegführt. Man sieht nicht immer, dass man Fortschritte macht und vorankommt – es fühlt sich ganz anders an! Und doch gilt, dass uns der Weg, selbst wenn er mal wieder am Ziel vorbeiführt, uns doch jederzeit dem Ziel näher bringt. Sähe der Pilger das Ziel direkt vor sich, fiel es ihm leichter, dem Weg zu folgen. Denn dann vertraute er ja der eigenen Wahrnehmung und damit sich selbst – er „traute seinen Augen“. Doch im Labyrinth soll der Wanderer dem vertrauen, der es gebaut hat. Er muss die Kontrolle abgeben. Er muss ertragen, dass ihn der Weg in langen Schleifen hin- und herführt. Und trotzdem weiterzugehen ist eine Art Selbstbestimmung zur Fremdbestimmung. Denn der Pilger muss hinnehmen, dass ein anderer die Richtung und auch die Länge seines Weges bestimmt. Der scheinbar endlose Weg wird nicht kürzer, wenn er rennt, und das Ziel wird nicht

lohnender, wenn er sich beeilt. Ergebung ist nötig. Aber das Ziel läuft dem Pilger auch nicht weg, sondern wartet auf ihn. Es will sich ihm öffnen. Nur den langen Weg muss er bejahren, indem er ihn geht, und muss ihn gehen, indem er ihn bejaht. Denn es ist der Weg Gottes mit seiner Seele. Und ein Feind des eigenen Weges zu sein, macht wenig Sinn. Einen Irrgarten kann ich mit gutem Grund hassen, weil er mich im Kreis führt, mich festhält, mich einsperrt und mein Laufen vergeblich macht. Doch im Labyrinth ist kein einziger Schritt vergeblich, sondern jeder ist die Voraussetzung des nächsten. So kann ich mein Schicksal nicht hassen. Und wenn's der Allwissende ist, der mich führt und leitet, wäre es anmaßend, wenn ich ihn über eine bessere Strecke belehren oder mit ihm darüber streiten wollte. Gott ist ein guter Hirte, der die Seinen durch finstere Täler auf grüne Weiden führt. Und wenn er mir meinen Weg vorherbestimmt hat, kann ich ihn mir weder länger noch kürzer, weder gerader noch krummer wünschen. Ich muss nicht alles lieben, was mir unterwegs begegnet. Aber den mir von Gott zugedachten Weg sollte ich annehmen – und dabei Gottes Weisheit mehr vertrauen als meiner eigenen. Das fällt schwer, weil ich nicht weiß, was mein Weg noch bringt. Doch darf ich das Gottes Sorge sein lassen – und darf mich damit trösten, dass vielleicht schon hinter der nächsten Biegung das Ziel auf mich wartet. Auf einen Irrgarten kann ich mich nicht in so positiver Weise einlassen. Denn der meint es nicht gut mit mir. Bestenfalls spuckt er mich auf der anderen Seite wieder aus, ohne dass damit viel gewonnen wäre. Das Labyrinth jedoch führt mich seiner Mitte entgegen. Und es tut das auch, wenn ich mich gerade in der Peripherie befinde. Ja, seltsam genug – ohne sich von der Mitte immer wieder zu entfernen, käme man der Mitte des Labyrinths nicht näher! Und so sind letztlich auch die Umwege in Ordnung und müssen gegangen werden. Denn der lange Weg ist nun mal der Preis für das Ziel. Und er will auch in seinen weitläufigen Schleifen nicht ungeduldig übersprungen, sondern bewältigt werden. Es gibt da keine Abkürzung. Denn wer sich auf das Labyrinth einlässt, will sich das Ziel ja nicht erschleichen. Begegnet ihm Schlimmes, darf er deswegen nicht kehrt machen. Und begegnet ihm Schönes, darf er nicht zu lange verweilen. Weder dies noch das soll ihn fesseln, sonst ist er bald nicht mehr unterwegs. Und so liegt der Gehorsam des Pilgers im eigenen Interesse. Bei einem Irrgarten ist das anders. Der verlangt gerade keine Disziplin, sondern zwingt den Wanderer, sich selbst zu führen, damit er (frei, aber desinformiert) umso sicherer verloren geht! Im Labyrinth hingegen führt der, der es gebaut hat. Und dank seinem Überblick gelangt der Pilger sicher ans Ziel. Gerade in der Fremdbestimmung liegt der Segen. Denn des Pilgers Erfolg ist des Erbauers Verdienst. Und des Pilgers Verdienst liegt höchstens in dem, was er auf dem Weg unterlässt. Er reißt die Führung nicht an sich. Er bricht aus der Spur nicht aus und bleibt nirgends sitzen. Er versucht nicht schlauer zu sein als der ihm vorgegebene Weg. Solche Unterlassung erfordert Demut. Aber der Lohn der Demut liegt dann im Erreichen des Ziels. Und während der Irrgarten den Wanderer nur erschöpft und verwirrt, übt ihn das Labyrinth so lange in der stillen Konzentration, bis er seine Mitte dort findet, wo auch das

Labyrinth selbst seine Mitte hat. Ständig um sie kreisend muss es der Pilger aushalten, die Mitte immer wieder zu verfehlen. Während seiner ganzen Wanderschaft ist er unvollkommen, ist „noch nicht angekommen“ und wird immer neu zu scharfen Kehren gezwungen. Vielfach steht er in Versuchung, Abkürzungen zu suchen und dabei „den Faden zu verlieren“. Doch der Weg bestimmt selbst, wann er zu Ende ist. Er dauert exakt so lange wie er dauert. Und wie der Wanderer das Ende nicht hinausschieben kann, darf er's auch nicht vorwegnehmen. Zuletzt ist ihm aber gegönnt, in der Mitte zur Ruhe zu kommen – und das Ankommen bei Gott wird ihm gnadenhaft gewährt. Das Ziel, über das er nie verfügte, tut sich aus freien Stücken auf und schenkt sich dem, der es ebenso geduldig wie beharrlich umkreiste.

Wie steht's also? Sehen sie ihr Leben als einen Irrgarten – oder als ein Labyrinth? Enthält es tausend Wege und kein Ziel – oder folgt es einem verborgenen Plan? Führen sie sich selbst – oder führt sie in Wahrheit Gott? Die meisten würden ihr Leben wohl spontan als Irrgarten beschreiben. Sie sehen Wege voller Kreuzungen und Alternativen, von denen viele richtig sein könnten – oder schlimmstenfalls auch keine. Obwohl ihnen der Überblick fehlt, bestehen sie darauf, „autonom“ zu entscheiden – und wollen von göttlicher Führung und Vorsehung nichts wissen. Sie nennen das ihre „Freiheit“, was (mangels Information) eigentlich nur Willkür ist. Sie rennen im Irrgarten um tausend Ecken, ohne damit je dem System zu entkommen. Und dass ihr Leben ein Ziel hätte, ist mehr Unterstellung als Gewissheit. Sie haben sich verirrt, machen aber entschlossene Gesichter, damit keiner merkt, dass sie planlos leben! Doch dem christlichen Glauben entspricht es viel eher, das Leben als Labyrinth zu sehen. Denn wir dürfen mit Gottes Führung und Vorsehung rechnen. Und Gottes Wort will unseres Fußes Leuchte sein. Jeder hat ein ihm vorherbestimmtes Schicksal. Und in Wahrheit gibt es auch nur einen Weg, auf dem Gott uns führen will. Uns aber gebührt es, bereitwillig die Haltung des Pilgers einzunehmen, der sich führen lässt. Denn schließlich ist Gott selbst das Ziel, das sich uns schenken will. Er ist die Mitte, um die unsere Wege kreisen, er ist die Herzkammer unseres Lebens. Und das kann es leichter machen, auch die mühsamen Wegstrecken willig zu gehen. Denn jeder einzelne Schritt im Labyrinth bringt uns Gott näher. Und keine Sekunde unseres Lebens ist unnütz vertan. Resignieren wir also nicht, verlieren wir nicht die Geduld, sondern lassen wir den über unsere Zukunft verfügen, der auch schon unsere Vergangenheit überblickte. Vertrauen wir Gottes Führung mehr als dem eigenen Verstand. Und verlieren wir nicht die Fährte, auf die er uns gesetzt hat. Denn dann wird Gott weiterhin unser treuer Vater sein, der Lenker unserer Schritte und das Ziel unseres Weges.

Der Heuwagen



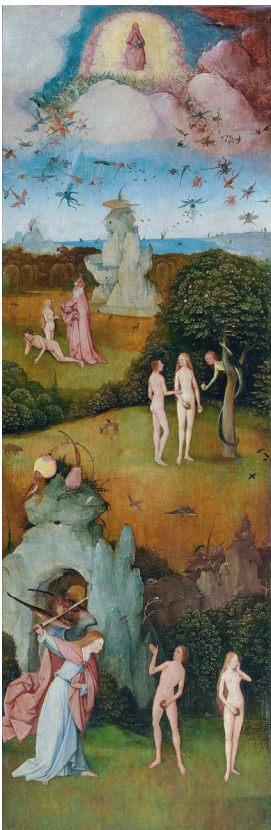
*Der Heuwagen, Hieronymus Bosch oder Werkstatt,
Public domain, via Wikimedia Commons*

Wer nicht genau hinsieht, kann sich in Bildern sehr täuschen. Und so erging es mir mit dem obigen Bild, das „Der Heuwagen“ heißt. Denn bei der ersten, flüchtigen Betrachtung habe ich es für eine fröhliche Ernteszene gehalten. Da wird Heu eingebracht auf diesem riesigen Wagen. Einige Menschen machen Musik. Und einige sehen aus, als würden sie tanzen. Manche trinken, andere bereiten Essen zu, und es herrscht Getümmel wie auf einem ländlichen Markt. Es geht so bunt zu

wie bei einem Volksfest – und ich dachte: wahrscheinlich freuen sich die Landleute über eine reiche Ernte und lassen es sich gut gehen, weil nun für den kommenden Winter gesorgt ist. Mir schien, das sei ein passendes Bild zum Erntedankfest. Denn der riesige Heuwagen steht doch wohl für die vielen Früchte, die gewachsen sind – und somit für Gottes reichen Segen, von dem das Dorf wieder ein Jahr lang leben kann. Doch ist das alles ein Missverständnis. Und wer genauer hinschaut, sieht es auch gleich. Denn da thront zwar Jesus Christus im Himmel. Aber seine Handbewegung sieht etwas ratlos aus. Und was unten auf der Erde vor sich geht, kann ihm auch unmöglich gefallen. Der Heuwagen dort wird keineswegs von Pferden gezogen, sondern von Monstern, die Löwen-, Fisch- und Vogelgesichter haben. Das sind keine Bauern, sondern Ausgeburten der Hölle. Und darum ist ihnen auch egal, dass sie den schweren Wagen über gestürzte Menschen hinwegziehen, die unter seinen Rädern zu Tode kommen. Viele andere drängen sich gefährlich nah an den Heuwagen heran, um sich etwas von dem Heu herunterzuziehen. Sie sind scheinbar ganz wild darauf! Einige benutzen lange Haken, Gabeln und Leitern, um ihren Teil abzubekommen. Aber obwohl so viel Heu da ist, dass es für jeden reichen sollte, scheinen die Gier und die Konkurrenz so groß, dass man mit gezückten Messern aufeinander losgeht. Direkt vor dem Wagen wird jemandem die Kehle aufgeschlitzt. Und links sieht man auch schon ein Opfer liegen. Denn es ist offener Streit entbrannt. Dieser Streit scheint aber irgendwie normal zu sein. Denn viele der Umstehenden kümmern sich gar nicht darum. Bischof und König jedenfalls, die auf schönen Pferden hinter dem Wagen herreiten, greifen nicht ein, um Ordnung herzustellen. Und auch am unteren Bildrand – in Sichtweite des Mordens – sind Menschen ganz ungerührt mit sich selbst beschäftigt. Da haben Frauen mit ihren Kindern zu tun. Ein Zahnarzt geht seinem Beruf nach. Und ein Musiker spielt auf dem Dudelsack. Rechts verstauen einige Nonnen das Heu, dass sie ergattern konnten, in einem großen Sack. Und der füllige Mönch, der ihnen zuschaut, erfrischt sich mit einem Trunk. Alles wirkt sommerlich-bunt unter diesem blauen Himmel. Aber ein schönes Erntefest ist es eben doch nicht. Sondern wir sehen Gier und Gewalt bei den einen – und Gleichgültigkeit bei den anderen.

Doch was will der Maler damit sagen? Hieronymus Bosch macht es uns nicht gerade leicht. Denn wir verstehen sein Bild erst, wenn wir darin die Illustration eines Sprichworts erkennen, das zu seiner Zeit in den Niederlanden bekannt und geläufig war. Da sagte man nämlich gern: „Die Welt ist ein Heuhaufen. Und ein jeder pflückt davon, so viel er kann.“ Dieses Sprichwort ist hier dargestellt! Und so geht es zwar wirklich um die Güter und Freuden dieser Erde – das mit dem Erntesegen war gar nicht so falsch. Aber jenes Sprichwort bringt zugleich des Menschen Begehrlichkeit ins Spiel: „Die Welt ist ein Heuhaufen. Und ein jeder pflückt davon, so viel er kann.“ Das heißt ja wohl: keiner will zu kurz kommen, alle reißen sich drum, und jeder möchte ein Stück vom Kuchen abhaben. Eigentlich ist Gottes schöne Erde so reich an Gütern, dass jeder satt werden könnte. Und doch ist ein

rücksichtsloser Streit entbrannt, weil jeder rafft und hortet so viel er kann, weil er dem Nebenmann seinen Teil nicht gönnt – und selbst den Hals nicht vollbekommt: „Die Welt ist ein Heuhaufen. Und ein jeder pflückt davon, so viel er kann.“ Was Hieronymus Bosch malt ist demnach ein Gleichnis des Lebens insgesamt. Es ist aber gerade kein schmeichelhaftes, sondern ein trauriges Gleichnis. Denn alles dreht sich nur um Besitz, Konsum und Konkurrenz. Und rund um den schönen Heuhaufen, der ja eigentlich etwas Gutes ist, entbrennt aus lauter Raffgier ein Hauen und Stechen. Wer will, kann auf dem Bild alle sieben Todsünden finden. Oben auf dem Heuwagen, in dem Gebüsch, ist die „Wollust“ angesiedelt. Und der Mord, der unten auf dem Weg geschieht, steht für den „Zorn“. Der wohlgenährte Mönch repräsentiert sowohl die „Völlerei“ als auch die „Faulheit“. Die gekrönten Häupter auf ihren Pferden symbolisieren „Stolz“ und „Hoffart“. Die ihr Heu zusammenraffenden Nonnen stehen für den „Geiz“. Und all die anderen, die einander etwas wegschnappen wollen, illustrieren, was „Neid“ bedeutet. Bosch stellt uns ein Gleichnis des Lebens vor Augen, wie es kritischer und trauriger kaum sein könnte. Denn da scheint jeder seinen Vorteil zu suchen – und keiner hat Hemmungen, es auf Kosten der anderen zu tun. Die einzigen Lichtblicke sind der betende Engel, oben neben dem Lautenspieler, und der Mann unten links, der ein Kind davon abhält, ins gefährliche Getümmel hineinzulaufen. Doch woher kommt eigentlich der lange Zug, der doch offenbar wie eine Prozession von links nach rechts in Bewegung ist? Und wo laufen die alle hin, die den Heuwagen begleiten und ihm folgen? Stünde das Bild für sich allein, könnten wir darüber nur Vermutungen anstellen. Doch tatsächlich handelt es sich um die große Mitteltafel eines Triptychons – und d.h.: es gibt dazu noch eine linke und eine rechte Seitentafel, die das Bild ergänzen.



Auf der linken Tafel, die sich dort befindet, wo der Heuwagen herkommt, ist als Ursprung allen Lebens die Schöpfung zu sehen – also die Erschaffung Adams und Evas, das Paradies, der Sündenfall und die Vertreibung aus dem Paradies. Und diese „Vorgeschichte“ erklärt schon viel von der Ambivalenz der mittleren Tafel. Denn die zeugt sowohl vom reichen Segen des Schöpfers (in Gestalt des Heuwagens), als auch von dem bösen Streit, der darum entbrannt ist. Gegenwärtig mischen sich „Gottes Werk“ und „Teufels Beitrag“ in fataler Weise. Auf der rechten Tafel ragt die Deichsel des Heuwagens aber schon direkt in die Hölle hinein, wo es noch viel mehr Monster gibt, noch mehr gequälte Menschen, Teufelsfratzen, ewiges Feuer und Folterungen verschiedenster Art. Da die Leserichtung der drei Tafeln aber mit der chronologischen Ordnung und mit der Richtung übereinstimmt, in die der Heuwagen gezogen wird, kann man die düstere Logik des Ganzen – und damit die Botschaft des Malers – kaum missverstehen: Bosch führt uns vor Augen, wie der uns vertraute „Lauf der Welt“, von Gottes guter Schöpfung herkommend, ungebremst der Hölle entgegen geht. Denn auf etwas anderes als „Hölle“, laufen Raffgier, Neid, Konkurrenz und Gewalt nicht hinaus. All diese Menschen sind süchtig nach dem Glück dieser Erde, sie gieren nach dem Heu auf dem Wagen. Sie fragen aber nicht, was es ihnen langfristig nützen wird oder wohin die Reise geht. Sondern sie tun einfach, was alle tun, und haben dabei keine andere Sorge, als dass sie eventuell zu kurz kommen. Ja: „Die Welt ist ein Heuhaufen. Und ein jeder pflückt davon, so viel er kann.“ Das muss man wohl als treffende Beschreibung des menschlichen Daseins gelten lassen. Denn Konsum geht vor – und Spaß muss sein. Jeder will vom Kuchen ein möglichst großes Stück abhaben. Die Cleveren machen sich die Taschen voll. Und die weniger Geschickten kommen unter die Räder. Wohin das langfristig führt, ist zwar kein Geheimnis. Aber den Lauf der Welt ändert man nicht mal eben. Und in der allgemeinen Konkurrenz will man auch nicht als einziger abseits stehen. Was wäre also die Alternative? Was könnte einer tun, der da auf dem Bild nicht mitmachen möchte – und trotzdem Bedürfnisse hat?

Wir kommen mit dieser Frage wieder auf das Erntedankfest zurück. Denn dessen Botschaft ist ja gerade, dass unser Verhältnis zu den Gütern und Freuden dieser Welt nicht durch Gier, sondern durch den Glauben, durch Dank und Verantwortung bestimmen sein soll. Das Erntedankfest ist sozusagen der christliche Gegenentwurf zum großen Gerangel um den Heuwagen. Und es mahnt uns, im Verteilungskampf eben nicht das Messer zu zücken, sondern freigiebig zu sein und mit anderen zu teilen. Denn ein Christ kann im Streben nach irdischen Gaben nie den himmlischen Geber vergessen, von dem sie kommen. Und so sehr er der konkreten Gaben und Güter auch bedarf, betrachtet er sie doch nie wie eine Beute, die er sich raubt. Sondern er sieht darin Gottes freundliches Geschenk, das er mit Dank entgegennimmt – und nicht anders als im Sinne des Spenders gebraucht. Natürlich erwirbt ein Christ seinen Lebensunterhalt durch Arbeit und Fleiß. Wenn er dann aber mit seiner Familie satt wird, schreibt er das dem Schöpfer zu und vertraut

grundsätzlich nicht auf seine eigene Kraft und Geschicklichkeit, sondern auf Gottes Fürsorge. Gott selbst ist des Christen Glück und Ziel – die Güter der Erde sind es nicht. Darum hat er's nicht nötig, mit anderen um Besitztümer zu zanken oder ihnen das Ihre zu neiden. Sondern er strebt nach einer gerechten Verteilung des irdischen Reichtums und ist bereit, die Früchte seiner Arbeit mit den Bedürftigen zu teilen. Er weiß, dass alle Güter dieser Erde dem Allmächtigen gehören, der sie nicht geschaffen hat, um einzelne reich, sondern um alle satt zu machen. Und so wird ein Christ nicht wie ein Plünderer über den großen Heuwagen herfallen, um möglichst viel an sich zu raffen und zu horten – sondern er sieht sich im Blick auf das, was seine Arbeit einbringt, nur in der Rolle eines Verwalters. Er wird deswegen nicht zum Kostverächter, sondern genießt sehr wohl mit Freude, was Gott ihm Gutes gönnt! Er gönnt aber anderen dasselbe – und freut sich, wenn er Bedürftigen helfen kann. Alles in allem ist die christliche Haltung das Gegenteil der Selbstbedienungsmentalität, die Bosch uns vor Augen führt. Denn die Menschen auf seinem Bild kriegen den Hals nicht voll. Ein Christ hingegen sammelt lieber Schätze im Himmel als auf Erden. Und er pocht auch nicht auf vermeintliche Rechte, sondern betrachtet jede gute Gabe als Gottes ungeschuldetes Geschenk. Er arbeitet tüchtig, vertraut aber viel mehr auf Gottes Beistand als auf das eigene Bemühen. Und wenn er Pflanzen und Tiere nutzt, sieht er in ihnen viel mehr als nur Mittel zu irgendeinem Zweck. Er benimmt sich in Gottes schönem Garten nicht wie ein Eigentümer, sondern wie ein Gast, und teilt das Vorhandene gern mit den anderen Gästen. Sein eigentliches Gegenüber sind aber nicht sie, sondern sein maßgebliches Gegenüber ist der Schöpfer selbst. Dem sagt er „bitte“ und sagt „danke“ – und nimmt dabei den Geber wichtiger als die Gaben. Denn auch die besten irdischen Gaben sind vergänglich. Der himmlische Geber aber ist ewig. Käme diese Einsicht aber auch über die Menschen auf unserem Bild – würde das die Bedeutung des Heus nicht sehr relativieren? Und müsste sich die Szene nicht bald verändern? Die Streitenden könnten dann Frieden schließen und miteinander die Verletzten unter dem Wagen hervorziehen. Man könnte dafür sorgen, dass jeder soviel Heu bekommt, wie er braucht. Und jene Gestalten, die an der Deichsel ziehen, würden von selbst verschwinden. Denn es ist kein Naturgesetz, dass der Lauf der Welt unaufhaltsam in Richtung Hölle geht. Und am allerwenigsten ist es Gottes Wille. Denn der hat in seiner Freundlichkeit den Heuwagen seiner guten Gaben nicht dazu bestimmt, dass er Anlass für Streit, Gewalt und Unglück werden sollte – sondern ganz im Gegenteil: Nicht ein Fluch, sondern ein Segen soll dieser Reichtum sein, nicht Anlass zum Zank, sondern zur Freude. Und wenn uns das bei der Betrachtung klar wird, hat uns das Gemälde damit schon einen Dienst erwiesen.

Christus erhebt Einspruch



*For Thy Sake; For Your Sake / Hugo Simberg,
Public domain, via Wikimedia Commons*

Die interessantesten Bilder sind oft die, die man nicht versteht. Und in diesem Sinne interessiert mich das obige Gemälde von Hugo Simberg ganz besonders. Denn ich kann mir nur schwer die Geschichte zusammenreimen, die es erzählt. Und ich bin mir nicht mal im Klaren über den Ort des Geschehens, weil es sich ebenso um das Innere einer Kirche wie einer Schule handeln könnte. Steht da ein Lehrer vor seiner Klasse, oder ein Pfarrer vor seiner Gemeinde? Die Bank auf der rechten Seite sieht eher wie eine Schulbank aus, nicht wie eine Kirchenbank. Und die Menschen dahinter scheinen kleiner und jünger zu sein als der Mann auf der linken. Aber wenn das eine Lehrer vor seiner Klasse ist, warum hängt dann an der Wand ein so übergroßes Kruzifix? Sehen wir eine Schulstunde im Kirchsaal – oder das, was man früher „Sonntagsschule“ nannte? Wie auch immer, mag es nun ein Religionslehrer oder ein Pfarrer sein, er hat jedenfalls zwei Bänke übereinander gestellt, um sein Manuskript darauf zu legen. Die Konstruktion mit dem Stuhl wirkt seltsam improvisiert. Doch kann der Mann gerade nichts vortragen, denn er hat seine Brille abgenommen, um sich mit dem Taschentuch die Tränen aus den Augen zu wischen. Und auch seine kleine Gemeinde ist mächtig am Weinen. Er hat sie anscheinend mit seiner Traurigkeit angesteckt! Aber während wir dort

überwiegend blonde Köpfe sehen, hat der Pfarrer auffallend graues Haar. Man könnte auf die Idee kommen, er habe sich über mancherlei Sorgen, Mühen und Grübeleien „graue Haare wachsen lassen“. Und beinahe scheint es, als hätte etwas vom Leiden Christi auf ihn abgefärbt. Denn – was sollte wohl das Thema sein, über das er gerade gesprochen hat, wenn nicht das Leiden Christi? Der Gekreuzigte steht ja unübersehbar im Raum! Um ihn muss es doch wohl gehen! Und so denke ich, dass der Pfarrer gerade höchst lebendig und anschaulich vom Leidensweg Christi erzählt hat – wie nämlich der gute Mann aus Galiläa auf so viel Unverständnis und Argwohn traf, dass man ihn zuletzt umbrachte, wie er von den Pharisäern angefeindet und von Judas verraten wurde, von Petrus verleugnet, von Pilatus verurteilt und von Soldaten gekreuzigt. Der Mann mit den grauen Haaren hat anscheinend eindrucksvoll und plastisch davon berichtet, wie man dem guten Jesus ein böses Ende bereitete. Und über das schreckliche Geschehen weinen nun alle. Denn der so menschenfreundliche Gottessohn (der Einzige, der wirklich ohne Sünde war) starb auf Golgatha den elenden Tod eines Verbrechers. Und zusammen mit diesem himmelschreienden Unrecht steht nun das Unrecht der ganzen Welt im Raum – nämlich all die Gewalt, die auch heute noch unschuldigen Opfern widerfährt. Und – ist die nicht wirklich „zum Heulen“? Seit zweitausend Jahren geht das Evangelium des Friedens durch die Welt. Doch auch nach zweitausend Jahren gelingt es uns nicht, danach zu leben! So stelle ich mir vor, dass der Pfarrer mit seiner kleinen Gemeinde auch über das eigene Versagen weint. Denn nicht nur damals im Garten Gethsemane haben die Jünger ihren Herrn im Stich gelassen, sondern seither hat sich das tausendfach wiederholt. Und so weinen wir gar nicht bloß über Jesu vergangenes Leiden, sondern zugleich über unsere Unfähigkeit, sein Evangelium in der heutigen Welt treu zu bezeugen und glaubhaft zu leben. Ja, Christus leidet bis heute – und nicht zum wenigsten an seiner Kirche. Er leidet an uns! Und vielleicht hat der Pfarrer genau davon gesprochen. Denn Gottes Liebe kommt immer neu unter die Räder. Immer wieder macht einer den anderen zum „Opfer“. Und wer das erlebt, bekommt nicht nur graue Haare, sondern muss aufpassen, dass er nicht ganz in Trübsinn verfällt. Doch das ist nun das Tolle an diesem Bild, dass eben jenes betrauerte Opfer, dass der gekreuzigte Christus sehr lebendig in den Raum hineingreift, um die zu trösten, die da weinen. Und wenn nicht alles täuscht, erhebt er Einspruch gegen das allgemeine Klagen. Denn Christus hängt zwar am Kreuz – und ist insofern ein Bild des Leidens. Er sieht aber gar nicht traurig aus. Und sein Kreuz hält ihn auch nicht fest. Sondern mit überraschender Freiheit und mit freundlicher Geste löst sich Christus vom Kreuz und streckt seinen Arm zum Pfarrer hin. Die Gemeinschaft der Weinenden hat es noch gar nicht bemerkt. Die vielen Tränen haben sie blind gemacht! Aber gleich werden sie hören, wie Christus mit ihnen redet, um sie zu beruhigen und zu trösten. Sein Haupt ist erhoben und die Augen sind offen. Das Kreuz verdammt ihn nicht zur Passivität. Denn der Gekreuzigte ist auferstanden. Und als Sieger über den Tod wird er hier auch aktiv. Denn offenbar ist er mit dem Geheule seiner Gemeinde nicht

einverstanden. Es ist nicht in seinem Sinne, wenn Christen in Trübsinn verfallen. Denn schließlich ging er nicht ans Kreuz, um der menschlichen Bosheit zu erliegen, sondern um sie zu überwinden. Und wenn sein Kreuz auch wie eine Niederlage aussah, ist es in Wahrheit doch der größte Sieg gewesen! Im Leiden Jesu ist durchaus nichts „schiefgegangen“, sondern Gottes Plan ist „aufgegangen“. Jesu Leid war segensreich, notwendig und sozusagen „kriegsentscheidend“. Denn im Kreuz liegt der Schlüssel zur Erlösung der Menschheit. Und darum heißt dieses Bild auch „Um deinetwegen, um euretwillen“. Denn das ist es offenbar, worauf der Maler uns stoßen will: „Um deinetwegen, um euretwillen“ gab Christus sein Leben – und tat es vollkommen frei, tat es aus Liebe uns zugute. „Um deinetwegen, um euretwillen“ – das ist es, was Christus jenem Pfarrer und seinen jugendlichen Hörern sagen will. „Um deinetwegen, um euretwillen“ war dieses Opfer nötig – und war natürlich bitter! Aber weil damit nun die große Schuld getilgt und der bittere Fluch gebrochen ist, soll es die Gemeinde nicht mehr traurig, sondern eher froh stimmen! Denn es war ja nicht so, als wäre Jesus zufällig in eine böse Falle gelaufen, von der er nichts ahnte. Nein! Frei und bewusst hat er die Entscheidung getroffen, sich dem großen Strafgericht auszusetzen, das nicht er, sondern wir verdienen. Christus erduldet das, damit wir es nicht erdulden müssen. Und so ist das Allerletzte, was er will, eine untröstliche Gemeinde, die in Kummer und Tränen zerfließt. Denn jammern und klagen – das hätten wir ja auch ohne ihn gekonnt! Dazu musste er nicht Mensch werden! Und dazu ging er auch nicht ans Kreuz, dass wir ihn nun endlos bemitleiden, sondern um uns Zuversicht zu schenken und einen unüberwindlichen Mut! Christus will unseren Trübsinn nicht vermehren, sondern überwinden. Er ging seinen Weg nicht um Tränen zu verursachen, sondern um Tränen zu trocknen. Und so hat unser Maler festgehalten, wie Christus seiner Gemeinde Mut zuspricht. Denn seit er sein Werk vollbrachte, müssen sich Christen nicht mehr sorgen, sondern nur der Teufel muss sich sorgen, weil Christus ihn seiner Macht beraubt! Seit dem Ostermorgen sind alle Weichen so gestellt, dass Gottes Reich zu uns kommen kann – und kommen muss. Christus bleibt Sieger. Was soll also das Geheule? Christus erhebt Einspruch gegen die Traurigkeit seiner Gemeinde. Denn die passt sehr schlecht zu den erfreulichen Fakten, die er geschaffen hat. Kleinmut und Sorge entstehen aus dem Wissen, dass menschliche Pläne oft scheitern. Aber Gottes Pläne können nicht scheitern! Angst entsteht aus dem Wissen um die Möglichkeit eines Verlustes. Aber alles, was wir lieben, liegt schon heute in Gottes Hand! Furcht ist die Vorwegnahme des Schmerzes, der eintritt, wenn wir versagen. Aber wenn Christus unser Heil zur „Chefsache“ erklärt – was soll da noch „schiefgehen“? Der Erlöser ist mitten unter uns und erhebt Einspruch gegen alle Resignation. Denn sein Evangelium ist Gottes Wort. Und dahinter steht der Allmächtige, dem kein Gegner zu stark ist! Gottes Zusagen stehen so fest wie er selbst. Und von seiner Liebe, die in Christus erschien, kann uns niemand trennen. Was soll also das Weinen, was sollen noch Scham, Depression und Schuldgefühl? „Steckt eure Taschentücher wieder ein!“ sagt Christus.

„Mein himmlischer Vater kann alles, was er will. Und wenn er etwas nicht will, dann liegt darin Weisheit. Er tut nichts ohne Grund. Wie er aber zu allem einen Grund und auch das Recht hat, so hat er auch die Macht dazu und jede Gelegenheit!“ Ja, in der Tat: Die in Christus erschienene Liebe kann alles Mögliche – nur scheitern kann sie nicht! Und darum nimmt auch nicht Christus ein tragisches Ende, sondern die Macht der Finsternis. Alles, was Christus retten will, ist schon so gut wie gerettet. Was er aber nicht retten will, soll und wird untergehen. Wo bleibt da noch Spielraum fürs Zittern und Zagen, Bibbern und Beben, Jammern und Klagen? Warum sich graue Haare wachsen lassen? Christus bleibt Sieger, und Gott macht keine Fehler. Nichts steht mehr „auf Messers Schneide“, nichts ist „brenzlig“ oder „ungewiss“, sondern um alles Wesentliche hat Christus sich längst gekümmert. Und seiner Gemeinde muss nicht bange sein. Denn Wahrheit bleibt Wahrheit, und Gnade bleibt Gnade, Gott lacht am längsten – und keiner kann's ändern. Warum sollte die christliche Gemeinde also weinen, sich sorgen und kleinmütig an den Nägeln kauen, während der Erlöser doch bei ihr ist? „Wo ist euer Glaube?“ fragt Jesus, als seine Jünger sich im Sturm fürchten – „Wo ist euer Glaube?“ Auf dieselbe Frage scheint mir aber auch Simbergs Bild hinauszulaufen. Und ich meine, man sieht's am besten an der Haltung der Köpfe. Auf vielen Passionsbildern ist das Haupt des Gekreuzigten tief auf die Brust gesunken. Es hängt herab, weil er gestorben ist. Und die ihm lebend gegenüberstehen und ihn betrachten, haben ihre Köpfe hoch erhoben, weil sie ihn anschauen. Doch Hugo Simberg dreht das herum. Bei ihm hat Christus sein Haupt erhoben, während die Gemeinde die Köpfe hängen lässt und zur Zuversicht ermahnt werden muss! Auf vielen Passionsbildern sind Christi Augen im Tode geschlossen – und die der Zuschauer sind weit geöffnet. Er als Opfer scheint umnachtet, die anderen sehen das Tageslicht. Bei Simberg hingegen schaut Christus mit offenen Augen in seine Gemeinde, die ihn ihrerseits aber vor lauter Tränen nicht bemerkt und für seine Gegenwart so blind ist, wie einst die Jünger auf dem Weg nach Emmaus. Der Pfarrer schnieft, und die Gemeinde schnieft. Christus dagegen ist viel vitaler und präsenter, als sie denken! Und so zweifle ich auch nicht am Fortgang der Handlung: Christus wird gleich vollends vom Kreuz herabsteigen und mit liebevollem Lächeln den ergrauten Religionslehrer umarmen. Er wird sagen: „Um deinetwegen, um euretwillen war mein Leiden nötig. Anders ging es nun mal nicht. Aber, hey, ich ging diesen Weg doch nicht, damit ihr nun in Schuld und Not stecken bleibt, sondern damit wir sie miteinander überwinden! Ich tat nichts umsonst und nichts vergeblich, alles lief nach Plan! Und darum lasse ich eurem Schmerz auch nicht das letzte Wort. Ich habe eure Not geteilt, um sie zu überwinden, nicht um sie zu verewigen. Also hört auf zu jammern! Denn ich bin doch da, bin mitten unter euch, bin quicklebendig wie ihr seht – und bleibe auch bei euch, bis an der Welt Ende.“ Nun, der studierte Mann im schwarzen Gehrock hätte das eigentlich wissen müssen. Er und seine kleine Gemeinde rechneten nicht wirklich mit Christi vitaler Präsenz. Weil mir das aber sehr bekannt vorkommt und in vielen Gemeinden immer wieder passiert,

dass wir Trübsal blasen – darum wünsche ich allen Christen die tröstliche Erfahrung, die unser Maler hier eingefangen hat: Dass wir nämlich hören, sehen und begreifen, wie Christus Einspruch erhebt.

Der Sturz des Ikarus



*Landschap met de val van Icarus / Pieter Bruegel der Ältere,
Public domain, via Wikimedia Commons*

Wenn sie diesem Bild einen Titel geben müssten – wie würden sie es nennen? Vielleicht „der pflügende Bauer“ oder „Küstenidylle am Abend“? Vielleicht „Heimkehr eines Handelsschiffes“ oder „Meerenge mit Klippen“? Das alles scheint treffender als der wirkliche Titel. Denn Pieter Breughel nannte sein Bild „Landschaft mit Sturz des Ikarus“. Und diese Beschreibung lässt den Betrachter ratlos, bis er drauf kommt, dass er Ikarus nicht am Himmel zu suchen hat, sondern unten im Meer, wo (unterhalb des Schiffes und über dem Angler) gerade noch zwei Beine aus dem Wasser ragen. Dieses winzige Detail – das ist der unglückliche Ikarus, der dem Bild seinen Namen gibt! Und der Betrachter wundert sich, warum Breughel nicht mehr daraus macht und die „Hauptsache“ nicht entsprechend groß als „Hauptsache“ darstellt. Denn der fliegende Ikarus hätte doch ein schönes Motiv sein können! Man kennt seine Geschichte aus der Schule: Dädalus und sein Sohn Ikarus werden auf Kreta gefangen gehalten und fliehen von dort mithilfe selbstgebafter Flügel. Doch an denen sind die Vogelfedern nur mit Wachs befestigt. Und so warnt Dädalus seinen Sohn, nicht zu hoch zu fliegen, weil sonst die Sonne das Wachs schmelzen könnte. Ikarus aber (vor lauter Begeisterung, dass er fliegt) vergisst die Warnung, wird übermütig, steigt hoch hinauf – und kommt der Sonne zu nahe. Seine Flügel lösen sich auf, der junge Mann stürzt ins Meer und ertrinkt.

Das ist eine schlimme Sache. Und für alle, die sich ehrgeizig hoch erheben, liegt darin eine Warnung, die man nicht erklären muss. Doch von dem dramatischen Vorgang zeigt uns Breughel fast nichts. Und nicht mal den Vater Dädalus lässt er uns sehen – obwohl er in dem Moment, da Ikarus auf der Wasserfläche aufschlägt, noch vogelgleich am Himmel fliegen müsste. Der Schafhirte legt den Kopf in den Nacken und schaut zu den Wolken, als könnte er Dädalus erspähen. Irgendwo da oben, außerhalb unseres Blickfelds, dürfte der Vater schweben, der hilflos das Unglück seines Sohnes mit ansieht. Doch obwohl andere Bilder Dädalus am Himmel zeigen, gönnt uns Breughel nicht einmal das. Und man wundert sich. Denn ausge-rechnet den Gegenstand, der sein Thema sein soll, nimmt der Maler nicht wichtig. Bei einem Meister wie Breughel kann das aber keine Nachlässigkeit sein, sondern muss etwas bedeuten. Und an diesem Punkt beginnt man zu verstehen. Denn es ist nicht nur der Maler, der den Absturz des Ikarus „nicht wichtig nimmt“ und ihn regelrecht „übersieht“, sondern die Figuren auf seinem Bild machen es genauso! So gleichgültig wie der Maler verhalten sich auch die von ihm dargestellten Personen. Und wenn sie die Tragödie überhaupt bemerkt haben, scheint ihnen doch egal zu sein, dass da einer ertrinkt. Dem Bauer fällt es jedenfalls nicht ein, seinen Pflug anzuhalten und Ikarus zu Hilfe zu eilen. Der Schafhirte starrt nach oben und rührt keinen Finger. Der Angler, rechts unten, muss den Fall des Ikarus gesehen haben. Aber er ist mit seiner Angelrute und der Schnur beschäftigt. Und den Leute auf dem Schiff wird es auch nicht verborgen geblieben sein – einige klettern ja in der Takelage herum. Aber niemand springt in ein Rettungsboot, niemand macht Anstalten herbeizueilen, ja niemand nimmt auch nur Notiz von dem jungen Mann, der da ums Leben kommt. Man behandelt ihn gerade so als „Nebensache“, wie der Maler ihn nur als „Nebensache“ auf seinem Bild unterbringt. Es ist nur ein Unglück mehr – es ist nicht weiter wichtig. Und keiner dieser Männer hat Lust, sich drum zu kümmern oder sich auch nur stören zu lassen. Denn schließlich hat jeder sein eigenes Geschäft, dem er nachgehen muss. Bevor wir uns aber darüber empören – ist es nicht auch bei uns so, dass sich unsere Anteilnahme an fremden Schicksalen in Grenzen hält? Wir hören jeden Tag neue Nachrichten von Unglücksfällen und Verbrechen, von Kriegen, Terroranschlägen und Naturkatastrophen rund um die Welt. Aber es wiederholt sich eben. Und wenn wieder mal 100 oder 200 Menschen gestorben sind – wer könnte da jedesmal mitfühlen, betroffen innehalten und weinen? Da kämen wir zu nichts anderem mehr – es ist zu viel des Leids! Und was nützte es auch, wenn wir jedesmal unsere Arbeit unterbrächen, um an den Ort des Geschehens zu eilen? Wir kämen doch zu spät. Wir können nicht alle retten. Und einige sind auch selbst schuld an ihrem Unglück, wie dieser Ikarus. Wer hat ihm denn gesagt, er sollte fliegen wie ein Vogel und dabei sein Leben riskieren? War er nicht gewarnt, dass die Sonne das Wachs seiner Flügel schmelzen könnte? Natürlich ist es schlimm für den Vater, dass der Junge nicht auf ihn gehört hat. Aber da es nun mal passiert ist – was nützte es, betroffen dabeizustehen oder aus der Fassung zu geraten? Wollten wir über jeden Verkehrstoten weinen, hätten wir viel zu

tun. Und geholfen wäre damit niemandem. Denn unsere Arbeit ist auch wichtig. Und sie gelingt nicht, wenn wir uns vom Leid dieser Welt zu sehr irritieren lassen. Ist ihnen aufgefallen, wie sorgfältig der Bauer seinen Pflug führt? Die Furchen, die er zieht, liegen akkurat nebeneinander – und weil das Gelände uneben ist (und vorn am Wendepunkt auch sehr schmal), darum verlaufen die Furchen kunstvoll in langen Schleifen. Das ist gekonnt! Das ist durchdacht! Das kann man nicht mal eben unterbrechen, um hinunter ans Meer zu laufen, während das Pferd macht, was es will! Dasselbe gilt aber vom Hirten. Denn was würde wohl aus seinen Schafen, wenn er zum Ufer eilte, um Ikarus zu helfen? Während der Hirte in die Fluten springt, könnte sich seine Herde weit zerstreuen. Die Tiere würden sich verlaufen, würden gestohlen oder von Wölfen gerissen. Das käme den Hirten teuer zu stehen! Und jene Seeleute auf dem großen Handelsschiff? Könnten die etwa in der Meerenge spontan wenden? Würden sie bei dem kräftigen Wind nicht riskieren, in Untiefen oder auf Felsen zu geraten? Und wär's nicht unverantwortlich, mit dem plötzlichen Manöver viele Menschenleben zu gefährden, nur um eins zu retten? Allein von dem Angler ist sicher zu sagen, dass er den Unfall gesehen haben muss und auch reagieren könnte. Aber wenn der Mann ein Boot besäße, würde er dann wohl vom Ufer aus angeln? Und falls er Nichtschwimmer ist – was kann er schon tun? Warum meint Ikarus denn auch, er sollte fliegen? Warum bringt er sich mutwillig in Gefahr? War doch 'ne blöde Idee, wie sie typisch ist, für eine gewisse Sorte junger Männer, die sich immer überschätzen! Die gehen voll auf Risiko – und andere sollen dann hinterherspringen, um sie zu retten? Ikarus wusste, was er tat. Und an seinem Übermut sind diese Männer nicht schuld. Sie sehen ihn bloß fallen. Aber geht er sie etwas an? Natürlich kann man von „unterlassener Hilfeleistung“ sprechen. Aber mit Verlaub – so wie die auf dem Bild, machen wir es doch auch! Die Fülle der Not auf dieser Welt gibt uns ein Gefühl der Ohnmacht. Und soweit nicht der eigene Familien- und Bekanntenkreis betroffen ist, regen wir uns nicht mehr auf. Wir haben uns daran gewöhnt, dass es jedes Jahr zahllose Drogentote gibt, Verkehrstote und Mordopfer. Wir könnten auch noch die Suizide dazunehmen, die Abtreibungen und alle, die an Krebs sterben. Da geht für die Betroffenen jeweils eine ganze Welt unter – nämlich ihre gesamte persönliche Welt! Doch für den Rest dreht die Welt sich weiter und fordert ihre Aufmerksamkeit. Daher schützt sich ein Mensch vor dem Leid des anderen durch Abstumpfung und Routine. Denn wenn man's zu sehr an sich heranließe, geriete man selbst aus der Bahn. So platscht es zwar gewaltig – und wo Ikarus versinkt, kräuseln sich die Wellen. Aber im Handumdrehen hat ihn das Meer verschluckt. Und außer dem Vater gehen alle zur Tagesordnung über. Weil das aber auch unsere Wirklichkeit beschreibt, hält uns der Maler einen Spiegel vor und sagt „Schaut! Schaut nur, wie gleichgültig einer den Untergang des anderen erträgt!“ Wie sollen wir aber damit umgehen? Schämen wir uns? Oder rechtfertigen wir den inneren Abstand, weil es ohne doch nicht geht? „Ihr ignoriert die täglichen Tragödien,“ sagt Breughel, „ihr seht Menschen untergehen und seid im Grunde nur froh, dass es nicht euch oder

eure Familie getroffen hat!" Doch – wenn das auch stimmt –, was sollen wir mit der Erkenntnis anfangen? Einerseits wirkt es vernünftig, dass sich die Männer auf dem Bild innerlich „abkoppeln“ von dem Pechvogel, der in den Fluten versinkt. Und andererseits erscheint uns genau dieses „Abkoppeln“ als ein schrecklicher Mangel an Liebe, Solidarität, Empathie und Engagement. Menschen nehmen hin, was sie nicht ändern können. Aber ist es darum „in Ordnung“? Oder ist es tiefe Unordnung, dass hier jeder nur auf das Seine schaut? Bauer, Hirte, Angler – sie lassen sich nicht aus der Fassung bringen. Unbeirrt sorgen sie dafür, dass ihre Familien das Brot bekommen, das sie brauchen. Sie bewältigen den Schrecken mit Routine. Und doch scheint hier etwas grundverkehrt. Liegt also ein Gefühl von Harmonie in dieser einladenden Landschaft – und nur Ikarus stört die Idylle mit dem Zappeln seiner Beine? Oder ist die Lethargie all der biedereren Leute ein Skandal? Breughel selbst gibt keine Antwort und offeriert keine Lösung. Deutlich ist aber, dass er uns die Illusion der „heilen Welt“ nehmen will. Auf den ersten Blick vermittelt sein Bild friedvolle Abendstimmung. Doch tatsächlich zeigt es eine erlösungsbedürftige, kranke und verdrehte Welt, in der Menschen hinnehmen, was nicht hinnehmbar ist, nur um weiter zu funktionieren. Wir haben nicht die Kraft, an allen Opfern Anteil zu nehmen. Wir können nicht mit jedem mit-leiden – und lassen darum viele alleine leiden. Wir arrangieren uns mit der Not, solange sie die anderen trifft. Und die fühlen sich im Stich gelassen. Denn – von wegen „alle Menschen werden Brüder“! Die erträumte Solidarität erweist sich als Hohn und Spott, weil Ikarus absäuft, und keiner hinterherspringen will. Ein junge Mann fällt vom Himmel, und ein Vater verliert seinen Sohn. Aber weiter bringt das niemand aus dem Konzept. Denn Ähnliches geschieht zu oft. Die Welt schreit nach Erlösung, ohne sich selbst erlösen zu können. Und das Neue Testament bestätigt, dass sie so auch keineswegs dem Willen ihres Schöpfers entspricht. In der Geschichte vom barmherzigen Samariter fällt ein Mensch unter die Räuber, und sie lassen ihn halb tot am Wegesrand liegen. Jesus aber ist nicht damit einverstanden, dass ein Priester und ein Levit vorübergehen, ohne zu helfen (Lk 10,25-37). Wir hören von dem armen Lazarus, der immerzu hungrig, krank und bettelnd vor der Tür des reichen Mannes lag. Der Reiche lebte jeden Tag in Saus und Braus und ging an Lazarus vorüber, ohne ihm zu helfen. Jesus aber ist nicht einverstanden (Lk 16,19-31). Er trifft am Teich Betesda einen Gelähmten, der dort seit 38 Jahren versucht, im rechten Moment in das wundertätige Wasser zu gelangen. Doch hat er keine Verwandten, die ihm helfen könnten. Und in all den Jahren erbarmte sich kein Fremder, den Kranken zum Teich hinzutragen. Jesus aber ist nicht einverstanden (Joh 5,1-18). Er lässt das nicht gelten, wenn sich einer für den anderen „nicht zuständig“ fühlt, sondern will, dass wir fremde Not mit dem gleichen Ernst bekämpfen wie unsere eigene (Mt 22,39; Mt 7,12). Und wenn wir uns von den Leidenden distanzieren, nimmt Jesus das persönlich. Haben wir die Hungrigen nicht gespeist und den Durstigen nichts zu trinken gegeben, haben wir die Fremden nicht aufgenommen, die Nackten nicht gekleidet und die Gefangenen nicht besucht, so haben wir

das alles Jesus nicht getan – und sind ihm unsre Hilfe schuldig geblieben (Mt 25,31-46). Man kann sich also leicht denken, was er zu Breughels Bild sagen würde. Wo wir einem Leidenden aus seiner Not nicht helfen, obwohl wir's könnten, ist es genauso, als hätten wir ihn selbst in die Not hineingestoßen. Ikarus stirbt, und wir angeln weiter? Ja geht's denn noch? Wir gucken in die Luft und bestellen unseren Acker? Das darf nicht sein! Darum lässt uns dieses Bild nicht in Ruhe und lässt uns unversöhnt mit der Wirklichkeit, in der wir leben. Das Bild bleibt ein Stachel im Fleisch. Es enthüllt die große Lebenslüge, dass wir mitfühlend wären und uns solidarisch verhielten. Das Bild schont uns nicht. Es deckt auf, was wir nicht sehen wollen. Und es erlaubt uns keinen resignierten Rückzug ins Private. Denn die Welt ist zwar, wie sie ist. Sie ist es aber nicht zu Recht – und darf nicht so bleiben.

Der Engelsturz



[Pieter Bruegel the Elder](#) artist QS:P170,Q43270,

[Pieter Bruegel I-Fall of rebel Angels \(merge\)](#), [CC BY-SA 2.0 FR](#)

Es ist ein chaotisches Bild. Und in all der konfusen Bewegung findet das Auge kaum einen Punkt, auf dem es ruhen könnte. Denn keine der Figuren steht wirklich still, sondern alle in diesem Schlachtengetümmel sind heftig in Bewegung. Und als Betrachter ist man froh, dass man den Lärm nicht hört. Denn all das Schreien, Schlagen und Posauneblasen ergibt sicher ein furchtbares Getöse. Je länger man hinsieht, desto mehr hat man das Bedürfnis, im Bild Ordnung zu finden – oder Ordnung zu schaffen. Nur, wo ist da oben und unten? Die unteren zwei Drittel des Gemäldes haben dunkelbraunen Hintergrund. Das dürfte also die Erde sein. Das obere Drittel hat einen blauen Hintergrund und stellt den Himmel dar. Dort im Zentrum steht ein gleißend heller Halbkreis, der an die Sonne denken lässt. Es kann aber kaum wirklich die Sonne sein. Denn (wie ein Wirbel, eine Windhose oder ein Turm) verlängert sich die Masse der Kämpfenden nach dort oben. Und es scheint fast, als reichte das Chaos bis in Gottes Thronsaal hinein. Es ist ein Ringen kolossaler Kräfte. Und dass sie nicht in friedlicher Koexistenz leben, versteht sich von selbst. Denn einige sind Engel, einige gleichen eher Menschen und andere sind teuflische Monster. Die Engel gehören in den Himmel, die Menschen auf die Erde und die Monster in die Hölle – so würde es unser Weltbild verlangen. Und mit diesen drei Stockwerken kämen wir auch klar. Würde die

Ordnung eingehalten, fänden wir uns auf dem Bild zurecht. Doch eben die Trennung der Stockwerke ist hier strittig geworden und wird nicht respektiert. Denn auf dem wirren Bild fliegen manche Ausgeburten der Hölle höher als die Engel. Und es kommt uns vor, als strebte all das gräuliche Viehzeug im Wirbelstrom zum Himmel hinein, während die Engel zur Erde hinabsteigen, um den aufwärts gerichteten Strom zurückzudrängen. Die Menschen auf der Erde müssen denken, sie seien in die Hölle geraten. Denn um sie herum herrscht tiefe Unordnung. Im anarchischen Tumult werden alle Grenzen überschritten, so dass keiner mehr ist, wo er hingehört. Und die einzigen, die einen Plan haben, sind scheinbar die Engel. Vier von ihnen sehen wir Posaune blasen. Vier sind mit Speißen auf die Monster losgegangen. Und am größten sind drei Erzengel dargestellt, die Schwerter führen. Der Linke im weißen Gewand schaut uns fast lächelnd an. Der Rechte (im Hintergrund von uns abgewandt) trägt auf weißem Gewand ein rotes Band. Und in der Mitte kämpft der Erzengel Michael mit blau wallendem Mantel und goldener Rüstung. Sie sind angetreten, um die Höllenbrut am Aufstieg in den Himmel zu hindern und sie zurückzutreiben in die Unterwelt, in die sie gehört. Als Zuschauer wünscht man ihnen aber Erfolg. Denn – meine Güte – was sehen wir da für Gestalten? Breughel hat sich hier einiges von Hieronymus Bosch abgeschaut! Da sind Fischleiber und Amphibienkörper, Lurche und Insekten, Vögel, Ratten, Tintenfische, Krebse und Muscheln, Motten, Hunde, Schweinsköpfe und Eidechsen neben anderen, undefinierbaren Viechern. Und man will nicht wissen, welchen Gestank die verbreiten, mit ihren aufgerissenen Mäulern und teils geplatzten Leibern. Auch von diesen Kreaturen blasen zwei in ihre Posaunen – blasen also zum Angriff! Wenn sie aber unterwegs sind, den Himmel zu stürmen, kann man nur hoffen, dass sie dort nie ankommen. Denn sie gehören in die Unterwelt, aus der sie hervorgekrochen sind, und in die tiefste Kanalisation. Sie gehören aber gewiss nicht in den Himmel, der kein Saustall ist – und auch keiner werden soll. Ich jedenfalls habe da ein Bedürfnis nach Ordnung, wünsche den Engeln den Sieg und freue mich, dass der linke schon so zuversichtlich lächelt. Doch wenn wir unsre Parteilichkeit mal beiseite lassen – was sehen wir überhaupt? Ist das eine biblische Szene, die man kennen sollte? Und wenn – ist sie in der Vergangenheit, in der Gegenwart oder in der Zukunft anzusiedeln? Der Maler gibt uns einen Fingerzeig, indem er sein Bild betitelt „Der Sturz der rebellierenden Engel“. Doch damit ist leider noch keine Klarheit geschaffen. Denn einerseits sehen wir hier gar keine Engel stürzen oder fallen. Die Engel auf dem Bild fliegen. Und auch die vielen Monster sind eher nach oben unterwegs als nach unten. Wir kommen also mit der Leserichtung des Bildes durcheinander – wir wissen nicht recht, ob die strudelnde Bewegung von unten nach oben verläuft oder umgekehrt. Und andererseits gibt es zum Thema „Engelsturz“ mehrere biblische Texte, von denen keiner so recht passen will.

1.

Einerseits kann man an den vorzeitlichen Fall Satans denken. Denn der soll ursprünglich ein hoher und herrlicher Engel gewesen sein, der gegen Gott aufbegehrte und zur Strafe auf die Erde herabgestürzt wurde. Er wird mit der Schlange im Paradies identifiziert, die das erste Menschenpaar mit in die Rebellion gegen Gott hineinziehen will, und doch schon im 1. Buch Mose die Prophezeiung hören muss, dass ein Nachkomme Evas – nämlich Jesus Christus – der Schlange den Kopf zertreten wird (Gen 3,15). Der vorzeitliche Engelsturz erklärt das Dämonische auf Erden. Denn mit Satan zusammen sind viele untergeordnete Engel von Gott abgefallen, die nun als böse Geister sein Gefolge bilden und auf Erden Unheil wirken. In diesem Sinne hat man Jesajas Wort vom „Morgenstern“ verstanden, der anmahlend in den Himmel steigt, um dem Allerhöchsten gleich zu sein, der dann aber, gestürzt und zu Boden geschlagen, zur tiefsten Grube hinunterfährt (Jes 14,12-15). Und Ähnliches finden wir bei Hesekeil, wo sich ein glänzender Cherub (berauscht von der eigenen Schönheit und Weisheit) gegen Gott versündigt und vom Berg Gottes herab zu Boden gestürzt wird (Hes 28,12-19).

2.

Doch gibt es Vergleichbares auch viel später im Neuen Testament, wo Jesus von einem Sturz Satans in seiner eigenen Gegenwart spricht und diesen Sturz als Entmachtung Satans mit der eigenen Sendung und mit dem Anbrechen des Gottesreiches in Verbindung bringt (Joh 12,31-32). Jesu Jünger berichten voller Freude, dass ihnen die bösen Geister untertan sind. Jesus aber kommentiert das, indem er sagt: „Ich sah den Satan vom Himmel fallen wie einen Blitz“ (Lk 10,17-18). Es ist nicht verwunderlich, dass Jesus dies mit Freude sagt. Denn schließlich kam er in die Welt, um die Werke des Teufels zu zerstören (1. Joh 3,8). Exorzismen spielen dabei eine große Rolle (Lk 11,14-23). Und ein ganzes Heer von Dämonen hat er – ohne zu zögern – erst in eine Schweineherde und dann über die Klippe ins Meer gejagt (Lk 8,26-39). Der Engelsturz ließe sich also gut in die Zeit Jesu verlegen, weil sein Wirken den Feinden Gottes die größtmögliche Niederlage zugefügt hat (Kol 2,15).

3.

Doch gibt es den Engelsturz noch in einer dritten Variante, als zukünftiges Motiv. Denn in der Offenbarung des Johannes kämpft der Erzengel Michael mit seinen Engeln gegen den Satan in Gestalt eines Drachens, der auch seinerseits über Engel verfügt, der aber mit ihnen zusammen auf die Erde geworfen wird (Offb 12,1-13). Da treibt er sein Unwesen, bis ein Engel ihn für tausend Jahre fesselt (Offb 20,1-3). Danach wird er noch einmal kurz losgelassen, zuletzt aber endgültig überwunden und hinabgeworfen in den feurigen Pfuhl, um dort gequält zu werden in Ewigkeit (Offb 20,10). Von jenem ewigen Feuer sagt auch schon Jesus, dass es bereitet ist dem Teufel und seinen Engeln (Mt 25,41). Aber dieser letzte Engelsturz ist natürlich weder Vergangenheit noch Gegenwart, sondern Zukunft.

Was sehen wir also auf Breughels Bild? Den weit zurückliegenden Sturz, durch den der strahlende Engel zum Teufel wurde? Seinen blitzartigen Sturz und Machtverlust, den Jesus mit dem eigenen Wirken verbindet? Oder den finalen, endzeitlichen Sturz am jüngsten Tag? Mir scheint, dass Breughel all diese Motive zusammenwirft, ohne sich für ein bestimmtes zu entscheiden. Und vielleicht tut er daran gar nicht so unrecht, weil der Grundgedanke ja überall derselbe ist: Das Böse begehrt auf gegen das Gute und versucht sich an dessen Stelle zu setzen – es wird aber überwunden und zurückverwiesen an seinen Ort in der Finsternis. Das ist die Geschichte, die sich quer durch alle Zeiten in tausend Variationen wiederholt. Und ihre Dynamik hat Breughel treffend erfasst. Denn dies Merkwürdige, dass sein Bild zwei gegenläufige Leserichtungen erlaubt, passt ja durchaus zum Geschehen. Die Bewegung der Hybris und der Selbstüberhebung des Bösen geht von unten nach oben – es ist der rebellischer Angriff der Monster auf den Himmel. Und die Gegenbewegung der himmlischen Kräfte, die das ihnen Fremde abweisen und zu Boden schleudern, geht von oben nach unten, weil sie all dem Scheußlichen seinen Platz in der Hölle anweisen. Kraftvolle Dynamik wirkt sowohl von unten hinauf als auch von oben herunter. Darum prallen die Heere so heftig aufeinander. Und Breughel tut gut daran, die Schlacht verwirrend darzustellen. Denn dieser Krieg wogt ja nicht bloß auf dem Bild hin und her. Sondern tatsächlich findet er zugleich auch im Betrachter statt. Der Kampf von Gut und Böse tobt nicht nur „vor uns“ auf der Leinwand, sondern auch „in uns“ in unsrer Seele. Und das Getümmel ist drinnen genauso unübersichtlich wie draußen! Oder wollten wir etwa leugnen, dass es auch in uns einen Aufstand finsterner Kräfte und Strebungen gibt, der immer wieder niedergeschlagen werden muss? Breughels Gemälde ist ein Abbild unserer Seele. Die Schlacht tobt nicht nur in der Welt, sondern auch in uns drin. Denn auch in unserem Gemüt steigen Monster auf, die da heißen Begehrlichkeit und Hass, Neid, Zynismus, Selbstsucht, Trägheit und Stolz. Frech versuchen sie, unseren Willen zu kapern und das Steuer zu übernehmen. Und so brauchen auch wir (um unsre Dämonen in Schach zu halten) innere „Ordnungskräfte“, die gleich jenen Engeln all unsere schädlichen Impulse wieder an ihren Platz verweisen und zurückdrängen. Die gestörte Ordnung des Kosmos um uns herum spiegelt sich in unseren ebenso gestörten und angefochtenen Gemütern. Und so muss der Sieg der Engel nicht bloß an den Grenzen des Himmels errungen werden, sondern auch in uns. Denn (wie schon im 1. Buch Mose) muss Gottes Schöpfung stets in einem Prozess sukzessiven Ordnen dem Chaos abgewonnen werden. Die Natur bringt nur Leben hervor, wenn ihre Kräfte auf die rechte Weise geschieden und aufeinander bezogen wirken. Menschliche Gemeinschaft entsteht nur, wenn das Individuum gemäß seinen Gaben und Bedürfnissen einen Ort im Ganzen findet. Und auch Wissen wächst nur, wo Ideen und Gegenstände sachgemäß unterschieden und aufeinander bezogen werden. Schöpfung ist ein Ordnungsprozess, in dem Gott das Chaos nach und nach bändigt. Die Erhaltung des Geschaffenen geschieht auf gleiche Weise. Und seine Vollendung besteht darin, dass eines Tages alles noch

Unstimmige in ein stimmiges Verhältnis überführt wird. Manchmal wird die gesunde Ordnung durch Gottes Wort hergestellt, manchmal mit Schwertern und Speißen, manchmal durch gute Argumente und manchmal durch die Priorisierung von Wünschen. Wie steht's also? Zeigt Breughels Bild wie ein Spiegel die inneren Kämpfe in ihrem Gemüt? Herrscht bei ihnen noch blutiges Schlachtengetümmel – oder ist bereits Frieden eingekehrt? Werden die Grenzen immer wieder überrannt – oder sind sie schon gut befestigt und verteidigt? Ich jedenfalls finde mich in dem Bild wieder, fühle mich mit dieser beunruhigenden Spiegelung nicht restlos wohl – und wünsche mir nichts mehr als so einen Erzengel mit siegesgewissem Lächeln.

Am Scheideweg



Tienhaarassa, Hugo Simberg, Public domain, via Wikimedia Commons

Dieses Bild braucht eigentlich keine Erklärung, denn die Situation ist uns vertraut: Da steht einer unschlüssig am Scheideweg, wo er nur links oder rechts gehen kann. Und von den Kindern, die er an der Hand hat, zieht eines hierhin und eines dort hin. Er aber kann nur eine Richtung einschlagen. Und sobald er das tut, wird er entweder mit dem linken oder dem rechten Kind Ärger bekommen. Wir verstehen, dass er zögert. Und erschwerend kommt hinzu, dass es sich gar nicht um Kinder handelt, sondern um einen Engel und einen Teufel. Der Maler wollte nicht die Situation eines, sondern aller Menschen darstellen! Denn an solchen Weggabelungen, wo wir uns – innerlich zerrissen – zwischen Gut und Böse entscheiden müssen, stehen wir immer wieder. In der Regel wissen wir, was gut wäre. Das Böse erscheint aber verlockender. Und so zaudern wir. Für einen Moment sind wir ratlos und täten lieber gar nichts. Aber dann verlangt das Leben, dass wir handeln. Auch weiteres Zögern hätte Folgen. Und so handeln wir trotz des inneren Zwiempalts – sind aber keineswegs glücklich dabei. Denn wir ahnen (und das Bild zeigt

auch), dass die beiden Weg nicht zum selben Ziel führen. Auf beiden Seiten gelangt man zu einer Anlegestelle für Segelboote. Und der bewaldete Hügel dazwischen bringt uns kurz auf Ideen. Vielleicht könnte man den rechten Weg gehen und dann noch schnell über den Hügel zur linken Anlegestelle laufen? Zuletzt nimmt aber jeder ein Boot mit weißem oder rotem Segel. Andere gibt es nicht. Und die Entscheidung wird unumkehrbar sein. Denn wenn man am anderen Ufer landet, gibt es dort zwischen links und rechts keine Verbindung mehr. Ist der große Fluss vielleicht ein Sinnbild des Todes? Dann kann der Mensch die Seiten nur wechseln, solange er lebt – danach aber nicht mehr. Denn was jenseits des Flusses geschieht, ergibt sich aus der diesseits getroffenen Entscheidung. So weitreichende Konsequenzen sind erschreckend! Aber überraschend kommen sie nicht. Denn einerseits hat unser Mann an der Gabelung des Weges gute Sicht – seine Optionen stehen ihm klar vor Augen. Und andererseits sind Engel und Teufel so klein dargestellt, dass sie ihn in keine Richtung zwingen könnten. Der Mann ist groß genug, sich mit Hilfe eines Begleiters gegen den anderen durchzusetzen. Er ist frei, seinen Weg zu wählen. Nur – die Wahl zu verweigern und die Verantwortung abzugeben, steht ihm nicht frei. Was immer sein Mund an Ausflüchten vorbringen mag – letztlich gehen seine Füße nach links oder rechts und verraten damit, wie er wirklich gesinnt ist. Durch konkretes Tun dokumentiert der Mensch, wer er sein will und worauf er aus ist. Und wenn er infolge eigener Schritte bei dem weißen oder dem roten Anleger ankommt, kann er nicht sagen, er habe da nicht hingewollt. Denn die Sicht war gut – und der Engel vom Teufel nicht so schwer zu unterscheiden. Wenn einer aber dort ankommt, wohin ihn die eigenen Füße trugen, darf er dann jammern? Wenn das Bild auf absehbare Konsequenzen verweist, ist es dann „moralisierend“? Oder ist es eine Zumutung, dass wir keine andere Wahl haben, als zu wählen? Wir fordern doch so oft Freiheit! Ärgert es uns, wenn die dann Folgen hat? Wären wir gern auch noch „frei“ von den Folgen? Das machte wenig Sinn. Denn folgenlose Freiheit gibt es nur für Kinder. Alle anderen stehen am Ende dort, wohin ihre Füße sie trugen.

Was ist Religion?



*A kite flying festival. Watercolour by an Indian artist.
Wellcome Collection. Public Domain Mark.*

Das Wort „Religion“ kommt aus dem Lateinischen. Und nach einer nicht gesicherten, aber einleuchtenden Deutung geht es auf das Verb „religare“ zurück, das „zurückbinden“, „anbinden“ oder „festbinden“ bedeutet. „Religion“ ist demnach „Rückbindung“ und meint das, woran man sich festhalten kann, wenn alles andere umfällt und wegfällt. Religion als „Rückbindung“ verankert uns in dem, was bleibt, wenn alles andere zerbröckelt und vergeht. Gegenstand der Religion ist also nicht das zeitlich Schwankende, sondern das ewig Stabile. Aber hat jeder Mensch das Gefühl, dass er so eine „Rückbindung“ bräuchte? Die Jungen und Starken sind eher auf Freiheit aus. Sie möchten Spielräume haben, um ihre Kraft zu erproben, sie brauchen freie Bahn, um sich zu entfalten – und setzen darum weniger auf „Bindung“ als auf „Loslösung“: Die jungen Vögel springen wagemutig aus dem Nest, um ihre eigenen Flügel zu erproben. Und da kommt man ihnen mit Religion als „Rückbindung“? Das scheint ein Widerspruch zu sein – ist es aber nur bei oberflächlicher Betrachtung. Denn selbst wenn man einen bunten Drachen steigen lässt, besteht das eigentliche Geheimnis seines Fluges in der Bindung. Oder weiß

das nicht jeder? So ein Drachen braucht einen Rahmen aus verbundenen Stäben und eine darüber gespannte, leichte, aber feste Haut, in die der Wind gut greifen kann. Jeder versteht, dass der Drachen nur fliegt, wenn kräftiger Wind weht. Und natürlich braucht er Bewegungsfreiheit, um nicht gleich im nächsten Busch oder Baum hängenzubleiben. Aber auch dann fehlt noch etwas! Haben wir den Drachen, den Wind, viel Platz und sonst nichts, so wird doch etwas Entscheidendes fehlen, und der Drachen wird durchaus nicht steigen. Denn tatsächlich braucht er zu allem anderen auch noch eine Schnur, die ihn am Boden (in unserer Hand) verankert. Und ohne diese Schnur, ohne diese „Rückbindung“ geht gar nichts! Denn die Freiheit und Beweglichkeit des Drachens ist zwar schön – sie ist ebenso nötig wie der kraftvolle Wind und der Drachenschwanz, der das Ganze stabilisiert. Soll der Wind unseren Drachen aber nicht unkontrolliert über den Boden blasen und ihn dabei zerschreddern, muss er mit einer Schnur verankert sein und somit gegen die Kraft des Windes ein Widerlager haben. Erst diese Bindung macht ihn flugfähig. Nur gebunden erreicht er Höhe. Zwischen Bindung und Flugvermögen besteht also gerade kein Gegensatz! Und so ist es auch beim Menschen. Denn nur mittels einer Rückbindung, einer „Religion“, erreicht er Höhe. Was ohne Bindung ist, nennt man „haltlos“ – und es schrabbelt in willkürlichen Bewegungen am Boden dahin. Die einzige Freiheit, die dem Haltlosen zukommt, ist der freie Fall. Und genau so verhält es sich bei Menschen, die nicht stabil gebunden sind. Denn ohne „Religion“ befinden sie sich im freiem Fall, und der Wind des Lebens bläst sie, wohin er will. „Ungebunden“ können sie jede Mode mitmachen, können sich vom Zufall treiben lassen und „Hurra“ schreien, wenn alle schreien – dem Ziellosen ist Bewegung ebenso recht wie Stillstand. Doch darf man solche Beliebigkeit nicht mit Freiheit verwechseln. Und man kann sie auch keinem jungen Menschen wünschen. Denn ein junger Drachen braucht für seinen Flug zwar Sonnenschein, Wind und freien Raum. Damit er aber wirklich in die Höhe steigt, darf ihm die Schnur nicht fehlen. Damit ein Mensch steigen kann, darf nicht alles an ihm beweglich sein, wandelbar, flexibel und locker, sondern eines muss auch fest sein – und das ist die Schnur, die ihn mit Gott verbindet, das ist Religion als „Rückbindung“, oder mit einem Wort: der Glaube. Denn der Glaube ist die Verankerung, ohne die der Mensch sich verliert. Der Glaube bildet das verlässliche Widerlager gegen die Wandlungen des Lebens. Und erst dieses Widerlager befähigt den Menschen zu kritischem Denken, weil man erst Wertmaßstäbe haben muss, bevor man (anhand dieser Maßstäbe) etwas prüfen und bewerten kann. Der Glaube bindet den Menschen in aller Veränderung an das Bleibende, er verknüpft alles Bedingte mit dem Unbedingten und alles Vorläufige mit dem Endgültigen. Und sich an Gott zu binden, ist darum auch kein Hemmnis, sondern eben das ist der Schlüssel zu gelingendem Leben. Gerade die Bindung ist der Grund jener echten Freiheit, die man „ungebunden“ nicht haben kann. Denn wie den Drachen, so hält sie auch den Menschen nicht am Boden fest, sondern gerade Religion als „Rückbindung“ ermöglicht ihm den schönsten Flug. Und haltlos zu sein, ist demgegenüber keine reizvolle Alternative.

Schutzmantelmadonna



*La vierge de miséricorde de la famille Cadard (Ausschnitt),
Enguerrand Quarton, Public domain, via Wikimedia Commons*

Wer katholische Kirchen besichtig, begegnet diesem Motiv recht oft: Maria breitet ihren Mantel aus, und viele Menschen finden darunter Schutz. Für evangelische Christen ist das befremdlich. Denn warum sollte man bei Maria „unterkriechen“ – und das auch noch in anbetender Haltung? Doch immerhin wirkt sympathisch, was Maria da mit ihrem Mantel tut. Sie hat ihn weit ausgebreitet, damit möglichst viele darunter Platz finden. Das ist eine schöne, mütterliche Geste. Und die bei ihr Geborgenen suchen Schutz wie Küken, die sich unter den Flügeln der Henne zusammendrängen, wenn am Himmel der Habicht kreist. Sie verstecken sich wie erschrockene Kinder, die zu ihrer Mutter geflüchtet sind und nun erwartungsvoll zu ihr aufschauen. Aber ist das eine biblische Szene? Nein. Steht irgendwo im Neuen Testament, Christen sollten bei Maria Schutz suchen? Nein. Jesus Christus, Marias Sohn ist es, der Gottes Gnade vermittelt – nicht seine Mutter. Diesbezüglich führt uns das Bild in die Irre. Und doch spricht es mich an, seit ich den Ursprung des

Motivs kenne. Denn es hängt auf überraschende Weise mit den unehelichen Kindern zusammen, die man im Mittelalter „Bastarde“ nannte und die damals im Erbrecht benachteiligt waren.

Wieso? Im Mittelalter kam es nicht selten vor, dass ein Paar schon vor der Eheschließung Kinder zeugte. Denn nach einer solchen „Probe“ konnte man davon ausgehen, dass auch nach der Hochzeit weiterer Nachwuchs folgen würde – und die Ehe nicht etwa kinderlos blieb. Keine Kinder zu bekommen, war eine Katastrophe! Und so vergewisserte man sich vor der Trauung, dass die Braut fruchtbar sei. Nur entstand dadurch ein Problem. Denn unehelicher Nachwuchs war nicht erbberechtigt und sozial in keiner Weise abgesichert. Vorzeitig geborenen Kinder waren den späteren gegenüber sehr im Nachteil. Und um dem abzuhelpen, schuf man einen rechtsymbolischen Akt, durch den „illegitime“ Kinder als „ehelich“ anerkannt werden konnten. Sie waren verfrüht aus dem Leib ihrer Mutter hervorgegangen, das ließ sich nicht rückgängig machen. Aber man konnte sie bei der kirchlichen Trauung unter den Brautschleier bzw. unter den Mantel der Braut stellen und sie damit offiziell (vor den Augen der versammelten Gemeinde) als legitime Kinder des Brautpaares anerkennen. Die Frau schloss ihre vorehelichen Kinder unter ihrem Mantel ein, wodurch sie als „ehelich“ galten und späteren Kindern gleichgestellt waren. Und diese Symbolik hat man dann in die christliche Kunst übernommen in Form der „Schutzmantelmadonna“, die Menschen durch Umhüllung mit ihrem Mantel als legitime Kinder Gottes anerkennt. Für die Erlösung, die im Glauben geschieht, ist das ein passendes Gleichnis, denn die vorehelichen Kinder hatten keinen Anspruch, als „legitim“ anerkannt zu werden. Und ebenso geht es dem Sünder. Er hat keinen Anspruch, von Gott angenommen zu werden. Und wenn's dennoch geschieht, ist es ein reiner Gnadenakt. Die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, wird am Menschen nicht wie eine Gegebenheit „festgestellt“, sondern wird durch Gottes Erbarmen „hergestellt“. Ein Christ darf nicht darum bei Gott unterschlüpfen, weil er gut wäre und Schutz verdiente, sondern weil er schlecht ist, und Gott sich dennoch erbarmt!

Nur – dass es Maria sei, zu der Christen flüchten, bleibt ein Irrtum. Denn Maria war ein Mensch. Und des Christen Zuflucht ist Gott. Der evangelische Einwand gegen das katholische Bild bleibt somit bestehen: Ich brauche die Gnade der Maria so wenig, wie sie die meine. Und ich habe so wenig Grund, zu ihr zu beten, wie sie zu mir. Denn wir sind Menschen. Der Spender aller Gnade ist aber Gott. Und Jesus Christus ist der einzige Mittler zwischen Gott und Mensch (1. Tim 2,5). Er kann leisten, was Maria nicht vermag, darum ist, wer zu Maria flüchtet, schlecht beraten. Christus wäre die richtige Adresse! Soviel bleibt aber wahr, dass wir unter einen fremden Mantel schlüpfen müssen, um legitime Kinder Gottes zu sein. Und die hier dargestellten Menschen können uns darin zum Vorbild werden, weil sie nicht zu stolz sind, um Zuflucht zu suchen. Man schaue sie nur an! Unter den „Mantelkindern“ sind viele gekrönte Häupter, vornehme und adelige Leute, die vor der Welt etwas gelten! Und doch sind sie nicht zu aufgeblasen, um unter den

Mantel der Gnade zu fliehen. Vor der Welt sind sie mächtig, aber vor Gott wissen sie sich bedürftig. Das ist weise! Tun wir's ihnen also gleich. Beugen wir unsre Knie. Aber – tun wir es vor Christus.